This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

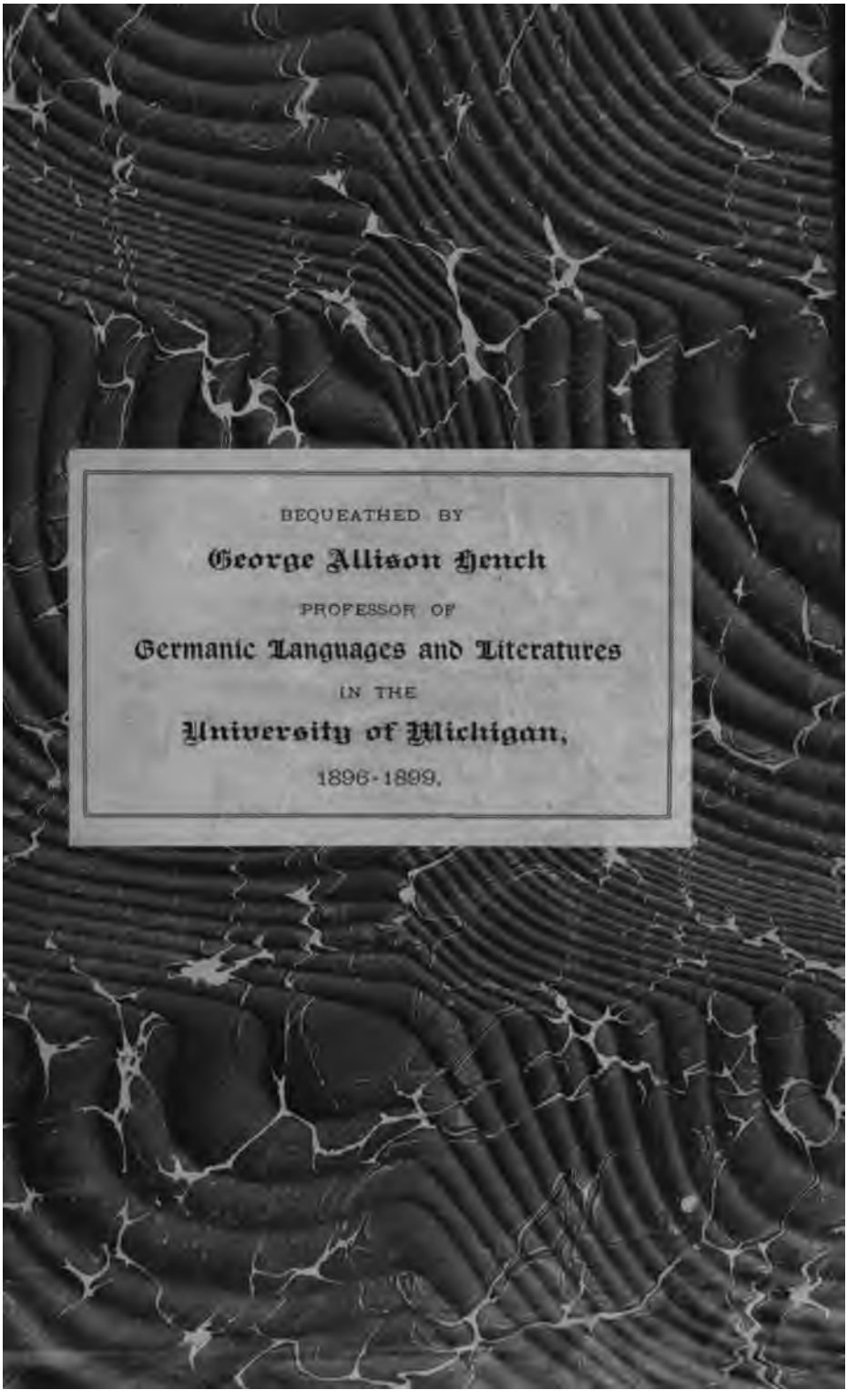
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Deutſche Urzeit.


BEQUEATHED BY

George Allison Hench

PROFESSOR OF

Germanic Languages and Literatures

IN THE

University of Michigan,

1896-1899.

DD
125
.A76
188
v.1

Deutsche Urzeit.

Deutſche Urzeit.

9919-1

Von

Wilhelm Arnold.

Dritte Auflage.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1881.

Alle Rechte vorbehalten.

Hochlöblicher

Fakultät der Staatswirtschaft

zu

Tübingen.

Inhalt.

Erstes Buch.

Geschichte der Urzeit bis zur Gründung der fränkischen Monarchie.

Seite

Erstes Kapitel: Vorgeschichtliche Wanderungen 13
Zweites Kapitel: Die Kämpfe mit den Römern 49
Drittes Kapitel: Der Pfahlgraben und seine Bedeutung . . . 81
Viertes Kapitel: Die Bildung der neuen Stämme 115

Zweites Buch.

Innere Zustände während dieser Zeit.

Erstes Kapitel: Kulturstufe 187
Zweites Kapitel: Kriegswesen 251
Drittes Kapitel: Verfassung und Recht 307
Viertes Kapitel: Glaube und geistiges Leben 389

Erſtes Buch.

Geſchichte der Urzeit bis zur Gründung der fränkiſchen Monarchie.

Erſtes Kapitel.

Vorgeſchichtliche Wanderungen.

Es iſt noch nicht gar lange, daß man in Lehrbüchern wie in Schulen und Vorleſungen die deutſche Geſchichte mit den Cimbern- und Teutonenkriegen anfing. Dann wußte man etwas von Cäſar zu erzählen, wie er Gallien erobert und den Arioviſt geſchlagen habe; dabei auch zweimal gegen Sigambern und Sueven über den Rhein gegangen ſei, ſich aber in das Dunkel der germaniſchen Wälder nicht vorgewagt habe. Hierauf folgten die Feldzüge des Druſus, die Erhebung der deutſchen Stämme unter Armin, die Niederlage des Varus und die Rachekriege des Germanicus; als Nachſpiel etwa noch der Kampf zwiſchen Armin und Marbod. Dann der Aufſtand der Bataver unter Claudius Civilis und die Markomannenkriege unter Kaiſer Mark Aurel. Dann ſchwieg die Geſchichte nahezu zweihundert Jahre, um mit dem Hunnenſturm im Jahre 375 in das breite Fahrwaſſer der Völkerwanderung einzulaufen.

Ein Glück nur, daß man die „Germania" des Tacitus hatte. Da ließ ſich doch auch etwas über Nahrung und Kleidung, Kultur und Sitte, Recht und Glauben der alten Germanen ſagen. Freilich ſteht die Schrift in einem gewiſſen Widerſpruch mit den Nachrichten des Cäſar: ſie iſt von wunderbarer

Kürze, oft ungemein schwierig und bei aller Feinheit und Meisterschaft der Beobachtung nebenbei zugleich ein Stück Tendenzroman. So kam es denn, daß man hinein- und herauslesen konnte was man wollte, daß umfangreiche Kommentare darüber geschrieben wurden (der neueste ist beinah tausend Druckseiten stark und behandelt nicht einmal die ganze Germania, sondern nur die Staatsaltertümer), die Gelehrten aber schließlich doch nicht einig werden konnten, auf welcher Bildungsstufe die Germanen damals eigentlich standen. Im Grunde kämpfen immer noch zwei entgegengesetzte Ansichten um die Herrschaft: nach der einen haben wir unsere Vorfahren uns als halbe Wilde zu denken, als Kriegs- und Nomadenvolk ohne höhere Gesittung; nach der anderen waren es ansässige Bauern, die im wesentlichen fast dieselbe Kulturstufe erreicht hatten wie unsere heutigen Bauern.

Auch mit der Völkerwanderung gewinnt die deutsche Geschichte nicht viel. Wir hören von den Wanderungen und Kriegszügen der Ost- und Westgoten, der Vandalen und Sueven, der Burgunder, Angeln, Sachsen und Langobarden, von den Versuchen ihrer Staatsbildung in den Provinzen des römischen Reiches und von der kurzen Herrlichkeit und Blüte dieser Reiche: des vandalischen in Afrika, des westgotischen in Spanien, des burgundischen in Frankreich, des ostgotischen und langobardischen in Italien. Ebenso sind wir ziemlich genau über die Verfassung derselben unterrichtet. Denn mit Ausnahme des vandalischen sind uns aus allen diesen Reichen Gesetzbücher oder Rechtsaufzeichnungen erhalten, die ein deutliches Bild von den inneren Zuständen gewähren, von der Macht des Königs, dem politischen Einfluß des Adels, der Stellung der Freien und Unfreien, dem Gegensatz zwischen Romanen und Germanen, von Kriegswesen und Besteuerung, Strafrecht und Gerichtsverfahren.

Aber von der Geſchichte der Völkerwanderung im inneren Deutſchland wiſſen wir ſo gut wie nichts. Bis auf den heutigen Tag iſt die Bildung der deutſchen Stämme, wie ſie als ſolche im großen und ganzen noch jetzt fortdauern, vielfach ein ungelöſtes Rätſel. Konnte man doch noch vor kurzem alles Ernſtes die Frage aufwerfen, wie es möglich geweſen, daß Chlodwig am Nieder- und Mittelrhein mit Alemannen zuſammengetroffen ſei. Alſo gerade über den entſcheidenden Wendepunkt unſerer Geſchichte, auf dem die ganze folgende Entwickelung beruht, war man im Dunkel. Und doch berührt uns die Geſchichte der Franken, Alemannen, Sachſen, Thüringer und Bayern, aus deren Verbindung nachmals unter den ſächſiſchen Kaiſern das deutſche Volk und das deutſche Reich hervorging, viel näher als die Geſchichte der verſchollenen oder untergegangenen Vandalen, Goten, Burgunder und Langobarden.

Mit einem Wort: man war auf die Überlieferungen der fremden griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller beſchränkt, und ſo dankbar wir dafür ſein müſſen, daß wir ſie überhaupt haben, es liegt doch auf der Hand, daß ſie nur als unvollſtändige und mangelhafte Quellen gelten können. Denn einmal ſtehen ſie vielfach mit einander in Widerſpruch; dann ſahen ſie unſere inneren Verhältniſſe mit fremden Augen an, wie durch gefärbte Gläſer; und endlich ſind ſie bei aller Reichhaltigkeit äußerſt lückenhaft und dürftig, da ſie nur das erzählen was ſie anging und überhaupt nur das wiſſen konnten was in ihrem Geſichtskreis lag. Freilich ſind Meiſter der Geſchichtſchreibung darunter wie Cäſar und Tacitus. Aber weit über die Grenzen des römiſchen Reiches reichte auch ihr Wiſſen nicht, und von Mißverſtändniſſen ſind ſie ebenſo wenig frei, ſelbſt Cäſar nicht, der mit ſeinem Feldherrnauge Land und Volk aus eigener Anſchauung kennen gelernt hatte.

Darum ist man, was Stoff und Inhalt unserer Geschichte anlangt, bis auf die neueste Zeit nicht viel über Mascous „Geschichte der Teutschen" hinausgekommen: der erste Versuch einer nationalen Historiographie, der in den Jahren 1726 und 1737 zu Leipzig erschien und, beiläufig gesagt, wegen seiner zahlreichen Quellenbelege noch immer ein schätzbares Hilfsmittel ist. Gewiß haben Kritik, Methode und Darstellung seitdem unendliche Fortschritte gemacht, aber der Umfang des Stoffes ist im wesentlichen derselbe geblieben. Auch in Zukunft wird von dieser Seite her keine erhebliche Erweiterung zu erwarten sein, so lange nicht neue Quellen entdeckt werden, wozu nach den bisherigen Erfahrungen außerordentlich wenig Aussicht vorhanden ist.

Dagegen hat die Geschichte eine ungeahnte Bereicherung erfahren, seitdem die Sprachwissenschaft in den Kreis der historischen Forschung eingetreten ist, und diese Bereicherung ist in der neuesten Zeit vor allem auch unserer deutschen Geschichte zugute gekommen. Es ist einmal zunächst durch die Sprachvergleichung, dann durch die historische Grammatik und die Geschichte der deutschen Sprache überhaupt die Herkunft der Germanen ermittelt, eine unendliche Vorzeit unseres Volkes erschlossen und seine Verwandtschaft mit anderen europäischen Völkern festgestellt worden. Und es ist sodann nach dem Vorgang Förstemanns an der Hand der Ortsnamenforschung gelungen, über die Bewegungen der Völker im inneren Deutschland etwa seit dem vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung vorläufig wenigstens einiges Licht zu verbreiten und die Bildung der deutschen Stämme selbst vor und während der Völkerwanderung zu verfolgen. Dazu sind neuerdings schätzbare Versuche getreten, die Grenzen der alten Stämme durch die heutigen Dialekte, Sitten und Gebräuche, die verschiedenen Anlagen der Dörfer und Höfe, die Bauart der

Häuſer und vieles andere näher zu beſtimmen. Es giebt mit einem Wort jetzt eine deutſche Altertumskunde, die vorzugsweiſe aus einheimiſchen Überlieferungen ſchöpft und nach den verſchiedenſten Seiten hin uns reiche Aufſchlüſſe über unſere Vorzeit gegeben hat, wie ſolche zu Mascous Zeiten noch ganz unmöglich waren.

So mag es denn geſtattet ſein, zunächſt von den Anfängen unſerer Geſchichte zu reden, ſo weit ſie nicht aus den Überlieferungen der Alten hervorgehen. Wir geben damit, ſoweit es im kleinen Rahmen dieſer Blätter möglich iſt, zugleich ein Bild von den Fortſchritten, welche die Geſchichte der Linguiſtik verdankt. Erſt dann werden wir auf die Kämpfe mit den Römern, auf den Pfahlgraben und ſeine Bedeutung und die Bildung der Stämme im inneren Deutſchland eingehen. Hieran ſollen ſich kleine Verſuche über die Kulturſtufe, das Kriegsweſen, über Recht und Verfaſſung, Glauben und geiſtiges Leben der alten Germanen anreihen.

Wenn der Verfaſſer dabei um die Nachſicht ſeiner Leſer bittet, ſo iſt das aufrichtig gemeint. Denn wie ſchwierig und undankbar wiſſenſchaftliche Darſtellungen ſind, die ein nichtgelehrtes Publikum im Auge haben, iſt zur Genüge bekannt. Sie ſollen zugleich unterrichten und unterhalten. Beide Zwecke aber ſcheinen in einem gewiſſen Widerſpruch zu ſtehen: das Lehren wird oft langweilig, das Unterhalten oft trivial. Es ſcheint alſo unvermeidlich, in den einen oder anderen Fehler zu verfallen, vielleicht gar in beide zugleich. Mögen deshalb die Leſer nicht zu viel verlangen. Sollte es gelingen, die Dinge zuweilen anders zu gruppieren oder von einer anderen Seite zu zeigen, als gewöhnlich geſchieht, im Wiederholen wie im Auslaſſen von Bekanntem das rechte Maß zu treffen und dabei zugleich in weiteren Kreiſen Intereſſe an unſerer älteſten Geſchichte zu erwecken, ſo wäre die Aufgabe des Verfaſſers an-

nähernd gelöst. Er wünscht, daß die Fachgenossen das Buch nicht ganz ohne Nutzen, die Laien nicht ganz ohne Freude lesen möchten.

Daß unser Volk ein Zweig der großen indogermanischen oder arischen Völkerfamilie ist, kann jetzt wohl als eine fast allgemein bekannte Thatsache gelten. Denn die überraschende Entdeckung von der ursprünglichen Einheit des indogermanischen Sprachstammes hat sich, so jung sie noch ist, außerordentlich schnell verbreitet und ist neuerdings durch eine Reihe weiterer Ergebnisse, vor allem der vergleichenden Mythologie, auf das unzweifelhafteste bestätigt worden.

Vielleicht, daß zu dieser Einheit ursprünglich auch die semitischen Völker (Araber, Chaldäer, Assyrer, Israeliten) oder, wie man vermutet hat, möglicherweise selbst die finnischen oder die uralisch-altaischen Völker (Finnen, Ungarn, Türken, Mongolen und Mandschu) gehören. Wenigstens steht die indogermanische Völkerfamilie geographisch wie sprachlich in der Mitte zwischen der finnischen und der semitischen: die Gegensätze und Berührungen zwischen Iran und Turan auf der einen Seite, zwischen Japhet und Sem auf der anderen sind uralt. Näher verwandt unter einander sind aber jedenfalls die indogermanischen Stämme, oder wie das Urvolk selbst sich genannt hat, die Arier, d. h. die Vornehmen oder die Herren im Gegensatz zu den benachbarten, fremdredenden Barbaren. Es sind dieselben, die als Nachkommen Japhets, wenn auch mit anderen Namen, zum Teil bereits in der mosaischen Völkertafel, der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes, erscheinen: Inder, Perser, Griechen, Italer, Kelten, Germanen und Slaven.

Noch manche andere mögen als näher oder entfernter verwandt zu ihnen gehören, wie Skythen, Thraker, Illyrier, Ligurer, Etrusker, Iberer. Vielleicht sind einzelne derselben schon

vor der allgemeinen Teilung und Zerstreuung des Urvolkes nach Europa gekommen. Uns gehen davon nur die Etrusker oder Rhätier näher an, weil sie einst auch im südlichen Deutschland gewohnt und in Tyrol und Graubünden zahlreiche Ortsnamen als Spuren ihres früheren Daseins zurückgelassen haben (Amras — Umaranusa, Bernina — Purnuna, Disentis — Thusanutanusa, Glurns — Calurnusa, Grabs — Caravatusa, Lukmanier — Lucumuna, Madulein — Matuluna, Meran — Merana, Nauders — Nuturusa, Ortles — Artalusa, Samaden — Samatuna, Sargans — Saruncanusa, Tyrol — Terula, Trons — Thurunusa, Valens — Velanusa, Velthurns — Vulturnusa und viele andere). Ludwig Steub hat sie gesammelt und soweit es möglich ist zu deuten versucht. Auch der Name des Riesgaues an der Grenze der Schwaben gegen Franken und Bayern ist zum Volksnamen zu stellen und gehört zu den ältesten uns überlieferten deutschen Ortsnamen.

Indes sind diese Stämme frühzeitig dem Untergang oder der Vermischung mit anderen anheimgefallen, und unsere Kenntnis reicht vorläufig nicht so weit, ihre Sprachen den bis jetzt bekannten arischen unterzuordnen. Die genannten Hauptvölker dagegen haben alle eine überaus reiche Litteratur hervorgebracht und dauern, wenn sie auch keine politische Selbständigkeit mehr haben, wenigstens in ihren Sprachen als eigene Völker erkennbar noch heute fort. Es gilt das besonders von den keltischen Stämmen, die trotz ihrer Unterwerfung in der Bretagne, in Irland, Schottland und Wales ihre Nationalität bis auf den heutigen Tag behauptet haben.

Die Heimat des arischen Urvolkes wird in Asien zwischen den Abhängen des indischen Kaukasus und dem Kaspischen Meere gesucht. Auch wenn man sie weiter nach Osten in Hochasien sucht, muß das Volk doch bald in das alte Baktrien gekommen sein. Nur hier waren die Bedingungen zu weiterer Aus-

breitung und zur Kulturentwickelung vorhanden, nur von hier aus konnten die großen Wanderungen nach Europa ausgehen. Nördlich wohnten turanische, westlich semitische Stämme.

Das Land liegt etwa zwischen dem 33. und 38. Breitengrad, hat ein gemäßigtes Klima, bietet reichen Wechsel von Gebirgen und Ebenen und ist mit allen Erzeugnissen der Natur ausgestattet, die für die ersten Anfänge der Kultur unerläßlich waren. Hier fand man mancherlei Erze, große Wälder und nutzbare Pflanzen; hier wuchs unser Getreide wild; hier war die ursprüngliche Heimat unserer wichtigsten Haustiere, vor allem des Rindes, das von der Natur zur ersten Ernährung des Menschen wie geschaffen scheint. Mit der Unterwerfung und Zähmung der Haustiere aber mußte alle Kultur beginnen.

Gegen Osten und Süden grenzt das Land an das Hochland von Pamir und die Gebirgskette des Hindukusch, gegen Norden und Westen an die Steppen und Wüsten von Turan und Persien. Es umfaßt das gesamte Quellengebiet des Oxus oder Amu: der mächtige Strom machte das Volk zugleich mit den Anfängen der Schiffahrt vertraut. Er floß damals noch in das Kaspische Meer, denn erst die später hier eingetretenen merkwürdigen Bodenveränderungen haben ihn von seinem natürlichen Lauf abgelenkt und ganz in den Aralsee geleitet. Die Wohnsitze lehnten sich also zum Teil an die Gebirge an, während den westlichen Stämmen die Ebenen bis zum Kaspischen Meere offen standen. Das alte Flußbett des Oxus zeigte den Weg nach Europa.

Es ist wahrscheinlich, daß das Urvolk schon in seiner alten Heimat sich in verschiedene Stämme gespalten hat und diese Stämme ziemlich in derselben Ordnung und Folge bei einander wohnten, in der sie später sich ausgebreitet haben und gewandert sind. Der Kreis, der ursprünglich ein kleiner und

enger war, hat sich allmählich erweitert und infolge der Wanderungen ins ungemessene ausgedehnt. Denken wir uns die Völker um einen Mittelpunkt gelagert, so haben die iranischen Stämme im Nordosten, die altindischen im Südosten gewohnt. Den Südwesten nahmen die späteren griechischen und italischen Stämme ein, den Nordwesten die germanischen und slavischen, zwischen beiden den äußersten Westen die keltischen. Die Reihenfolge der Völker ist also kreisförmig oder elliptisch gedacht: Perser, Inder, Griechen, Italer, Kelten, Germanen und Slaven. Die letzteren schließen den Kreis und lehnen sich im Norden wieder an die Perser. Genau in derselben Richtung sind die späteren Wanderungen erfolgt, und in derselben Ordnung sind auch die Sprachen der Völker näher oder entfernter mit einander verwandt. Das Slavische, das auf der einen Seite den deutschen Sprachen am nächsten steht, zeigt auf der anderen zugleich persischen Einfluß, von welchem selbst das Gotische, der östlichste Zweig der deutschen Sprache, nicht ganz frei ist. Inder und Perser zogen nach Süden und Osten (die spätere Ausbreitung iranischer Stämme nach Westen kann hier unerörtert bleiben), alle anderen Völker nach Westen und Norden, zuerst die gräko-italischen über Kleinasien nach Griechenland und Italien, dann Kelten, Germanen und Slaven nach dem nördlichen Europa.

Inder und Perser sind am längsten beisammen geblieben und haben sich vermutlich erst getrennt, nachdem ihre Stammesgenossen längst ihre Wanderungen begonnen hatten. Das Urvolk zerfiel also zunächst in eine ostarische und eine westarische Einheit: zu jener gehören die asiatischen, zu dieser die europäischen Zweige der Völkerfamilie. Wir schließen das nicht bloß aus der nahen Verwandtschaft des Altpersischen oder Zend mit dem Altindischen oder Sanskrit, sowie aus gewissen sprachlichen Erscheinungen, die alle westarischen oder europäischen

Sprachen und nur diese mit einander gemein haben, sondern vor allem aus der eigentümlichen Teilung des Sprachschatzes oder Wortvorrates, wonach viele Worte sich übereinstimmend nur im Zend und Sanskrit finden, während andere, die in den westarischen Sprachen vorkommen, umgekehrt fehlen. Das läßt uns wieder auf eine Verschiedenheit der Entwickelung schließen, die von dem Augenblick an begann, wo die Trennung eintrat, in ihren ersten Anfängen vielleicht aber schon vorher vorhanden war. Man glaubt annehmen zu dürfen, daß die ostarischen Stämme viel länger dem alten halbnomadischen Hirtenleben treu blieben, die westarischen dagegen schon in ihrer Urheimat sich auch im Ackerbau und Handwerk versuchten. Einen Rückfall in die alte Nomadenkultur für die Zeit der späteren Wanderungen schließt das natürlich nicht aus.

So fehlen, um ein paar Beispiele anzuführen, den ostarischen Stämmen die Namen für den Lein, der in allen europäischen Sprachen übereinstimmend benannt ist (gr. λίνον, lat. linum, ahd. lîn, ähnlich in den keltischen und slavischen Sprachen). Die westarischen Stämme haben ihn vermutlich schon aus ihrer asiatischen Heimat mitgebracht, während jene ihn erst kennen lernten, als sie ihre ursprünglichen Sitze verlassen hatten. Auch der Name für die Auster fehlt den Ostariern, während ihn die Westarier mit einander gemein haben (gr. ὄστερον, lat. ostrea, agf. ostra, analog im Keltischen und Slavischen). Vermutlich lernten die letzteren sie kennen, als ihre Wohnsitze sich bis zu den Gestaden des Kaspischen Meeres ausgebreitet hatten, ebenso wie sie den Lein dort fanden. Umgekehrt haben Perser und Inder einen Namen für die Taube gemein, während die europäischen Sprachen in der Benennung derselben differieren. Zur Zeit der Trennung der Stämme muß also die Taube als Hausvogel noch nicht bekannt gewesen sein. Für melken scheint ursprünglich das Wort ziehen

gedient zu haben (lat. ducere, goth. tiuhan). Aber in diesem Sinn haben es nur die Ostarier beibehalten, während die Westarier es durch ein anderes ersetzten, was unserem melken entspricht. Ebenso ist für das Ritzen des Bodens oder das Pflügen eine doppelte Wurzel in Gebrauch gewesen, wovon die eine den europäischen Stämmen geblieben ist (gr. ἀρόω, lat. aro, got. arjan, ahd. aran, ähnlich in den keltischen und slavischen Sprachen), während sie im Ostarischen ihre Bedeutung verlor und durch die zweite ersetzt wurde. Ähnlich scheiden sich die Namen des Pfluges und der Egge in den ost- und westarischen Sprachen. Es deutet das jedenfalls darauf, daß ein Ackerbau im späteren Sinne den Völkern vor ihrer Trennung noch unbekannt war.

Auch innere sprachliche Vorgänge bestätigen den Gegensatz. Der Ursprache war der Buchstabe l noch fremd; sein Auftreten ist das erste uns bekannte sprachgeschichtliche Ereignis: es fällt kurz vor die Zeit der ersten Trennung. Aber der uns so geläufige und mundgerechte Buchstabe erscheint seltener in den ostarischen, häufiger in den westarischen Sprachen: das Griechische hält dabei ziemlich die Mitte zwischen beiden.

Überhaupt darf der Gegensatz nicht unvermittelt gedacht werden, sondern nur so, daß ostarische und westarische Stämme je einander näher standen. Eine gemeinsame westarische Ursprache, aus der die europäischen Sprachen abzuleiten wären, hat es gewiß so wenig gegeben, wie einst eine gleichförmige arische oder später einmal eine gleichförmige germanische. Sie bildeten nur eine engere Einheit für sich, und je weiter wir zurückgehen, desto mehr verschwinden die Gegensätze der Sprachen wie der Völker.

Kelten, Germanen und Slaven bilden wieder eine engere Einheit. Sie sind nach einander längs den Ufern des Kaspischen Meeres nach Europa vorgedrungen oder von nachrückenden

Völkern gedrängt worden, die Kelten vermutlich an der Südseite und über den Kaukasus, Germanen und Slaven, wahrscheinlich noch als Gesamtvolk, auf der alten Nomadenstraße zwischen den Ausläufern des Ural und der Nordküste. In der Gegend des Kaukasus scheinen die Kelten längere Zeit verweilt zu haben, wie die alten Landschaftsnamen Albanien und Iberien vermuten lassen, die sich merkwürdigerweise im äußersten Westen von Europa wiederholen (Iberien in Spanien, Hibernia Irland, Albion für England und Schottland). Auch der Name des Kaukasus ist vermutlich arisch und von dem indischen Kaukasus nur übertragen; im Lithauischen bedeutet kaukaras soviel wie Hügel. Der Weg der Germanen und Slaven muß durch die südlichen Teile der Bucharei und die Wüste von Chiwa gegangen sein: gegen Norden werden damals schon iranische Stämme den Weg versperrt haben. Ohne Zweifel ist die Einwanderung der Kelten weit früher erfolgt als die der Germanen und Slaven, die einschließlich der Lithauer länger ungeteilt beisammen blieben.

Wir schließen das wieder aus der näheren Verwandtschaft, in der die Sprachen dieser Völker zu einander stehen. Denn es giebt dafür, von späteren zufälligen Umständen abgesehen, keine andere Erklärung, als daß die nächstverwandten Sprachen sich am spätesten von einander gesondert haben, die Völker also, welche sie reden, länger beisammen geblieben sind als die, deren Sprachen sich ferner stehen.

Doch ist auch hier nicht daran zu denken, daß Kelten, Germanen und Slaven einst ein geschlossenes, einheitliches Volk gebildet hätten: überall finden Übergänge und Berührungen statt. So vermittelt das Griechische zwischen den ost- und westarischen Sprachen, das Altitalische zwischen den griechischen und nordeuropäischen, das Keltische wieder zwischen den italischen und slavo-germanischen. Gräko-Italiker bildeten viel-

leicht eine Zeit lang in ähnlicher Weise eine engere Einheit, wie Kelten, Germanen und Slaven.

Der nähere Zusammenhang der drei letzten Völker wird dadurch bewiesen, daß sie eine Anzahl Wörter gemein haben, die allen übrigen fehlen. Es gehören dahin insbesondere die Wörter Affe, Apfel, Berg, Thal, Sommer. Andere haben wir nicht bloß mit dem Keltischen und Slavischen, sondern auch mit dem Lateinischen gemein, wie denn das erstere in vieler Hinsicht letzterem näher steht als das Germanische oder zwischen dem Lateinischen und Germanischen die Mitte hält.

Die große Selbständigkeit des Keltischen und seine eigentümliche Ausbildung deuten jedenfalls darauf, daß das Volk in sehr früher Zeit sich von den italischen wie den slavogermanischen Stämmen getrennt haben muß. Schon den Völkern der alten Welt war es im äußersten Westen von Europa bekannt; soweit die beglaubigte Geschichte zurückgeht, erscheint es stets im Süden und Westen der Germanen, ihnen voraus im Kampf mit dem römischen Reich. Alles deutet darauf, daß es schon aus seiner asiatischen Heimat als selbständiges Volk ausgewandert ist.

Daß wir aber den Slaven am nächsten stehen, beweist der nächste Zusammenhang der germanischen Sprachen mit den slavischen, wie ihn zuerst Jakob Grimm in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" aufgedeckt hat. Eine Reihe sprachlicher Erscheinungen finden sich übereinstimmend nur in beiden, und ebenso haben wir eine Reihe wichtiger Ausdrücke nur mit den slavischen und lithauischen Stämmen gemein. Zu den ersteren gehören unter anderem die starken Konsonantverbindungen, die Neigung zum j, gewisse Einbußen in der Flexion (Ablativ, Konjunktiv, Futurum und Aorist) und die doppelte Deklination der Adjektiva. Wichtige Ausdrücke, die wir gemein haben, sind namentlich die Zahlbezeichnung tausend, worin sonst fast

alle ariſchen Sprachen differieren (gr. χίλιοι, lat. mille), die Namen für Gold, Silber und Seide, was auf gemeinſamen Handelsverkehr deutet, Korn, Roggen, Milch, Fleiſch, Wachs, Obſt, Saat, dreſchen, unſer älteres Wort für Mühle (got. quairnus) und viele andere, die kulturgeſchichtlich von großer Bedeutung ſind. Wir werden auf die gemeinſamen Fortſchritte der Kultur gleich zurückkommen.

Selbſtverſtändlich kann über die Zeit der erſten Wanderungen nichts näher beſtimmt werden. Nur ſoviel iſt ſicher, daß ſie in eine überaus frühe, vorgeſchichtliche Zeit fallen. Denn ſo zuverläſſig die Schlüſſe ſind, die uns die Sprache über Herkunft und Verwandtſchaft der Völker geſtattet, ſo trügeriſch erweiſt ſich alles, was die Linguiſtik für ſich allein in beſtimmte Beziehung zu unſerer bisherigen Chronologie bringen will. Nur eine innere Chronologie wird durch die Sprachgeſchichte gewonnen, die einzelnen Perioden ſelbſt aber ſind ohne Beihilfe anderer Umſtände bis jetzt für uns ebenſo wenig meßbar als die geologiſchen.

Doch giebt es immerhin einige Anhaltspunkte. Man nimmt an, daß die Kelten etwa zweitauſend Jahre v. Chr. den äußerſten Weſtrand von Europa erreicht haben. Denn ihre gewaltige Ausbreitung im vierten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, ihre Verzweigung in verſchiedene ſelbſtändige Hauptvölker, und der Umſtand, daß Gallien den alten Schriftſtellern ſtets als keltiſches Stammland erſcheint, nötigt uns, mindeſtens eine Vorzeit von ein- bis zweitauſend Jahren vor der Epoche ihrer größten Ausbreitung anzunehmen. Schon Herodot kennt ſie als letztes Volk in Europa gegen Untergang der Sonne, um die Quellen der Donau, am Fuß der Pyrenäen und jenſeits derſelben bis zu den Säulen des Herkules; von Gallien aus bedrohten ſie unter Brennus Rom in den erſten Anfängen ſeiner Geſchichte.

Die Griechen waren als Yavanas (Javan in der Geneſis,

daher der ſpätere Name Jaones oder Jonier) ſchon im dritten Jahrtauſend vor Chriſti Geburt den Babyloniern und Semiten in Kleinaſien bekannt. Die Zeit ihrer erſten Ankunft daſelbſt darf wohl noch höher hinaufgeſetzt werden. Um dieſelbe Zeit ſind, wie man aus den Berechnungen der indiſchen Aſtronomie ſchließen will, die Indier bereits über den Indus vorgedrungen, und nicht viel ſpäter müſſen die Iranier, welche die Geneſis als Madai oder Meder erwähnt, nach Baktrien gekommen ſein. Alles zuſammengenommen darf die Zeit der erſten Trennung etwa dreitauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung angeſetzt werden.

Dagegen kann aus dem Sprachſchatz, wie er allen indogermaniſchen Völkern eigen iſt, mit einiger Sicherheit auf den Kulturgrad geſchloſſen werden, den dieſelben vor aller Trennung erreicht hatten. Und dieſer erweiſt ſich mit Rückſicht auf das nach Jahrtauſenden zu bemeſſende Alter dieſer Zeit verhältnismäßig ſchon als ein ſehr hoher.

Denn wenn auch ein eigentlicher Ackerbau der Urzeit noch fremd war, ſo ſind unſere Haustiere mit wenigen Ausnahmen doch alle ſchon als ſolche bekannt und gebraucht, namentlich der Hund, das Rind, für welches drei Ausdrücke vorkommen, das Pferd, das Schaf, die Ziege und das Schwein. Ebenſo iſt der Begriff der Herde vorhanden. Die wichtigſte Rolle im Leben der alten Arier ſpielt die Kuh. Für das wirtſchaftliche Leben verſteht ſich das von ſelbſt, denn kein anderes Tier giebt ſo leicht und bequem Nahrung wie ſie. Nach ihrem Beſitz beſtimmte ſich der Reichtum, ſie war die Hauptbeute im Krieg, nach den zu ihrem Unterhalt nötigen Weiden wurden die Gebiete der Stämme ſelbſt abgeteilt (ſanskr. gavya, gr. γαῦα, got. gavi). Aber es ſcheint eine Zeit gegeben zu haben, wo die Kuh auch die geiſtigen und religiöſen Vorſtellungen der alten Arier beherrſcht hat. Daher die Bedeutung, welche ſie

in der Mythologie hat, und ihre Verehrung bei den Indern als heiliges Tier. Die ganze Erde wird im indischen Mythus als Nahrung spendende Kuh gedacht; Kühe sind die Flüsse, welche dem Meere zueilen, um in ihren Stall zu kommen; Kühe sind die Wolken, die der Wind milkt und die dann mit ihrem Regen die Erde tränken; himmlische Kühe sind endlich die Sterne, die von der Sonne geweidet werden und ihren Weg durch die verlorene Milch bezeichnen, wie uns der Name der Milchstraße noch jetzt verrät.

Aber auch einzelne Namen niederer Tiere kehren in allen arischen Sprachen wieder. Der Name der Maus fehlt nur im Lithauischen und Keltischen. Gewisse Insekten scheinen die Wanderungen begleitet zu haben; die Namen für Wurm, Floh und Mücke stimmen durchweg überein. Natürlich war das Ungeziefer von den Haustieren unzertrennlich, und ebenso müssen unsere Vorfahren, so lange sie in sumpfigen und wasserreichen Gegenden wohnten, viel mehr als wir von Stechmücken geplagt worden sein.

Auf die Anfänge des Ackerbaues deuten mit Bestimmtheit nur wenige Ausdrücke. Der wichtigste ist vielleicht das Wort Joch (sanskr. yuga, gr. ζυγός, lat. jugum, ahd. joh, auch in den keltischen und slavischen Sprachen), weil daraus geschlossen werden kann, daß die Rinder in der Urzeit auch zum Ziehen gebraucht wurden, wenn nicht gerade des Pfluges, so doch von Wagen. Die Namen für den Pflug teilen sich in mehrere Gruppen: ein eigentlicher Pflug war also der Urzeit noch unbekannt.

Nahrung, Kleidung und Wohnung zeigen von großer Einfachheit. Doch fehlt das Fleisch nicht, man hatte ein gebrautes Getränk, wußte Kleider zu weben und ein einfaches Haus zu bauen. Selbst einzelne Teile der Wohnung werden unterschieden, wie anderseits Ausdrücke vorkommen, die auf dichteres Zusammenleben und die Anlage von Befestigungen deuten.

Ebenso finden sich Anfänge von Schmuck, wie es der bei den arischen Stämmen entwickelte Schönheitssinn nicht anders erwarten läßt.

Auch die ersten Anfänge des Handwerks fehlten nicht. Es gab Gefäße und Geräte von Holz, Thon, Stein und Erz, Waffen und Werkzeuge, insbesondere Bogen und Pfeile, Äxte, Hämmer, Bohrer und Sägen, und vor allem Wagen und Schiffe, wie die Übereinstimmung der Wörter Wagen, Rad, Achse, Ruder und Schiff (sanskr. nâu, gr. *ναῦς*, lat. navis, altirl. noe, poln. nawa, ahd. nawa, jetzt mundartlich noch Naue und Nähe) in allen oder fast allen arischen Sprachen zeigt. In frühester Zeit muß man die Kunst Metalle zu schmelzen erlernt haben: der Gebrauch des Feuers, welcher den Menschen so wesentlich vom Tiere scheidet — denn das Tier flieht das Feuer, während es der Mensch sich dienstbar macht —, war demnach schon sehr entwickelt. Nicht mit Unrecht nehmen deshalb die Archäologen an, daß das Bronzealter, das Geräte und Waffen von Erz kennt, in Europa erst mit der arischen Einwanderung beginne, während das sogen. Steinalter auf andere, vorarische Völker zu beziehen sei.

Dem wirtschaftlichen Leben entsprach das soziale und geistige. Die Begriffe Familie und Eigentum waren vorhanden, Bezeichnungen für den ersten und zweiten Grad der Verwandtschaft und der Verschwägerung, sowie für eine Anzahl von Vergehen und Verbrechen. Damit waren zugleich die Anfänge des sittlichen und rechtlichen Lebens gegeben. Natürlich fehlten Strafen nicht; als Beweismittel, um die Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu erkennen, scheinen schon in der Urzeit Gottesurteile in Gebrauch gewesen zu sein, wie die große Übereinstimmung indischer und germanischer Gebräuche vermuten läßt. Die politische Verfassung haben wir uns nur als patriarchalische zu denken: die Familie stand unter der

väterlichen Gewalt ihres natürlichen Hauptes, der Stamm bildete eine Verbindung mehrerer Familien unter einem gemeinsamen Oberhaupt. In der väterlichen Gewalt des römischen und dem Mundium des deutschen Rechtes haben sich Spuren und Reste dieser alten Familienverfassung erhalten.

Für die hohe geistige Begabung sprechen eine Menge geistiger Begriffe, die übereinstimmend in den arischen Sprachen vorkommen, wie meinen, denken, erkennen, wissen, wollen, lieben, thun, sein, das letztere in zwei Formen je nach seiner abstrakten oder konkreten Bedeutung. Der Mensch selbst ist von seiner Eigenschaft als denkendes Wesen benannt: Manu, der Denker, heißt bei den Indern der Stammvater des Menschengeschlechtes, wie den Germanen nach Tacitus Mannus als Stammvater gilt, unser deutsches Mann, wovon Mensch eine adjektivische Ableitung ist (menn-isc). Die klassischen Sprachen haben den Namen verloren, doch muß er ursprünglich auch ihnen bekannt gewesen sei (vgl. Minos bei den Griechen, gr. *μένω μέμονα*, lat. moneo memini).

Was den religiösen Glauben anlangt, so haben die westarischen Völker ohne Zweifel schon einen ausgebildeten Naturkult und den Polytheismus mit nach Europa gebracht, da die Grundzüge der Mythologie bei den europäischen Ariern übereinstimmen. Namentlich sind die drei Hauptgötter Wotan, Donar und Ziu (bei den Römern Jupiter, Vulkan und Mars, bei den Griechen Zeus, Hephästus und Ares) auch den Kelten und Slaven gemein, nur daß in der griechischen und römischen Mythologie neben Zeus und Jupiter noch Poseidon oder Neptun als besonderer Gott des Meeres, und Pluton oder Pluto als besonderer Gott der Unterwelt getreten sind. Spuren eines älteren Monotheismus sind aber unverkennbar. Denn allen arischen Sprachen ist die Vorstellung von einem höchsten, allmächtigen Himmelsgott eigen: sanskr. dêva, zend daêva,

gr. θεός, lat. deus, altirl. dia, lith. dewas, im Deutſchen durch das rätſelhafte Gott erſetzt.

Alſo ſchon eine viel höhere Bildung, als wir ſie heutzutage bei Indianern, Negern oder Malaien finden. Gleichwohl waren es nur Anfänge der Kultur. Ein einfaches Hirtenvolk tritt uns entgegen, deſſen äußere Thätigkeit durch die Worte melken, mahlen, brauen, weben, ſpinnen, nähen und einige andere beinahe erſchöpft ſcheint. Jahrhundertelang mag es in friedlichem Stillleben ſeine Herden geweidet haben, ehe die Stunde der Trennung kam, ein Stamm nach dem anderen ſich abſonderte und ſeine eigenen Bahnen einſchlug. Mit den Wanderungen aber begann der Kampf ums Daſein und der Eintritt in die Geſchichte, d. h. die Entwickelung. Seitdem erkannten ſich die Stämme nicht mehr als Brüder, und wo ſie ſich begegnen, treffen ſie als Feinde auf einander. Die urſprüngliche Stammverwandtſchaft geriet in Vergeſſenheit und konnte erſt nach Jahrtauſenden auf künſtlichem Wege durch die Wiſſenſchaft wieder entdeckt werden.

Es würde vergebene Mühe ſein, nach den Gründen zu fragen, welche einzelne Stämme bewegen konnten, das friedliche Stillleben zu verlaſſen, fremde Länder aufzuſuchen und ſich den Schickſalen einer ungewiſſen Zukunft anzuvertrauen. Und doch werden wir nicht fehl gehen, wenn wir, von einzelnen zufälligen Veranlaſſungen abgeſehen, als den immer wiederkehrenden Hauptgrund der Trennung die Unzulänglichkeit der Weidereviere und die wachſende Menge des Volkes und ſeiner Herden angeben. Als keine weitere Ausbreitung nach Weſten mehr möglich war, mußte man ſich trennen. Die wenige Meilen von dem heutigen Balkh beginnende Wüſte der Bucharei ſetzte der Ausbreitung bald ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Das Bedürfnis eines weiteren Nahrungsſpielraumes trieb alſo zum Wandern. Genau ſo, wie das bei den Erzvätern des

Alten Teſtamentes, bei der Gründung phöniziſcher, griechiſcher und italiſcher Kolonieen, bei der ſpäteren Völkerwanderung der Kelten, Germanen und Slaven, und im weſentlichen auch bei unſerer heutigen Auswanderung der Fall iſt.

Von den drei nordeuropäiſchen Stämmen, die ſich drei großen Völkerwellen gleich über Europa ergoſſen haben, ſind wie wir ſahen die Kelten am früheſten eingewandert. Ihr Weg ging nördlich am Schwarzen Meere vorbei, die Donau aufwärts, zu beiden Seiten der Karpathen her nach Deutſchland, Gallien, Oberitalien, Spanien und rheinabwärts nach Britannien und Irland.

Im vierten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung ſcheinen ſie den größten Teil von Europa beherrſcht zu haben: es war die Blütezeit ihrer Macht und Ausdehnung. Das eigentliche Stammland aber, wo ſie den Völkern der alten Welt als Autochthonen erſcheinen, war das nach ihnen benannte Gallien. Von dort iſt im vierten Jahrhundert eine Rückflut eingetreten, die mehrfach der inzwiſchen aufgeblühten griechiſchen und römiſchen Kultur gefährlich wurde, Italien und Griechenland überſchwemmte und ſelbſt nach Kleinaſien vordrang. Ein Teil ließ ſich in Galatien nieder, das davon den Namen erhielt, und behauptete hier noch zur Zeit des heiligen Hieronymus ſeine nationale Selbſtändigkeit. Denn in der Einleitung zum Galaterbrief berichtet Hieronymus, daß die Galater dieſelbe Sprache redeten wie die Trevirer an der Moſel. Es werden doch wohl Kelten, keine Germanen geweſen ſein, wie mitunter behauptet wird. Denn eine Germaniſierung der Trevirer kann für die Zeit des heiligen Hieronymus unmöglich ſchon angenommen werden.

Die keltiſchen Sprachen, die wir durch die vortreffliche Grammatik von Zeuß näher kennen gelernt haben, ergeben, daß zwei Hauptſtämme unterſchieden werden müſſen, ein alt-

galliſch-britiſcher und ein iriſch-ſchottiſcher. Von dem erſteren hat ſich nur das Kambriſche in England und das Bretoniſche in Frankreich bis auf die Gegenwart erhalten. Der größte Teil von England wurde ſpäter von den Angelſachſen erobert und dadurch germaniſch, Gallien durch Cäſar dem römiſchen Reich einverleibt und in der Folge romaniſiert.

Der Sturz der keltiſchen Macht erfolgte von zwei Seiten. Im Süden war es das ſeit dem zweiten puniſchen Krieg unaufhaltſam vordringende Weltreich der Römer, was die Kelten immer weiter zurücktrieb und ſie ſchließlich im Stammland ſelbſt unterjochte. Im Norden waren es die ſeit dem vierten Jahrhundert vor Chriſti Geburt nach Deutſchland einbrechenden Germanen, die ſie allmählich bis über den Rhein zurückdrängten und das Land für ſich in Beſitz nahmen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Germanen ſo unbewußt Bundesgenoſſen der Römer waren, und daß die großen Wanderungen der Kelten im vierten Jahrhundert mit dem Vordringen der Germanen von Oſten her in Verbindung ſtehen. Aus dieſer Zeit iſt uns durch einen griechiſchen Gelehrten, Pytheas von Maſſilia oder dem heutigen Marſeille, der eine wiſſenſchaftliche Entdeckungsreiſe nach dem Norden unternahm, um Geſtalt und Größe der Erde kennen zu lernen, in dem Namen der Teutonen zuerſt der deutſche Name überliefert: die Wohnſitze des Volkes können nur an der Oſtſee geſucht werden, der Name iſt gleichbedeutend mit unſerem deutſchen Volksnamen und zum got. thiuda, ahd. diot Volk, zu ſtellen, noch in unverſchobener Form.

Nachdem der Einfall der Gallier unter Brennus abgewehrt und die römiſche Herrſchaft erſtarkt war, wurden die Kelten von Nord und Süd zugleich eingeengt, bis endlich der Tag kam, wo die Römer auch ihre Hand nach Deutſchland ausſtreckten und mit dem Schickſal Galliens bedrohten.

Während die Kelten längſt nach Weſten aufgebrochen waren,

haben Germanen und Slaven, vermutlich in der Nähe des Kaspiſchen Meeres, noch eine Zeit lang ein einziges Volk gebildet. Die Kultur desſelben zeigt uns der gemeinſam ſlavo-germaniſche Sprachſchatz ſchon erheblich fortgeſchritten. Ein eigentlicher Ackerbau hat begonnen, wie die neuen Worte Obſt und Saat zeigen; es ſind mindeſtens zwei Getreidearten bekannt, Roggen und Weizen; in dem Bier tritt ein neues Luxusgetränk auf, während man früher neben der Milch nur Met hatte; zur Kleidung kommen die Schuhe; die Waffen ſind beſſer und künſtlicher geworden, und es erſcheint eine förmliche Rüſtung, darunter namentlich der Helm; verſchiedene Arten von Gebäuden werden nach ihrer Beſtimmung unterſchieden; die Anfänge des Handels und mit ihm Gold, Silber und Seide haben ſich eingeſtellt; das Volk iſt eine politiſche Einheit geworden, und auch der Götterglaube hat ſich weiter entwickelt. Doch erſcheint die Kultur noch bedeutend tiefer, als die der Griechen in den Homeriſchen Geſängen der Odyſſee und Ilias. Und von dem heiteren Glanz, in dem die jugendliche Welt der Hellenen ſtrahlt, findet ſich hier keine Spur.

Denn der idylliſche Zuſtand der Urzeit hat längſt aufgehört. Mit dem Kampf ums Daſein hat die Zeit der Mühe und Arbeit, der Krankheit und Not, des Luges und Truges, aber auch die der ſittlichen Entwickelung und geiſtigen Erhebung begonnen. Die Sprache iſt überreich an Ausdrücken, um dieſes Ringen und Kämpfen zu bezeichnen, wie die neuen, Slaven und Germanen gemeinſamen Wörter Not, Mühe, Angſt, Sorge, Leid, Harm, Schande, Liſt, Hohn, Lüge, Haß und Streit zeigen; neue Krankheiten werden genannt, wie Krätze und Ausſatz, von denen die ältere Zeit nichts gewußt zu haben ſcheint: es liegt wie ein dunkler Schatten auf dieſer ſlavo-germaniſchen Periode, der grell von dem Sonnenglanz der Homeriſchen Zeit abſticht.

Sollten nicht die Mühſeligkeiten einer langen und ſchweren

Wanderung in der Vermehrung des Sprachſchatzes ſich abſpiegeln? Wie einſt das Volk Israel durch die Wüſte gezogen iſt, ſo ſind auch Germanen und Slaven durch die Wüſte geführt worden. Später ſcheint auf die Zeit der Not eine Zeit gemeinſamen Ackerbaues in weiten fruchtbaren Ebenen gefolgt zu ſein, vielleicht um die Ufer der Wolga oder ſchon weiter weſtwärts, nördlich vom Schwarzen Meer. Daß die Wohnſitze weiter nach Norden geſucht werden müſſen, ſcheint unter anderem daraus hervorzugehen, daß das Wort Elefant, got. ulbandus, den Sinn von Kamel angenommen hat, weil das frühere Tier aus dem Geſichtskreis der Völker entſchwand, ſo daß ſpäter das Wort dafür aus dem Griechiſchen wieder herbeigeholt werden mußte. Aber auch ſonſt macht ſich die nordiſche Fauna und die nordiſche Flora in der Sprache bemerkbar.

Wahrſcheinlich waren es iraniſche Stämme, die vorübergehend einen Teil des Volkes, die ſpäteren Slaven, unterwarfen, während ein anderer, die ſpäteren Germanen, frei blieben und ſich durch abermaliges Wandern der Unterjochung entzogen. Man hat vermutet, daß die pontiſchen Skythen des Herodot ſolche iraniſche Sieger einer ſlaviſchen Bevölkerung ſeien, in der ſie dann ſpäter, wie Sieger in unterworfenen zahlreichen Stämmen öfter, aufgingen. Germanen dürfen wir vielleicht ſchon tauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung um die Mündungen des Dnieſters und der Donau vermuten; die Slaven ſcheinen zu Herodots Zeit bereits bis in das Gebiet des Dnieper nachgerückt zu ſein. Aber alle dieſe Vermutungen ſind zweifelhaft und gewagt. Die Identität der Geten und Goten, die Jakob Grimm nachweiſen zu können glaubte, hat die Wiſſenſchaft längſt aufgegeben.

Der Weg der Germanen konnte nur den Dnieſter aufwärts und die Weichſel abwärts nach Nordweſten gehen. Von Odeſſa nach Königsberg iſt es nicht weiter als von Königsberg nach

Trieſt; große Schwierigkeiten bot der Weg nicht dar. Um das Jahr 400 vor Chriſti Geburt müſſen ſie die Oſtſee erreicht und ſeitdem die Kelten aus Deutſchland allmählich verdrängt haben. Jakob Grimm meint, daß ſie zur Zeit Alexanders des Großen ſchon den größten Teil Deutſchlands innegehabt und ſich faſt bis an den Rhein erſtreckt hätten, eine Annahme, die allerdings durch eine ganze Reihe von Umſtänden beſtärkt wird. Denn keltiſche Volksnamen, die ſich in Gallien und Britannien wiederfinden, gehen ſeitdem in ziemlicher Anzahl auf germaniſche Stämme über: die Kelten wanderten aus, die Germanen wanderten ein, die Namen aber blieben zurück und wurden auf die neuen Einwanderer übertragen. Selbſt der Name der Germanen, der Nachbarn bedeutet, analog wie Cenomanen die Fernwohnenden ſind, gehörte urſprünglich einem keltiſchen Stamm am Niederrhein an und ging auf die nachrückenden fremden Stämme über, für die er dann Geſamtname wurde; er wiederholt ſich bei mehreren keltiſchen Stämmen, unter anderen auch bei den keltiſchen Oretaniern in Spanien. Zur Zeit des Pytheas, jenes Maſſilioten, der um das Jahr 340 v. Chr. oder wenig ſpäter ſeine Reiſe unternahm und etwa bis in die Gegend der Eidermündung gekommen iſt, ſcheint die Elbe die Grenze zwiſchen Kelten und Germanen gebildet zu haben. In dieſer Gegend (auf der Inſel Abalus, erzählt er, ſammeln die Einwohner Bernſtein und bringen ihn nach dem gegenüberliegenden Feſtlande Baunonia, von wo derſelbe durch Gallien nach Griechenland gelange) läßt er mit den Teutonen das Land der Skythen beginnen, welches er damit beſtimmt vom Keltenland unterſcheidet. Daß er die Germanen mit den Skythen zuſammenwirft, darf uns nicht wundern. Denn im Norden und Oſten rechneten die Alten lange Zeit alle Völker, die ſie nicht kannten, zu den Skythen: wo ihre Kenntnis aufhörte, fing der Skythenname an.

Seitdem muß ziemlich rasch, aber in anhaltendem Kampfe, ein weiterer Rückzug der Kelten und ein Vordringen der Germanen auch in dem Land zwischen Elbe und Rhein erfolgt sein. Keltische Ortsnamen finden sich über ganz Deutschland zerstreut und sind namentlich in Hessen und Nassau häufig, von dem Süden, der fast bis auf Cäsars Zeit keltisch blieb und es nachmals jenseit des Pfahlgrabens zum Teil wieder wurde, gar nicht zu reden. Sie lassen, da sie in solcher Menge vorkommen, darauf schließen, daß gallische Stämme Deutschland einst jahrhundertelang inne gehabt haben. Denn ein Volk, welches in einem so unwirtlichen Land, wie das alte Germanien, zahlreiche Spuren seines Daseins zurücklassen konnte, muß längere Zeit ansässig gewesen sein. Und was Geschichte und Ortsnamen ergeben, wird von anderer Seite zugleich durch die Gräberfunde bestätigt. Denn so sehr diese neue Archäologie noch der wissenschaftlichen Durchbildung harrt, so ist doch so viel ausgemacht, daß auch die Gräber eine finnische (vorarische), keltische und germanische Zeit unterscheiden lassen.

Vor und während der sogen. Völkerwanderung trat eine Rückflut der germanischen Ostseestämme gegen Süden und Osten ein, ähnlich wie eine solche einst bei den Kelten stattgefunden hatte. Es ist zu vermuten, daß dieselbe auch durch ganz ähnliche Vorgänge veranlaßt wurde. Benachbarte Völker rückten bei der allgemeinen Bewegung von Ost nach West weiter vor und nötigten die Anwohner zum Abzug. Da aber der Weg durch das innere Deutschland durch die dort angesiedelten Stämme bereits versperrt war, blieb nur eine Rückwanderung nach Südosten übrig.

Es ist kaum anders möglich, als daß es slavische Völker waren, die nun in derselben Weise auf die Ostseegermanen stießen, wie diese einst auf die Kelten gedrückt hatten. Denn in der Zwischenzeit waren auch die Slaven längs dem Dnieper

und der Düna nach Norden vorgedrungen, hatten die Finnen vor sich her getrieben und sich im Quellengebiet der Düna und Wolga, um die Höhen des Waldaigebirges, festgesetzt. Von hier drangen sie später, zahlreicher und mächtiger geworden, wieder nach Süden vor und suchten im Westen auch gegen die Germanen Raum zu gewinnen. Doch fällt ihre eigentliche Völkerwanderung erst einige Jahrhunderte später, als die Germanen schon zur Ruhe gekommen waren, während die letzteren ihre Wanderungen in die Provinzen des römischen Reiches bereits zur Zeit der hunnischen Herrschaft, und die Kelten die ihre gar schon im dritten und vierten Jahrhundert vor Christi Geburt antraten.

Es ist also nicht ganz genau, gerade die Zeit von dem Einbruch der Hunnen in Europa bis zur Gründung des Langobardenreiches in Italien (375—568) die der Völkerwanderung zu nennen. Sie ist nur die Zeit, in welcher die beiden Hauptkulturvölker, das der Vergangenheit und das der Zukunft, Römer und Germanen, einander ablösten: die Periode des Überganges vom Altertum zum Mittelalter. Denn das Wandern hat in Europa unendlich lange vorher begonnen und noch lange nachher fortgedauert. Ja, es hat im Grunde, so lange die Welt steht, nicht ganz aufgehört und wird nie ganz aufhören, weil es so gut wie leider auch der Krieg zur Entwickelung des menschlichen Geschlechtes unentbehrlich scheint.

Den Völkern der alten Welt sind die nordischen Stämme verhältnismäßig erst spät bekannt geworden. Der erste Schriftsteller, der eine deutliche Kunde von den Kelten besitzt, ist Herodot: er berichtet unter anderem, daß die Donau im Keltenlande entspringe. Kelten und Germanen bildeten vermutlich noch lange den Alten eine ununterschiedene Masse, oder die letzteren wurden mit den Skythen vermengt, wie wir bei Pytheas gesehen haben. Der erste Schriftsteller, der beide Völker

näher kennen gelernt und genauer unterſchieden hat, iſt Cäſar, der ſie am Nieder- und Mittelrhein im Kampf mit einander begriffen fand. Die Slaven oder die Wenden, wie wir mit einem deutſchen Namen unſere öſtlichen Nachbarn nennen, erwähnt erſt Plinius als beſonderes Volk, Venedi, wohl zu got. vinja, die Bewohner des Weidelandes.

Genau ſo, wie die drei Stämme der Reihe nach in den Geſichtskreis der alten Welt eintreten. Denn während die Kelten längſt bekannt waren, ſaßen die Germanen noch geraume Zeit von Griechen und Römern unbemerkt hinter den Höhen des herzyniſchen Waldes, beiläufig geſagt, auch ein keltiſcher Name, zum kymr. erchyniad Erhöhung, der mit dem deutſchen Harz- nichts zu thun hat, vielmehr urſprünglich das ganze mitteldeutſche Gebirge von den Vogeſen bis zu den Karpathen begreift. Und während die Germanen ſeit Cäſars Zeit in den Vordergrund treten und die erbittertſten Feinde der Römer werden, ſitzen die Slaven unterdes noch unbemerkt um die Höhen des Waldaigebirges und in der ſarmatiſchen Ebene. Nur der lithauiſche Zweig des Volkes tritt mit den Eſten ſchon bei Tacitus als Volk der Bernſteinküſte, hier der Oſtſee, in das Licht der Geſchichte (dextro Suevici maris litore Aestuorum gentes).

In der hiſtoriſchen Zeit erſcheinen die Germanen bereits in vier Hauptſtämme geſpalten: die gotiſchen Völker zwiſchen dem Schwarzen Meere und der Oſtſee, die nordiſchen Germanen in Skandinavien, die ſächſiſchen Stämme im nördlichen Deutſchland und die ſueviſchen oder oberdeutſchen im mittleren und ſüdlichen. Wie es ſcheint, iſt die Vierteilung erſt aus einer Zweiteilung hervorgegangen, und die Germanen haben ſich zunächſt in eine oſt- und weſtgermaniſche Hälfte geſpalten. Am früheſten trennten ſich wohl die Goten, die zum Teil in ihren Sitzen am Schwarzen Meere zurückblieben, hierauf die nordiſchen

Stämme, die nach Skandinavien zogen. Doch erscheinen die Gegensätze nicht unvermittelt: die Burgunder und Langobarden stehen in der Mitte zwischen den gotischen und niederdeutschen Germanen, die Friesen zwischen den nordischen und sächsischen, die Sachsen zwischen den nordischen, den angelsächsischen und oberdeutschen. Das Gotische und Altnordische kann als ostgermanisch, das Deutsche und Angelsächsische als westgermanisch zusammengefaßt werden. Der Gegensatz zeigt sich besonders in dem konsonantischen Auslaut, wo das erstere das schließende s beibehält oder in r verwandelt (got. fisks, altn. fiskr), das westgermanische dagegen abwirft (ahd. agf. af. fisc, nhd. fisch). Hieraus ergeben sich dann eine Reihe weiterer Verschiedenheiten für die Flexion.

Wann die Trennung eingetreten sei oder wie lange die Stämme ungetrennt beisammen gewohnt haben, läßt sich kaum annähernd bestimmen. Ist es richtig, daß lange vor unserer Zeitrechnung bereits die Ostsee erreicht wurde, so muß auch die erste Einwanderung nach Skandinavien in eine ebenso frühe Zeit zurückverlegt werden. Dürfen wir auf das merkwürdige Wort Hahn, das den Germanen mit den Finnen gemein, beiden aber sonst allein eigen ist (finn. kana, got. hana, an. hani, agf. hona, ahd. hano wovon huon und henna, vgl. lat. canere), weitere Schlüsse bauen, so hätten, da das Tier erst im fünften Jahrhundert v. Chr. in das innere Europa gekommen zu sein scheint, damals noch alle germanischen Stämme als Nachbarn der Finnen — vielleicht östlich von der Weichsel in der sarmatischen Ebene — auf engem Raum bei einander gewohnt. Lithauer und Slaven, die den Hahn abweichend benennen, müssen bereits von einander gesondert, aber auch die Slaven, bei denen zwei verschiedene Ausdrücke vorkommen, schon in zwei Stämme getrennt gewesen sein. Wir kommen unten auf das Wort zurück: es verrät zugleich, daß im fünften Jahrhundert

die deutſche Lautverſchiebung noch nicht vollendet geweſen ſein kann, da den Finnen das Wort in der unverſchobenen Form zugekommen iſt.

Daß aber die deutſchen Stämme nördlich vom Schwarzen Meere oder richtiger vielleicht zwiſchen dem Schwarzen Meere und der Oſtſee längere Zeit ungeteilt beiſammen ſaßen, wird durch die urſprüngliche Spracheinheit derſelben auf das beſtimmteſte bezeugt, auch ohne daß wir eine abſolute Gleichheit anzunehmen brauchen: im äußerſten Oſten die Goten, von denen ein Reſt, die tetraxitiſchen oder Krim-Goten, am Aſowſchen Meer ſich das ganze Mittelalter hindurch erhalten hat; dann die nordiſchen Germanen, die zu verſchiedener Zeit und in verſchiedenen Zügen ſpäter nach Skandinavien zogen; dann die weſtlichen Stämme, die in der Folge in Deutſchland eindrangen. Dieſe fanden hier, ſoweit ſie nicht in der Völkerwanderung ihre Sitze wieder verließen, eine bleibende Heimat. Sie haben ſich lange Zeit in immer kleinere Stämme und Völkchen geſondert, deren zur Zeit der römiſchen Invaſion gegen fünfzig namhaft gemacht werden, bis ſpäter ein Wendepunkt eintrat und aus den zahlloſen Völkchen neue große Stammeseinheiten erwuchſen, die dann auf einer zweiten Stufe politiſcher Einigung wieder zu einem einheitlichen Volke und einem gemeinſamen Staatsganzen ſich verbanden. Dieſe Entwickelung aber liegt im vollen Lichte der Geſchichte.

Das Volk bewahrte trotz ſeiner langen und vielfachen Wanderungen bei ſeinem Eintritt in die Geſchichte eine wunderbare leibliche und geiſtige Friſche. Die leibliche und ſittliche bezeugt Tacitus, der allerdings im Gegenſatz zu der entarteten Römerwelt die Farben etwas grell aufgetragen hat. Aber er hat damit doch dem Volke für alle Zeit einen Spiegel urſprünglicher Reinheit vorgehalten. Die geiſtige zeigt vor allem die lebendige Fortbildung der Sprache, die gerade zu der Zeit

am kräftigsten und tiefsten gewesen sein muß, als die verschiedenen Stämme noch ein einziges germanisches Urvolk bildeten. Versuchen wir, die Haupteigentümlichkeiten der germanischen Sprachen uns zu veranschaulichen.

Vier Erscheinungen sind es hauptsächlich, wodurch sich dieselben von den übrigen arischen geschieden haben, und worin sich besonders die große Kraft und Energie, wie die Freiheit und Regsamkeit des germanischen Geistes kundgiebt: die Alliteration, der logische Accent, die Lautverschiebung und der Ablaut. Die beiden ersten haben, wenn man so sagen will, mehr innerlich, die beiden letzten mehr äußerlich gewirkt; jene sind mit die Ursachen dieser, wenn sie auch nicht allein zur Erklärung ausreichen; diese haben die vollständige Trennung des Germanischen von den verwandten Sprachen vollendet.

Die Alliteration besteht in dem gleichen Anlaut der Hauptworte in der poetischen Zeile. Ihr Ursprung setzt schon Bekanntschaft mit den Buchstaben oder Runen voraus, weil die Runenstäbe zunächst zum Wahrsagen gebraucht und den durch das Los bestimmten Stäben je zwei oder drei Worte mit gleichem Anlaut untergelegt wurden. Die so gefundenen Worte wurden bei der Verkündigung des Götterspruches stärker betont, um die Hörer alsbald von ihrer Übereinstimmung mit den durch das Los gegebenen Anlautzeichen zu vergewissern. Hieraus ergab sich die Betonung der Stamm- oder Wurzelsilben, während die anderen Silben ihren Ton verloren. Das Aufkommen der Alliteration hängt also zugleich mit dem neuen Accentprinzip zusammen, welches den klassischen Völkern mit ihren auf Quantität und Iktus beruhenden Versmaßen vollkommen fremd ist. Wie mächtig aber die Alliteration einst unsere Sprache durchdrungen hat, zeigt, daß sie selbst in der Prosa, wie z. B. der Bibelübersetzung des Ulfilas, hie und da vorkommt, und in sprichwörtlichen Redensarten uns bis auf

den heutigen Tag geläufig ist, obgleich schon die althochdeutsche Poesie, am frühesten die alemannische und rheinfränkische, von der Alliteration zum Reim überging.

In der Betonung der Wurzelsilbe oder dem logischen Accent spricht sich die eigentliche Kraft und Energie des germanischen Geistes aus, der auch in dem Tonfall der Sprache alles Gewicht auf den Sinn und die Bedeutung des Wortes legt. Es ist die dem Germanen eigene Leidenschaft, womit er alles erfaßt, was er thut, die hier in der Sprache durchbricht: das sachliche Element des Wortes, nicht die durch die Wortverbindung bedingte Flexion der Endsilben wird betont. Lag aber alles Gewicht auf dem Anlaut und der Bedeutung der Worte, so verstand es sich von selbst, daß man auf den Auslaut und die Flexion nicht den gleichen Wert legen konnte. Mit dem logischen Accent ging also eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Endungen und das Abschleifen der Flexionssilben Hand in Hand. Das machte dann wieder einen Ersatz nötig, der in dem Ablaut — eine Art innerer Flexion — gefunden und durch die Betonung der Stammsilben wesentlich begünstigt und erleichtert wurde. Und insofern die Lautverschiebung eine Erleichterung der konsonantischen Aussprache enthält, kann der logische Accent oder das Herabsteigen von höheren zu tieferen Tönen auch auf sie nicht ohne Einfluß gewesen sein. Doch kann sie daraus allein unmöglich abgeleitet werden: die Alliteration, sollte man meinen, hätte umgekehrt die ursprünglichen Konsonanten schützen müssen.

Mit der Lautverschiebung und dem Ablaut beginnt die volle Trennung und Selbständigkeit des Germanischen. Wir müssen näher von ihnen reden, da die Ausbildung einer neuen Sprache gleichsam die geistige Geburt des Volkes enthält. Der erste, der die Gesetze, worauf sie beruhen, entwickelt und begründet hat, ist Jakob Grimm; nur glaubte er mit seinem scharfen

Seherblick die Dinge zuweilen näher zu sehen, als sie wirklich sind. Indes, wenn er auch in der Erklärung fehlgegriffen hat, in der Art und Weise, wie er die Erklärung suchte, hat er gewiß das Richtige getroffen.

Die Lautverschiebung beruht auf einem Wechsel der stummen Konsonanten in den dem Germanischen mit den arischen Sprachen gemeinsamen Worten. Schon oft hat man die Konsonanten die Knochen der Sprache genannt, weil sie am wenigsten der Veränderung und dem Wechsel unterliegen, während die Vokale das flüssige und bewegliche Element, gleichsam Fleisch und Blut der Sprache, darstellen. Ganz besonders pflegt diese Festigkeit den stummen Konsonanten eigen zu sein, wogegen die flüssigen l, m, n, r schon mehr vokalische Natur haben und leichter sich verändern. Beide zusammen bilden den Vokalen gegenüber recht eigentlich die Kennzeichen und Marksteine der Begriffe.

Gerade die stummen Konsonanten hat nun das Germanische regelrecht verschoben, indem es nach dem Untergang der alten Aspiraten (bh, dh, gh), von welchem auch das Keltische und Slavische noch betroffen wurde, den weichen Laut zum scharfen und, nachdem dieser Schritt gethan war, den scharfen wieder zu einem Hauch- oder Reibelaut erhob: aus der alten media wurde eine tenuis, aus der tenuis eine aspirata. Übrigens ist für die Reihenfolge, in welcher sich der Prozeß vollzogen hat, unter den Linguisten bis jetzt so wenig eine Übereinstimmung erzielt, wie für seine Veranlassungen und Gründe. Da die stummen Konsonanten nach den Organen, womit sie gesprochen werden, sich in drei Laute teilen, einen Lippen-, Zahn- und Kehllaut, hat im ganzen eine sechsfache Verschiebung stattgefunden, wonach die drei weichen Laute (b, d, g) zu scharfen, dann die drei scharfen (p, t, k) zu gehauchten geworden sind (f, th, ch).

Analoge Vorgänge finden sich auch in anderen Sprachen, aber sie sind vereinzelt und fallen meist in das Gebiet des abhängigen Lautwechsels. Vollständig und unabhängig hat nur das Germanische verschoben, und zwar zu einer Zeit, da alle Stämme noch ein Ganzes ausmachten, denn die Bewegung ist gleichmäßig über alle germanischen Sprachen verbreitet. Sie muß mit großer Gewalt und Stärke eingetreten sein, da sie nur wenige Ausnahmen kennt. Und ebenso ist es kaum anders möglich, als daß sie geraume Zeit angehalten hat, da die einzelnen Verschiebungen nicht plötzlich und mit einemmale erfolgt sind. Etwa ähnlich, wie später bei den oberdeutschen Stämmen die zweite Verschiebung erfolgte.

Schon diese erste Lautverschiebung scheidet das Germanische wesentlich von den übrigen arischen Sprachen. Sie hält die Verwandtschaft mit ihnen fest und sagt sich doch von ihnen los. Denn die Lautverschiebung erscheint als Abfall von der ursprünglichen Einheit und Gemeinschaft der verwandten Sprachen und vom Standpunkt der ursprünglichen Sprachbildung aus zugleich als Trübung und Verwirrung der gemeinsamen Begriffe. Die Art und Weise aber, wie sie durchgeführt wurde, zeigt, daß die Germanen auch inmitten fremder Völker ihr feines und richtiges Sprachgefühl nicht verloren. Denn die Konsequenz und Regelmäßigkeit, womit sie bestimmte Buchstaben, diese aber auch vollständig ergreift, verhinderte zugleich wieder, daß die Sprache aus den Fugen geriet und der Zusammenhang mit den verwandten Sprachen völlig zerrissen wurde.

Jakob Grimm glaubte, die Bewegung hänge mit der Völkerwanderung zusammen und sei etwa im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erfolgt; bei den westlichen Stämmen früher, bei den östlichen später: sie deute auf das Vorwärtsdrängen der Germanen, das sich bis in die innersten Laute der Sprache erstreckt habe. Daran ist nun wohl nicht zu denken. Denn

da die Bewegung alle Stämme ergriffen hat, auch die nordiſchen Germanen, die an der ſpäteren Völkerwanderung keinen Teil haben, ſo muß ſie mindeſtens ein paar Jahrhunderte früher begonnen haben, als die Germanen noch beiſammen wohnten.

Andere haben ſie aus rein inneren, ſprachlichen Vorgängen zu erklären verſucht, damit aber das Rätſel ebenſo wenig gelöſt. Daß ſie durch Motive, die in der Sprache ſelbſt liegen, begünſtigt wurde, iſt unzweifelhaft, daß aber äußere Umſtände den erſten Anſtoß gaben, ſcheint ebenſo gewiß. Denn wäre ſie ſchon in der Natur ſprachlicher Entwickelung begründet, ſo würde ſie mit einer Art phyſiologiſcher Notwendigkeit erfolgt ſein und es bliebe unerklärt, warum gerade nur die Germanen, nicht auch die übrigen Stämme verſchoben hätten. Alles geiſtige Leben verlangt einen äußeren Reiz, damit es thätig werde. So iſt die ganze Geſchichte der Sprache in dieſem Sinn zugleich die Geſchichte des Volkes: die Rückwirkung ſeiner Schickſale und Thaten. Für den Hiſtoriker alſo dreht ſich die Erklärung des Prozeſſes um die Frage: warum nur beſtimmte Stämme, nicht die anderen verſchoben haben, und das kann die Linguiſtik nicht für ſich allein beantworten. Jakob Grimm hatte vollkommen recht, wenn er nach einem Grund ſuchte, der nicht in der Sprache ſelbſt gegeben ſei.

Bedenken wir, daß die Finnen längere Zeit unſere Nachbarn im Norden waren, und das Finniſche weder Aſpiraten noch den ausgebildeten Unterſchied zwiſchen weichen und ſcharfen Lauten kennt, ſo erſcheint es gar nicht unmöglich, wie behauptet worden iſt, daß finniſche Einflüſſe im Spiel geweſen ſind. Finniſche Leibeigene gab es gewiß in größerer oder geringerer Zahl bei den Germanen, und wie das Finniſche eine ganze Anzahl Wörter aus dem Germaniſchen entlehnt hat, ſo kann es umgekehrt auch nicht wunder nehmen, wenn es auf das letztere einen Einfluß ausgeübt hat. Das oben ſchon erwähnte kana der Hahn,

welches den Finnen von den Germanen zugekommen iſt, läßt uns vermuten, daß die germaniſche Lautverſchiebung im fünften Jahrhundert vor Chriſto, wenn überhaupt ſchon begonnen, doch keinenfalls vollendet geweſen iſt. Wir dürfen hoffen, daß, ſobald es gelungen ſein wird, die Wohnſitze der Germanen in der Urzeit näher zu ermitteln — wozu insbeſondere der ſkandinaviſche Norden berufen iſt mitzuwirken —, auch das Rätſel der Lautverſchiebung ſeine endgültige Löſung finden wird.

Später haben die oberdeutſchen Stämme noch einmal verſchoben, indem die neue tenuis in die aspirata und die neue media in die tenuis überging. So iſt z. B. aus tiuta, wovon das Wort Teutonen kommt, zuerſt das gotiſche thiuda und dann das althochdeutſche diot entſtanden, woraus wieder der Name der Deutſchen abgeleitet iſt. Dadurch iſt ein Gegenſatz des Hochdeutſchen und der übrigen germaniſchen Sprachen, vor allem auch des Niederdeutſchen entſtanden: wir ſehen, wie durchgreifend ein einziger derartiger Vorgang ſelbſt nah verwandte Sprachen von einander trennt.

Dieſe zweite Lautverſchiebung hängt allerdings mit der Völkerwanderung zuſammen, doch liegt zwiſchen ihr und der erſten vermutlich eine Zeit des Stillſtandes in der Mitte. Sie läßt ſich in ihrem geſchichtlichen Verlauf ziemlich deutlich verfolgen, da ihre letzten Ausläufer erſt der chriſtlichen Zeit angehören und urkundlich genau belegt werden können. Den beſten Fingerzeig geben die lateiniſchen und griechiſchen Lehnworte, die mit dem Chriſtentum in unſere Sprache eindrangen und noch an der Verſchiebung teilnehmen, ſoweit ſie ſchon vorher in das Deutſche übergingen. Ihr Anfang fällt etwa in das fünfte Jahrhundert nach Chriſti Geburt, ihr Ende in das zehnte. Die Bewegung iſt von den Alemannen und Bayern ausgegangen und hat ſich dann in ſchwächerem Maß den mitteldeutſchen Stämmen mitgeteilt. Durch die Schriftſprache iſt ſie im ſech-

zehnten Jahrhundert ein Gemeingut der Nation geworden, in dem Umfang, wie sie im Oberſächſiſchen durchgedrungen war.

Sie iſt viel unvollſtändiger als die erſte und bei den einzelnen Stämmen durchaus nicht gleichmäßig erfolgt: die Bewegung erlahmt, je weiter ſie nach Norden vordringt. Das feine und richtige Sprachgefühl aber, was der erſten Lautverſchiebung eigen iſt, lebt auch in der zweiten fort, wenngleich das Hochdeutſche von den verwandten Sprachen, insbeſondere dem Lateiniſchen und Griechiſchen, ſich dadurch noch einen Schritt weiter entfernt hat. Niemand ſieht es den Worten duo und zwei, decem und zehn, dens und Zahn, θάνατος und Tod, turba und Dorf, calamus und Halm, cutis und Haut, fagus und Buche, θυγάτηρ und Tochter, und zahlloſen anderen noch an, daß ſie zuſammengehören. Und doch ſind es dieſelben Wörter, nur durch die Lautverſchiebung getrennt.

Die zweite durchgreifende Verſchiedenheit der germaniſchen von den übrigen ariſchen Sprachen liegt im Ablaut. Er ergreift namentlich die ſtarken Zeitwörter und begründet für die Hauptformen nach geſetzlichen Regeln einen Wandel des Stammvokales. Mit den Endungen hatte das Germaniſche ſchon in der Urzeit gründlich aufgeräumt; ſelbſt das Gotiſche zeigt bei weitem nicht mehr den Reichtum in der Flexion wie das Lateiniſche und Griechiſche: es iſt faſt als ob die Sprache ſich erinnert habe, daß das Volk auf einer langen Wanderung ſei und das überflüſſige Gepäck abwerfen müſſe. So konſervativ darum die Sprache in den anlautenden Konſonantverbindungen iſt, ſo radikal verfährt ſie mit dem Auslaut und den Endungen: nur etliche dreißig Formen ſind von dem ganzen Reichtum der lateiniſchen und griechiſchen Konjugation im Gotiſchen noch übrig. In dem Ablaut fand man Erſatz für den verlorenen oder dahinſchwindenden Reichtum. Gerade in ihrer Beſchränkung verfuhr die Sprache wieder vollkommen frei und

ſchöpferiſch, indem ſie verſchiedene Tempusſtämme aufſtellte: eine förmliche Tonleiter der Vokale, wie der Ablaut genannt worden iſt. Hatte die Lautverſchiebung ein neues Gerüſt für die Sprache geſchaffen, ſo wurde dasſelbe nun auch mit neuem Geiſt und Leben erfüllt.

Anfänge eines Ablautes ſind allerdings auch in den übrigen Sprachen vorhanden. So das lateiniſche tango tetigi tactum, pello pepuli pulsum, lino levi litum, vello velli vulsum, facio feci factum oder das griechiſche λείπω λέλοιπα ἔλιπον, τρέπω τέτροφα ἔτραπον, ῥήγνυμι ἔρρωγα ἐρράγην und vieles Ähnliche der Art. Aber es iſt mehr eine Schwächung oder Steigerung des Vokals als ein eigentlicher Ablaut, mehr ein phonetiſcher als ein dynamiſcher Vorgang. Denn ſo lange Reduplikation und Augment blieben, hatte der Ablaut nur eine untergeordnete Bedeutung; er war nicht eigentlich das, was das Tempus bezeichnete, ſondern die Reduplikation oder das Augment und die Endung. Das Germaniſche aber ſchuf nach gewiſſen Geſetzen förmliche Ablautreihen, ſo daß in den Tempusſtämmen nun eine Spaltung der Wurzeln nach zwei, drei oder gar vier Vokalen entſtand. So das gotiſche rinna rann-runnum runnans rinnen, nima nam-nemum numans nehmen, liga lag-legum ligans liegen, steiga staig-stigum stigans ſteigen, giut gaut-gutum gutans gießen, slaha sloh-slohum slahans ſchlagen; ebenſo, wenn auch nicht mit dem gotiſchen Vokalismus, in den übrigen germaniſchen Sprachen. Und indem durch Ableitung von den verſchiedenen Tempusſtämmen neue Worte gebildet wurden, kam die innere Mannigfaltigkeit derſelben auch dem übrigen Sprachſchatz zugute, wie die Subſtantiva Binde Band Bund, Geber Gabe Gift, Zwinge Zwang, Schneide Schnitt, Trank Trunk und unzählige andere zeigen. Nicht mit Unrecht nennt deshalb Förſtemann den Ablaut die Krone unſerer Sprache, der die großen Wortfamilien in klang-

volle Accorde abſtimme. Denn ſo durchgreifend und gewaltig tritt er in keiner anderen Sprache auf.

Wie lebendig er einſt war und wie lange er nachgewirkt hat, zeigt, daß er noch im Althochdeutſchen zum Teil auf fremde Lehnworte übertragen wurde, wie die Verba ſchreiben, preiſen und pfeifen beweiſen, die ſcheinbar ganz regelrecht ablauten, als ob ſie deutſches Eigentum wären: ſchreibe ſchrieb geſchrieben, preiſe pries geprieſen, pfeife pfiff gepfiffen. Ja in krankhafter Weiſe wirkt der Bildungstrieb immer noch nach, wie die zwar falſchen, aber nicht unſchönen Formen kaufe kief gekauft, frage frug gefragt, jage jug gejagt und ähnliche zeigen. Mitunter verſteigt man ſich zu ganz abenteuerlichen Bildungen: in der Schweiz findet man ſpeiſe geſpieſen gar nicht auffallend und in Marburg kann man ſogar ein kriege krag gekriegt zu hören bekommen. Man könnte leicht das Richtige finden, denn in dem ſchwachen Participium auf t liegt das untrügliche Kennzeichen, daß auch das Präteritum ſchwach gebildet werden muß. Aber man will es eben nicht und läßt lieber das Prinzip, aus dem in der Urzeit der Ablaut hervorging, in unorganiſcher Weiſe fortwuchern. Der alte Bildungstrieb behauptet ſein Recht.

Damit ſind die Hauptmerkmale und Unterſcheidungszeichen der germaniſchen Sprachen erſchöpft. Eine große Freiheit und Leichtigkeit der Kompoſition und die Vorliebe für ſchwache Beugung kommen noch hinzu. Die ſtarken Konſonantverbindungen haben wir mit den Slaven gemein. Der Reichtum an Ziſchlauten iſt ihnen allein eigen, die Alliteration, den logiſchen Accent, die Lautverſchiebung und den Ablaut haben wir vor ihnen voraus. Es ſind die erſten Lebensäußerungen des neuen, eigentümlich germaniſchen Geiſtes. Sie geben Zeugnis davon, mit welcher Kraft und Gewalt er auf die Dinge der Außenwelt zurückwirkte und wie er nun auch ſelbſtthätig und

handelnd in die Geſchichte eingreifen werde. Denn mit der Sprache erwacht das ſelbſtändige geiſtige Leben des Volkes. Darum ſind Urſprung und Entſtehung derſelben ſo überaus anziehend und wichtig. In der Entſtehung der Tochterſprachen des Lateiniſchen können wir dieſen Bildungsprozeß bei den romaniſchen Völkern noch in ſpäthiſtoriſcher Zeit beobachten, bei den Urvölkern iſt er in dunkle, nebelhafte Ferne gerückt und wir können nur, ſoweit es die Sprachgeſchichte geſtattet, auf ihn zurückſchließen. Ganz gewiß iſt auch bei den Germanen eine Zeit der Verwirrung und Trübung vorausgegangen, ehe die neuen Prinzipien klar, ſcharf und rein zum Durchbruch kamen. Ob wir je die äußeren Einflüſſe, die dabei mit im Spiel geweſen ſind, vollſtändig überſehen werden? —

Im Zuſammenhange mit der großen geiſtigen Rührigkeit ſtehen die Fortſchritte der Kultur, die um ſo ſchwerer wiegen, je härter der Kampf gegen eine rauhe Natur geworden war. Mit dem Auerochs, den unſere alte Sprache in zwei Arten kennt, ûro und wisunt, dem Renntier, dem Walfiſch und dem Seehund tritt die nordiſche Tierwelt auf, mit dem Hafer das nordiſche Getreide. Verſchiedene neue Ausdrücke für das Schwein zeigen die Bedeutung des Waldes für die Viehzucht. Auch die unendlich reiche Synonymik, die den deutſchen Sprachen für das Wort Wald eigen iſt, läßt denſelben in den Vordergrund treten. In den Weichſelgegenden oder noch tiefer im inneren Rußland begann der Urwald, der nun auf Jahrhunderte beſtimmend für unſer deutſches Leben wurde und in gewiſſem Sinn das Volk allerdings nötigte, wieder von vorn anzufangen. Das Nomadenleben hatte man freilich überwunden, aber auf die Viehzucht mußte man doch zurückgreifen. Nur wurde ſie jetzt rationeller und kunſtgerechter getrieben wie ehedem.

Die Worte See, Haff, Flut, Klippe, Strand, Eiland,

Maſt, Kiel, Steuer, Segel, Tau, Netz und Angel, die gleichfalls neu zum Sprachſchatz hinzukommen und allen deutſchen Stämmen gemein ſind, deuten auf die größere Wichtigkeit des Meeres und die Entwickelung der Schiffahrt und Fiſcherei. Es iſt die Oſtſee oder das älteſte deutſche Meer, das die am weiteſten nach Nordweſt vorgeſchobenen Stämme mit der Schiffahrt zur See vertraut machte, und über welches zu verſchiedener Zeit die Einwanderungen nach Skandinavien gingen: zuerſt, bald nachdem die Germanen die Oſtſee erreicht hatten, eine däniſch-gotiſche über Dänemark und die Inſeln nach Schonen und Götaland, dann ſpäter, etwa zu Anfang unſerer Zeitrechnung, als die Weichſel Oſtgrenze der Germanen geworden war, Letten und Eſthen bis an die Oſtſee nachgerückt, und die nördlichen Stämme von ihren Brüdern im Süden abgeſchnitten waren, eine ſchwediſch-norwegiſche über Finnland und die Alandsinſeln nach Schweden und Norwegen. Die zwei verſchiedenen Eiſenalter, die ſich aus den in Schweden gefundenen zahlreichen Altertümern ergeben, glaubt man mit den beiden Einwanderungen in Verbindung bringen zu dürfen: ein älteres, das auf eine von Süden eingedrungene, mit der deutſchen verwandte Kultur deutet, und ein jüngeres, mit einer vom Norden vorrückenden Kultur von eigenartigem Gepräge.

Die genauere Unterſcheidung der Tages- und Jahreszeiten verrät den ſteigenden Wert der Zeit und ihrer Beſtimmung, wie die Worte Morgen, Mittag, Abend, Mitternacht, Monat, Herbſt und Winter ergeben. Namentlich die beiden letzteren ſind charakteriſtiſch: der Herbſt als Erntezeit für den Ackerbau, der Winter für das kältere, nordiſche Klima. In der Urheimat hatte man nur zwei oder drei Jahreszeiten zu unterſcheiden nötig: eine längere Zeit der Sonnenwärme, eine kürzere des Schnees und die des Wiedererwachens der Natur. Auch den Himmelsgegenden und den Himmelserſcheinungen wird

größere Sorgfalt zugewandt. Während die ariſchen Hirten ſich nur um Oſt und Weſt, Auf- und Niedergang der Sonne, zu bekümmern brauchten, war mit den Wanderungen auch Süd und Nord bedeutſam geworden. Ebenſo ſind die alten Compoſita Regenbogen und Morgenſtern allen deutſchen Stämmen gemein.

Die Fortſchritte in der Zubereitung der Speiſen erkennen wir aus den Worten Mehl, Teig, Brot, braten, backen und ſieden. Die tieriſche Speiſe wird von der menſchlichen durch das beſondere Wort Futter unterſchieden. Daneben erſcheint freilich auch das Wort trinken, das im Slaviſchen baden oder waſchen bedeutet: vermutlich haben ſich die Germanen wie ihre heutigen Nachkommen zuweilen lieber in Bier als in Waſſer gebadet und das Bad innerlich genommen.

Mit den Hoſen und Handſchuhen macht ſich das kältere Klima geltend. Ein älteres Wort für das erſtgenannte Kleidungsſtück, vermutlich kürzerer Art, hat ſich im ahd. bruch erhalten und iſt auch den Kelten bekannt. Danach unterſchieden die Römer in Oberitalien eine Gallia togata und eine Gallia braccata, je nachdem die Bewohner Toga oder Hoſen trugen. Auch das Wort Schuh iſt neu.

Der Hausbau tritt mit den Worten Schwelle, Balken und Säule auf, die natürlich von Holz zu denken ſind; die Thür hört auf, zugleich der Zugang für das Licht zu ſein, wie das ſchöne gotiſche Wort augadauro Augenthür für unſer heutiges Fenſter zeigt. Dagegen finden ſich keine neuen Ausdrücke, die auf ein dichteres Zuſammenwohnen deuten: ein Beweis, daß Tacitus recht hat, wenn er ſagt, daß die Germanen zerſtreut wohnten und keine Städte duldeten. Was hätten auch Städte für eine Bedeutung gehabt: der Wald ſchützte beſſer als alle Befeſtigungen, und an feſte Anſiedelungen dachte man überhaupt noch nicht.

Von den Gewerben entwickelt ſich beſonders die Schmiedekunſt, ſo daß Schmiede ſelbſt in den Kreis der Götter eintreten und eine Rolle in der Mythologie ſpielen: die neuen Worte Waffe, Kette, Draht, Zange, Meißel und Schere verraten die ſteigende Geſchicklichkeit in der Bearbeitung des Eiſens. Aber auch die Reitkunſt ſtellt ſich ein mit den Worten Sporn, Sattel, Zaum und Zügel.

Auf politiſchem Gebiet werden Könige, Jarle oder Herren, Freie und Knechte unterſchieden; auf die Bebauung des Bodens deutet das Wort Hufe, wenn auch die Niederlaſſung noch keine bleibende ſein ſollte. Das Recht iſt durch die neuen Ausdrücke Sache, Buße, Schuld, Rüge, ſchwören, urteilen und verdammen vertreten. Nicht minder entwickelt ſich das Kriegsweſen: unter den Waffen treten Spieß, Kolben, Schwert, Schild und Halsberg auf. Selbſt die Fahnen fehlten nicht, wie das an. gunfani Kriegsfahne zeigt. Daß die alte Sprache unerſchöpflich iſt in Synonymen für Kampf und Krieg, Schlacht und Sieg, Ehre und Ruhm, iſt zur Genüge bekannt. Das Volk war in ſein Heldenzeitalter eingetreten.

Doch fehlten auch die Künſte des Friedens nicht. Das überaus wichtige Wort Buchſtabe erſcheint und mit der Harfe das erſte muſikaliſche Inſtrument. Denn Geſänge und Lieder hat es gewiß gegeben, ſo lange es eine deutſche Sprache giebt. Selbſtverſtändlich iſt das Prieſtertum älter als das Alphabet und die Schrift. Aber doch hängt es damit zuſammen, denn die geheimnisvollen Buchſtaben oder Runen wurden zunächſt zum Wahrſagen und Erkunden des Götterwillens, nicht zum Schreiben gebraucht. Indes folgte die Schrift bald nach, und mit der Annahme des europäiſchen Alphabetes, das den Germanen ſchon in ſehr früher Zeit durch den Handel bekannt geworden ſein muß, war jedenfalls die Möglichkeit gegeben, in den Kreis der eigentlichen Kulturvölker einzutreten. Daß es

dazu auch sonst nicht an den Voraussetzungen fehlte, beweisen die außerordentlich zahlreichen neuen Ausdrücke für geistige Begriffe, die in der germanischen Urzeit aufkommen. Schon die lebendige Sprachthätigkeit dieser Zeit läßt darauf schließen.

Wir müssen es uns hier versagen, auf das wirtschaftliche Leben näher einzugehen, da wir unten darauf zurückkommen. Doch können erhebliche Zweifel kaum mehr bestehen, seitdem es gelungen ist, demselben noch auf mancherlei anderen Wegen als durch die Überlieferungen der Alten nahe zu treten. Es hielt, um es mit einem Wort zu sagen, die Mitte zwischen Nomadenkultur und Ansässigkeit. Das Volk sucht ansässig zu werden, wie es schon früher zeitweilig längere oder kürzere Zeit ansässig war; aber es ist doch noch unstät, jeden Augenblick bereit, seine Wohnsitze zu verlassen und mit besseren zu vertauschen. Wäre es reicher gewesen, hätten Ackerbau und Gewerbfleiß ein Preisgeben der Ansiedelungen nicht mehr gestattet, so wäre seine Unterwerfung für die Römer viel leichter gewesen. Aber es war nirgends zu treffen, wenn es nicht wollte. Die Herden wurden in die Wälder getrieben, die Vorräte in künstlich angelegten unterirdischen Verstecken geborgen, und nun konnte es ausweichen, wohin es wollte, bis sich eine günstige Gelegenheit zum Kampfe bot.

Gewiß dachten die Germanen nicht daran, in einem Land voller Sümpfe und Wälder, wie das alte Deutschland war, für immer sich niederzulassen. Sie strebten wärmeren und fruchtbareren Gefilden zu und dachten nicht anders, als den Krieg, der an der Ostsee begonnen und schon bis zum Rhein fortgeführt war, auch jenseit des Flusses im alten Keltenland selbst fortzusetzen. Bereits übte Arioviſt, ein kühner Heerführer der Germanen, der in den inneren Zwistigkeiten gallischer Stämme herbeigerufen war, mit seinem zahlreichen Gefolge seit Jahren hier eine Art unzweifelhafter Herrschaft aus.

In dieſem entſcheidenden Moment trat Cäſar dazwiſchen und nahm Gallien für die Römer in Anſpruch. So mußten die Germanen in dem ungaſtlichen Land bleiben, weil das römiſche Reich keine weitere Ausbreitung geſtattete. Wir haben das Land in den erſten tauſend Jahren unſerer Zeitrechnung vollſtändig urbar gemacht und mit dem Pflug in der Hand zum zweiten Male erobert. Wir haben es infolge deſſen auch lieb gewonnen und nennen es nun mit Stolz unſer Vaterland.

Indes gaben die Germanen das weitere Vordringen darum nicht gleich auf. Daß ſie das gleiche Recht in Anſpruch nahmen wie die Römer, hatte Arioviſt Cäſar gegenüber deutlich genug ausgeſprochen: beide beriefen ſich auf das Recht der Eroberung, die Germanen ebenſo ſouverän wie Cäſar.

Zunächſt freilich wurde ihre Freiheit im eigenen Lande bedroht, denn was Cäſar in Gallien begonnen, wollte Auguſtus in Deutſchland vollenden. Es war eine Art Notwendigkeit, die dazu drängte, kein bloßer Ehrgeiz oder Eigennutz. Die gefährlichen Nachbarn der römiſch-galliſchen Provinz mußten unſchädlich gemacht, und vor allem beſſere Grenzen für das Reich gewonnen werden. Allein nach dreißigjährigem Kampf (vom Jahr 15 vor Chriſti bis zum Jahr 16 nach Chriſti Geburt) ſahen ſich die Römer genötigt, von ihrem Unternehmen abzuſtehen, obgleich ſie zu Zeiten durch ihre kluge Politik und ihre überlegene Kriegskunſt das Ziel faſt ſchon in Händen hatten. Es iſt, als ob eine höhere Hand die germaniſche Freiheit beſchützt habe. Denn wer kann ſagen, wie es gekommen wäre, wenn die Heere des Sentius Saturninus und des Tiberius ſich im Herzen von Deutſchland vereinigt hätten? Oder wenn Druſus zehn Jahre länger am Leben geblieben wäre? Oder auch nur, wenn Tiberius dem Germanicus noch einen einzigen Feldzug geſtattet und dieſer, wie es

leicht möglich war, mit einer Niederlage der Germanen geendet hätte?

Zu dem allem kam es nicht, und die Römer gaben die halbvollendete Eroberung von Germanien wieder auf. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Grenzen durch ein System von Kastellen und festen Linien zu decken. Darum wurde unter Domitian und Trajan jener ungeheure Wall von Deutz am Rhein bis Kehlheim an der Donau angelegt, der nahezu ein Drittel von Deutschland zum römischen Reich zog und gegen zweihundert Jahre behauptet wurde. In dieser Zeit erfolgte der Übergang der deutschen Stämme zur vollen Ansässigkeit und zu festem Ackerbau, wiewohl der alte Wandertrieb gelegentlich immer wieder erwachte.

Noch von einer anderen Seite sind die Römerkriege entscheidend für unsere Entwickelung geworden. Sie erweckten zuerst ein nationales Bewußtsein: das Gefühl der Zusammengehörigkeit und damit das Bedürfnis einer größeren politischen Organisation. Auch nach dieser Seite trat ein Wendepunkt in unserer Geschichte ein.

Die Urzeit hatte die einzelnen Stämme und Zweige unseres Volkes fort und fort gespalten und isoliert. Mit der räumlichen Trennung und dem Schwinden des verwandtschaftlichen Zusammenhanges hörte auch die politische Verbindung auf. Die Stämme befehdeten sich wie heutzutage ein räuberischer Beduinenstamm den anderen. Von nun kehrt sich die Bewegung um und die zerstreuten Glieder werden wieder gesammelt und verbunden. Denn einem zentralisierten Weltreich gegenüber konnte nur durch gemeinschaftliche Unternehmungen etwas ausgerichtet werden. Deshalb treffen wir seit dem dritten Jahrhundert, als die Germanen zum Angriff auf das römische Reich übergehen, nicht mehr die zahllosen kleinen Völkchen wie früher, deren jedes das andere bekämpft und bekriegt, sondern

die großen Stämme, die bis auf die Gegenwart sich erhalten haben: Alemannen, Franken, Sachsen, Thüringer und Bayern.

Damit sind wir aber der Geschichte schon vorausgeeilt. Wir müssen zunächst noch einige Augenblicke bei dem ungleichen Kampf zwischen Römern und Germanen verweilen, ehe wir uns der weiteren inneren Entwickelung zuwenden.

Zweites Kapitel.

Die Kämpfe mit den Römern.

Nach der Unterwerfung Galliens durch Cäsar konnten die Römer nicht wohl am Rhein stehen bleiben. Denn Flüsse sind keine natürlichen Grenzen. Es sind Verkehrsadern, welche die Völker mehr zusammenführen und verbinden als von einander trennen; feindlichen Nachbarn gegenüber müssen alle wichtigeren Übergänge durch feste Plätze und stehende Besatzungen gedeckt werden.

Nur Gebirge wie die Pyrenäen, die Alpen, der Kaukasus sind von jeher wahre Völkerscheiden gewesen.

An den Alpen freilich hätten die Römer stehen bleiben können. Allein hier, zwischen Alpen und Donau, gab es noch unabhängige rhätische und keltische Stämme, die nach der Unterwerfung Galliens leicht zu besiegen waren. Der Besitz der Alpenpässe, der fremden Völkern den Weg nach Italien öffnete und Gelegenheit zu Raubzügen in die lombardische Ebene bot, durfte nicht in Feindes Hand gelassen werden. Darum schickte Augustus im Jahr 15 v. Chr. die beiden Brüder Tiberius und Drusus, seine Stiefsöhne, ab, das Land zu erobern. Auf zwei verschiedenen Wegen drangen sie vor: Tiberius durch das Rheinthal, Drusus durch das Thal der

Etſch. Jener ließ am Bodenſee eine Flotte bauen, ſetzte über und fiel den Vindelikern in den Rücken; Druſus bahnte ſich den Weg mit Gewalt; nach kurzem, erbittertem Kampfe wurden die Völker an der Außenſeite der Alpen vernichtet oder unterjocht und das Land bis zur Donau römiſche Provinz.

Auf dieſem Zuge entdeckte Tiberius die Donauquellen: es war ein Ereignis, wie wenn etwa heutzutage die Nilquellen entdeckt werden. Jahrhundertelang war der gewaltige Strom in ſeinem unteren Lauf an den Völkern der alten Welt vorübergerauſcht, ohne daß man wußte woher er kam. Nur daß er im Lande der Kelten entſpringe, war bekannt oder wurde vermutet. Allein nun war man wieder an einer Flußgrenze angelangt.

So mochte der Gedanke auftauchen, auch das innere Deutſchland, Germania magna oder barbara im Gegenſatz zu den von den Römern unterworfenen Gebieten auf dem linken Rheinufer, wo ſich bereits deutſche Stämme niedergelaſſen hatten, zu erobern und dem römiſchen Reich einzuverleiben. Der leichte Sieg über die Donauvölker war verführeriſch genug; acht Legionen hatte man am Rhein nötig, um die Grenze gegen die Einfälle der deutſchen Stämme zu decken, ein koſtſpieliges und mühſames Verteidigungsſyſtem. Vielleicht auch, daß Auguſtus, der Großneffe und Adoptivſohn Cäſars, der das Imperium geerbt hatte, deſſen Werk vollenden und ſeinen Namen durch eine nicht minder bedeutende Eroberung verherrlichen wollte, als ſie Cäſar geglückt war. Denn ſo wichtig der Beſitz von Gallien ſein mochte, vollendet wurde die römiſche Weltſtellung doch erſt, wenn Deutſchland, das Herz von Europa, hinzukam.

Aber es war ein gewagtes Unternehmen. Noch waren die furchtbaren Cimbern- und Teutonenkriege, die zehn Jahre lang Rom mit Angſt und Entſetzen erfüllt hatten, in friſchem An-

denken. Nur zweimal war Rom in ähnlicher Gefahr gewesen: zuerst da die Gallier ihm den Untergang drohten; dann als der Schreckensruf ertönte: „Hannibal ante portas!“ Eine dunkele Ahnung ging durch das Volk, daß ihm vielleicht von diesen nordischen Barbaren der Untergang drohe und durch sie das prophetische Wort sich erfüllen werde, was Scipio auf den Trümmern von Karthago gesprochen hatte. Der cimbrische Schreck war sprichwörtlich geworden, wie einst der Ruf: „Hannibal ante portas!“

Es hatte einer vollständigen Reform des römischen Heerwesens bedurft, um nach der entsetzlichen Niederlage an der Rhone, welche den Tag von Cannä noch übertraf, der wilden Naturkraft der Cimbern und Teutonen Herr werden zu können. Dem Helden Marius war es gelungen. Bei Aquä-Sextiä im südlichen Gallien waren die Teutonen (102 v. Chr.), auf den raubischen Feldern in Oberitalien das Jahr darauf die Cimbern vernichtet worden. Aber doch mehr durch kluge Benutzung der Umstände, Geschick und Feldherrntalent, die Glut und den Staub des italienischen Sommers, als durch wirkliche Überlegenheit der nationalen Kraft. Die Furcht vor den Germanen blieb. Und noch Cäsar hatte Mühe gehabt, sie zu überwinden, als er bei dem Angriff auf Gallien sein Heer zuerst gegen Ariovist führen mußte.

Wie standen sich nun beide Völker gegenüber? Auf der einen Seite eine überlegene Kriegskunst, ausgebildete Strategie und Taktik, geschulte und disziplinierte Heere, die auf allen möglichen Schlachtfeldern, in Europa, Asien und Afrika gekämpft und seit Marius und Cäsar den Krieg im großen Stil berufsmäßig erlernt hatten. Mit Cäsar war wieder ein ganz neuer Geist in die römischen Heere gekommen: das Gefühl der Unüberwindlichkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Ein künstliches Belagerungs- und Befestigungssystem; Wurfmaschinen, Kriegsgeräte

und Werkzeuge aller Art; große Schiffe und Flotten, mit denen man die Küſten und Strommündungen beherrſchte; eine geregelte Verpflegung, ſo lange es überhaupt Lebensmittel gab; vortreffliche Waffen, darunter vor allem das mörderiſche, ſpitze und zweiſchneidige römiſche Schwert. Gleichwohl kämpften die römiſchen Heere doch nur für ihren Sold und ihre Ehre: ein Feldherr wie Cäſar konnte alles mit ihnen ausrichten; Talente geringeren Schlages vermochten oft nicht einmal die Disziplin aufrecht zu halten.

Auf der anderen Seite nichts von alledem bei den Germanen: keine organiſierte Kriegführung, keine Kunſt, keine Erfahrung; wie Naturkinder gingen ſie in den Kampf, mit mehr Leidenſchaft als Beſonnenheit. Nur an Körpergröße, phyſiſcher Stärke und derber, roher Naturkraft waren ſie ihren Feinden überlegen. Die Berichte der alten Schriftſteller ſind voll des Staunens über die rieſenhaften Leiber der Germanen im Vergleich zu dem kleinen römiſchen Menſchenſchlag, über ihre ungeſtüme Tapferkeit, ihre Todesfreudigkeit, ihre trotzigen Mienen, ihr wildes Ausſehen; Tacitus rühmt beſonders ihre jugendliche Kraft und Friſche, die inexhausta pubertas, wie er prägnant ſagt, im Gegenſatz zu dem entarteten Römertum. Dieſe größere phyſiſche Kraft hat auch noch im Jahr 1813 mit den Ausſchlag gegen die Franzoſen gegeben: wir brauchen nur an die famoſe Kolbenſchlacht bei Hagelberg zu erinnern, wo anfangs die Deutſchen vor der überlegenen franzöſiſchen Taktik zurückwichen, bis ihnen ihre natürliche Stärke einfiel und ſie mit dem Kolben die Feinde niederſchlugen. Wie damals kämpften die Germanen für ihr Vaterland und ihre Freiheit. Ja man kann ſagen, ſie kämpften aus reiner Freude am Kampf, um der heimatlichen Götter willen, die ſich im nationalen Mythus alle in Kriegsgötter verwandelt hatten.

Und dazu kam, wenn ſie im Lande ſelbſt angegriffen wurden,

die mächtige Bundesgenossenschaft des heimatlichen Bodens, die undurchdringlichen Wälder, die tückischen Sümpfe und Moore: sie selbst bekannt und vertraut mit allen Wegen, Schlupfwinkeln und Verstecken, während der Feind sich erst mühsam die Wege bahnen und, wenn sie glücklich durchgehauen waren, zur Deckung des Rückzuges auch noch verschanzen mußte. So hatte Cäsar zum Teil schon in Gallien im Ardennerwald vorgehen müssen, so mußten Drusus und Germanicus jetzt in Germanien vorgehen; überall wurden zu beiden Seiten der neuen Wege Verhaue mit den gefällten Bäumen gebildet. Nicht minder kam das rauhe und feuchte Klima den Germanen zuhilfe. Sie waren an Wind und Wetter und vor allem an anhaltende Regengüsse viel mehr gewöhnt als die Römer: die Alliierten von der Katzbach, wie Blücher das Regenwetter vor Waterloo nannte, haben auch im Teutoburger Walde nicht gefehlt.

Die Frage war nur, ob es nicht an der einheitlichen Leitung fehlen, und die verschiedenen Stämme in der Stunde der Not zusammenhalten würden. Selten, daß ein Stamm unter sich einig war; noch viel weniger hatten sie sich je zu gemeinschaftlichem Handeln verbunden; in der Regel führte ein jeder, mit seinen Nachbarn verfeindet und entzweit, den Krieg auf eigene Hand. Das war das Unglück der Kelten gewesen. Ein Stamm war nach dem anderen gefallen und hatte dann wohl gar seine Freude gehabt, wenn die Reihe an den Nachbarn kam. Wohl mochten die Römer hoffen, daß sich Ähnliches in Deutschland wiederholen werde und mit geschickter Benutzung der inneren Fehden und Spaltungen derselbe Erfolg wie in Gallien erreichen lasse. Denn in der Politik waren die Römer noch größere Meister als in der Kriegskunst.

In jedem Falle war und blieb es ein großes Wagnis, in das Dunkel der Urwälder vorzudringen und sich in weitaussehende Unternehmungen einzulassen, bei denen selbst im glücklichsten

Fall niemand wußte, wo sie enden würden. Aber Augustus unternahm das Wagstück. Noch war das römische Reich überall im Vorrücken begriffen; noch war es schließlich aus jedem Kampf siegreich hervorgegangen, nur mit neuem Zuwachs an Macht und Stärke. Die Weltmacht Karthago war gefallen, Griechenland und das Reich Alexanders des Großen, nun sollte die Welt der Germanen dienstbar gemacht werden.

Zur Ausführung des Planes ersah Augustus seinen Stiefsohn Drusus, der sich schon in dem Feldzuge gegen die Donauvölker bewährt hatte. Eine überaus glückliche Wahl. Noch jugendlich, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, feurig und ehrgeizig und dabei doch klug und besonnen, fein und liebenswürdig, von ebenso großer geistiger Begabung wie körperlicher Schönheit, so mußte seine Persönlichkeit einen Zauber um sich verbreiten, wie es kaum Cäsar vermocht hatte, und zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigen — tot tantarumque virtutum, quot et quantas natura mortalis recipit, sagt Vellejus Paterculus. Er hat sie im vollsten Maße erfüllt und das Unternehmen, soweit ihm vergönnt war, mit gleich großer Kühnheit und Umsicht durchgeführt. Ein Glück für Deutschland, daß er in der Blüte seiner Jahre mitten in der Siegeslaufbahn von jähem Tode ereilt wurde. Wäre er am Leben geblieben, er hätte aller Voraussicht nach uns das gleiche Schicksal bereitet, wie es Cäsar Gallien bereitete. Aber daß die Römer überhaupt jemals, wenn auch nur vorübergehend doch gegen achtzehn Jahre, zu einer Art Herrschaft in Deutschland gelangt sind, und daß sie selbst nach der entsetzlichen Niederlage des Varus auf Jahrhunderte wenigstens die Rhein- und Donaugrenze halten konnten, das ist das Werk des Drusus.

Er verfuhr streng planmäßig und systematisch. Als nächstes Angriffsobjekt bot sich nach dem Gewinn der Donaulande das nordwestliche Deutschland dar. Das mittlere war damals fast

ganz vom Herzynischen Wald bedeckt, unwegsam und ungemein schwierig für Märsche wie für die Verpflegung; es hat keine großen Ströme, daher auch keine größeren Offensiv- und Defensivlinien. Dagegen ist das nordwestliche Deutschland größtenteils eben, von Ems, Weser und Elbe durchschnitten, deren Mündungen vom Meere aus beherrscht werden können, und so in drei natürliche Abschnitte geteilt, die jeder für sich zu erobern und zu verteidigen sind. Im Süden bildet der Lauf der Lippe einen geraden Weg in das Herz des Landes bis zum Teutoburger Wald und zum Wesergebiet. Nach der Eroberung von Niederdeutschland würde das mittlere, zugleich von dort und von der Donau her angegriffen, keinen erfolgreichen Widerstand mehr geleistet haben.

Der Rhein mußte daher als Grundlage und Ausgangspunkt für das Unternehmen festgehalten werden. Von dort gab es einen doppelten Weg zum Angriff, längs der Küste in die Ems hinein, oder von Vetera castra bei dem heutigen Xanten die Lippe aufwärts. Beide Flüsse entspringen ziemlich nahe bei einander an den Abhängen des Teutoburger Waldes; der langgestreckte Höhenzug verläuft erst in der Gegend von Osnabrück und schließt mit der Egge und dem Haarstrang, die parallel der Lippe im Süden streichen, die ganze westfälische Ebene fast in einem Halbkreis ein. Nur zwei Pässe führen nach der Weser: der eine bei Bielefeld auf dem Wege nach Herford, der andere, die sogenannte Döre (porta), in der Gegend zwischen Lippspringe und Detmold.

Zunächst also galt es, die Rheinlinie zu befestigen. Das ist denn auch von Drusus zur Vorbereitung seines Unternehmens in den Jahren 13 und 12 vor Christi Geburt gründlich geschehen. Über fünfzig Kastelle soll er an den Ufern des Rheines erbaut haben. Nur Xanten und Mainz waren schon vorher befestigt: Mainz, eine alte Keltenstadt, seit dem Jahre 37, als

Octavian (Auguſtus) die neue Provinz Gallien organiſierte; Vetera castra, ſpäter ſo genannt, weil es das erſte römiſche Standlager am Rhein war, ſeit der Niederlage des Lollius gegen die Germanen (Sigambern, Uſipeter und Tenchterer) im Jahr 16. Auch Köln war ſchon im Jahr 35 gegründet, als die römiſch geſinnten Ubier von der deutſchen Seite auf das linke Rheinufer verpflanzt wurden, erhielt aber erſt durch Druſus größere Bedeutung. Denn hier wurden, wie bei Mainz und Xanten, durch Druſus zugleich Brückenköpfe auf der deutſchen Seite angelegt: Deutz und Kaſtell bei Köln und Mainz haben ſich bis auf die Gegenwart erhalten.

Alle übrigen feſten Plätze ſind erſt durch Druſus neu angelegt, wenn ſie als keltiſche Orte zum Teil auch ſchon früher vorhanden waren und als eigentliche Standlager erſt ſpäter bleibenden Beſtand gewannen. So Augſt oberhalb Baſel (Augusta Rauracorum), wo die Donauſtraße einmündete; Straßburg an der Rheinfurt in der Mitte des oberrheiniſchen Beckens (das keltiſche Argentoratum); Bingen (Bingium) an der Mündung der Nahe und der Straße vom Hundsrück in das Rheinthal; Oberweſel (Vosavia) und Boppard (Baudobrica) an einmündenden Seitenthälern; Koblenz (Confluentes) am Zuſammenfluß des Rheins und der Moſel, um die Thäler der Lahn und Moſel zu beherrſchen; Andernach (Antenacum) am Ende des Neuwieder Beckens, zugleich zum Schutz der hier mündenden Eifelſtraßen; Sinzig (Sentiacum) und Remagen (Rigomagus) zu beiden Seiten der Ahrmündung; Bonn (Bonna) mit einem Brückenkopf auf der deutſchen Seite zur Beherrſchung des Siegthales; Neuß bei Düſſeldorf (Novesium) zur Sicherung eines Rheinüberganges; Gellep (Gelduba) und Asberg (Asciburgium) als Verbindungspoſten der Ruhrmündung gegenüber. Daran ſchloſſen ſich Vetera castra unterhalb der Lippemündung und die befeſtigten Lager bei Emmerich,

Nimwegen und Arnheim in den Niederlanden. Um eine ſichere und kürzere Fahrt vom Rhein nach der deutſchen Nordſeeküſte zu gewinnen, wurde ein ungeheurer Kanal nach der Iſſel und der Zuiderſee, die fossa Drusiana, gegraben, in zwei Jahren vollendet und mit Kaſtellen am Einfluß des Kanals in die Zuiderſee und an der Mündung in die Nordſee verſehen.

Da Druſus nicht bloß ſiegen, ſondern erobern wollte, wurden ſpäter mit dem Fortſchritt der Eroberung auch im Innern von Deutſchland Kaſtelle und Feſtungswerke angelegt, die das Gewonnene ſichern und weiteren Unternehmungen zur Stütze dienen ſollten. Dahin gehören das Kaſtell auf dem Taunus bei Homburg, ſowie die Feſtung Aliſo an der oberen Lippe (man hat an Elſen bei Paderborn oder Liesborn bei Lippſtadt gedacht), wahrſcheinlich das Kaſtell auf der ſogenannten Chattenburg in Kaſſel, welches das Thal der Fulda und die Straße nach der Weſer ſperrt, und Kaſſel am Wertheimer Engpaß bei Gelnhauſen auf der Straße nach Thüringen, die beide das Andenken an den römiſchen Urſprung in ihrem Namen bewahrt haben, vielleicht auch Keſtrich zwiſchen Grünberg und Alsfeld am Abhang des Vogelsberges auf der Straße aus der Wetterau nach Heſſen, das neuerdings als Caesoriacum gedeutet worden iſt.

Wie meiſterhaft richtig alle dieſe Plätze angelegt waren zeigt ſich darin, daß faſt alle ſich als ſtrategiſch wichtige Punkte bis auf die Gegenwart erhalten haben, obgleich die Kaſtelle im inneren Deutſchland bald von den Germanen vollſtändig zerſtört wurden. Bei Mainz, Köln und Xanten waren Vorrichtungen zum Übergang größerer Heere getroffen, ohne Zweifel auch wie bei Bonn und Neuß, wo es von Florus ausdrücklich bezeugt iſt, ſtehende Floß- oder Schiffbrücken geſchlagen; in den Hauptwaffenplätzen wurden zugleich Verpflegungsmagazine angelegt. Die bataviſche Inſel diente als Waffenplatz für die Flotte und die Unternehmungen zur See. Alle feſten Punkte ſtanden durch

Straßen mit dem inneren Gallien in Verbindung, das zunächst den Proviant für die Heere zu liefern hatte.

Man sieht, es wurden riesenhafte Anstrengungen gemacht, um das Unternehmen gelingen zu lassen. Die Ausführung so zahlreicher und zum Teil kolossaler Bauten wäre geradezu unglaublich, wenn man sich nicht vorstellt, daß ein Heer von vielleicht hunderttausend Mann ein paar Jahre damit beschäftigt war.

Drusus unternahm nun in den Jahren 12 bis 9 v. Chr. vier Feldzüge gegen Deutschland, jedesmal von Gallien und dem Rhein aus, wo er die Vorbereitungen und Zurüstungen traf. Bei allen leiteten ihn vornehmlich strategische Zwecke, denn die taktische Überlegenheit der römischen Waffen war unzweifelhaft.

Der erste im Jahre 12 ging gegen die Küsten und hatte den Zweck einer großen Rekognoscierung. Drusus schreckte zunächst durch einen raschen Übergang über den Rhein und einen Verwüstungszug die Usipeter, Tenchterer und Sigambern, die seit Cäsars Zeit fort und fort das belgische Gallien beunruhigten. Er fuhr dann mit der Flotte die Ems hinauf und lieferte den Brukterern ein siegreiches Gefecht auf dem Fluß. Das wichtigste Ergebnis war die friedliche Gewinnung der Küstenvölker. Bataver und Ubier hatten ohne weiteres mit den Römern ein Bündnis geschlossen, die Friesen unterwarfen sich, mit den Chauken wurden Verbindungen angeknüpft. Dadurch wurde für künftige Unternehmungen die linke Flanke gedeckt, wenn Drusus demnächst auf dem Landweg weiter ins Innere vordrang.

Der zweite Zug im Jahre 11 ging bis an die Weser. Er war gegen die verbündeten Sigambern und Cherusker gerichtet. Die Chatten hatten anfangs nicht mithalten wollen, waren aber von den Sigambern mit Gewalt zum Anschluß genötigt

worden. Druſus ging währenddes vom Bataverland aus über den Rhein, überſchritt die Lippe und drang in das Gebiet der Sigambern und von da weiter gegen die Cherusker vor. Etwa bei Corvey wird er die Weſer erreicht haben. Hier mußte er umkehren, weil ſein Rückzug durch das Gebirge bedroht wurde. Er geriet dabei ſo in die Enge, daß die drei Stämme, die alle Päſſe beſetzt hielten, ſich ſchon im voraus in die Beute teilten: die Sigambern ſollten die Gefangenen, die Cherusker die Pferde, die Chatten das Gold und Silber haben. Allein die Germanen griffen in ihrem ſiegestrunkenen Übermut ohne Ordnung an, Druſus ſchlug ſich durch und machte ſeinerſeits reiche Beute an Gefangenen, Pferden und Vieh.

Noch in demſelben Herbſt wurde die Feſte Aliſo an der oberen Lippe angelegt und im folgenden Jahr durch eine Militärſtraße längs der Lippe mit dem Rhein verbunden: im Herzen des feindlichen Landes, den Päſſen des Osning gegenüber, wo Druſus hatte vernichtet werden ſollen. Er bedrohte nun umgekehrt von hier aus gleichzeitig die Gebiete der Sigambern, Cherusker und Chatten: der Sigambern im Süden, der Cherusker im Nordoſten, der Chatten im Südoſten. Zugleich ließ er als Brückenkopf gegen die Chatten Mainz gegenüber das Castellum Drusi erbauen, auf der Stelle des heutigen Kaſtell.

Der dritte Zug im Jahre 10, von Mainz und Bonn aus, ging vornehmlich gegen die Chatten. Sie wurden mit glücklichem Erfolg überfallen, aus dem Feld geſchlagen und, ſoweit ſie in der ſüdlichen Wetterau zurückblieben, zum Bunde mit den Römern gezwungen. Bei dieſem Anlaß verſtärkte Druſus ein ſchon im vorigen Jahr auf der Höhe des Taunus, ohne Zweifel bei dem heutigen Homburg, begonnenes Kaſtell, das beide Abhänge des Gebirges beherrſchte, und ließ die Verſchan-

zungen aller Wahrſcheinlichkeit nach durch die Wetterau bis an den Main und nördlich längs dem Rheine bis zum Siebengebirg fortſetzen: teils um das Gebiet der Chatten zu beſchränken, teils um ein Vorland auf dem rechten Rheinufer zu gewinnen und die Übergänge zu ſichern. Es iſt der Anfang des ſpäteren Pfahlgrabens, der nachmals erweitert und jahrhundertelang von den Römern behauptet wurde.

Der vierte und größte Feldzug endlich im Jahre 9 ging bis zur Elbe. Abermals drang Druſus von Mainz aus durch das Gebiet der Chatten, ſchlug ſie in verſchiedenen Treffen, wandte ſich dann gegen Thüringen (Suevia), von da nordwärts gegen die Cherusker und gelangte, alles vor ſich her verwüſtend, bis an die Elbe. Hier errichtete er ein Siegeszeichen zum Andenken an den wunderbaren Zug. Aber auf dem Rückweg ereilte ihn ſein Geſchick. Er ſtürzte zwiſchen Saale und Rhein — näher wird der Ort nicht angegeben — mit dem Pferd, brach den Schenkel und verletzte ſich ſo, daß er vier Wochen darauf im Lager ſtarb, in den Armen ſeines Bruders Tiberius, der auf die Nachricht des Unglückes herbeigeeilt war, noch nicht ganz dreißig Jahre alt.

Die Leiche des jugendlichen Helden wurde von dem trauernden Heere nach Mainz getragen, von da durch die Vornehmſten der Städte von Ort zu Ort nach Rom; von Pavia aus begleitete Kaiſer Auguſtus ſelbſt den Zug. Mit den größten Ehren wurde er zu Rom beſtattet. Durch ſeinen Tod, äußerte Auguſtus, habe er mehr verloren, als durch ſeine Siege gewonnen: glänzender konnte die Bedeutung des gefallenen Helden nicht anerkannt werden. Noch wenige Jahre, und Deutſchland wäre bis zur Elbe römiſche Provinz geweſen. Schon bei dem Tod des Druſus erſchien den Römern das Land wie umgewandelt: anders die Menſchen, anders der Boden, ja ſelbſt der Himmel milder und freundlicher.

Tiberius wurde beauftragt, das Werk seines Bruders fortzusetzen. Auch er war ein Mensch von ungewöhnlichen Geistesgaben, großem Feldherrntalent und staatsmännischem Blick, aber von finsterem Gemüt, viel weniger liebenswürdig als Drusus. Wie weitsichtig er war, erhellt daraus, daß er nachmals als Kaiser das Christentum bereits als Staatsreligion anerkennen wollte. Gewiß hat Tacitus, in dem noch etwas von dem alten Römersinn der republikanischen Zeit steckte, sein Bild entstellt und was die Schuld des ganzen Volkes war ihm allein angerechnet. Dreimal war er auf längere Zeit in Deutschland: zuerst in den Jahren 8—7 v. Chr., dann wieder 4—5 n. Chr. und noch einmal nach der Varusschlacht; zwischen die erste und zweite Verwaltung fällt sein freiwilliges Exil auf der Insel Rhodus, der Zug des Domitius Ahenobarbus bis zur Elbe und der Krieg des Marcus Vinicius um den Anfang unserer Zeitrechnung.

Was Drusus als genialer Feldherr begonnen, suchte Tiberius durch kluge Politik zu vollenden. An Feldzügen freilich fehlte es auch nicht; aber im ganzen erreichte er mehr durch geschickte Benutzung der inneren Streitigkeiten, Trennung der Stämme von einander und Spaltung ihrer selbst. Eine äußerst vorsichtige und schonende Behandlung des unterworfenen oder mit den Römern verbündeten Landes ging damit Hand in Hand.

Überall sehen wir ihn bemüht, eine römische Partei zu bilden. Es gelang ihm bei den Sigambern und Cheruskern, wahrscheinlich auch bei den Chatten, wie weit wissen wir nicht. Immerhin mochten die deutschen Stämme zum Teil eine erzwungene Bundesgenossenschaft mit den Römern einem weiteren Krieg gegen das ungeheuere Reich vorziehen, den sie doch für nutzlos hielten: genau ebenso wie zu Anfang unseres Jahrhunderts die deutschen Staaten zum Teil auch lieber dem

Rheinbund beitraten, als daß sie einen in ihren Augen erfolglosen Krieg gegen den übermächtigen Eroberer fortsetzten.

Einen großen Teil der Sigambern, die Zahl wird auf vierzigtausend angegeben, führte Tiberius gleich nach dem Tode des Drusus nach Gallien über und siedelte sie auf dem linken Rheinufer an, wo sie später in der Gegend um Xanten und weiter aufwärts zwischen den Batavern und Ubiern als Guberni wieder erscheinen. Solche Gewaltmaßregeln konnten freilich bei den Cheruskern nicht angewandt werden. Doch gelang es ihm auch hier, sich einen Anhang zu verschaffen, einzelne Fürsten auf seine Seite zu ziehen und den Stamm zu spalten. Er brachte es in der That so weit, daß das Land zwischen Rhein und Elbe, wenn auch mehr durch Versprechungen und Bündnisse wie durch Waffengewalt gewonnen, als römische Provinz angesehen werden konnte.

Zur vollständigen Unterwerfung fehlten nur noch die östlichen Stämme jenseit der Elbe, die eben damals Marbod, der Fürst der Markomannen, nachdem er die Kelten aus Böhmen vertrieben, unter seiner Herrschaft zu vereinigen suchte. Der letzte große Feldzug des Drusus mochte ihn zum Aufbruch aus den unsicher gewordenen Sitzen am oberen Main veranlaßt haben. Einen Teil des verlassenen Landes erhielten die Hermunduren, die dadurch für das römische Interesse gewonnen wurden; doch scheinen sich die Römer einige Kastelle an der fränkischen Saale vorbehalten zu haben, um die Übergänge über den Thüringer Wald von hier aus zu beherrschen.

Auch zur Unterwerfung dieser Stämme wurden nun, wenige Jahre vor Christi Geburt, gewaltige Anstalten gemacht. Wäre sie gelungen, so hätten die Römer allerdings mit dem letzten noch fehlenden Glied zwischen Pannonien und dem inneren Deutschland die Kette geschlossen und alle Völker bis zur Weichsel unter ihrer Herrschaft vereinigt.

Von zwei Seiten her erfolgte im Jahre 6 nach Chriſti Geburt der Angriff: Sentius Saturninus drang vom Rhein her durch das Gebiet der Chatten und das innere Deutſchland gegen Böhmen vor, Tiberius von Pannonien aus in nordweſtlicher Richtung Donau aufwärts. Zwölf Legionen waren zu dem Unternehmen aufgeboten; beide Heere ſtanden nur noch wenige Tagemärſche von einander wie vom Feind entfernt. Da brach ein Aufſtand in Pannonien aus und nötigte Tiberius, raſch mit Marbod Frieden zu ſchließen und nach Pannonien zurückzukehren, wo er drei Jahre vollauf zu thun hatte, den Aufſtand zu dämpfen.

In Deutſchland folgte auf Saturninus als Statthalter Quintilius Varus, vermutlich ein Verwandter des Kaiſerhauſes. Von geringem Talent, ſtolz, übermütig und habgierig, liebte er wie alle ſchlechten Feldherren mehr die Ruhe und eine gut beſetzte Tafel als die Strapazen des Krieges. Das Silbergeſchirr, das man neuerdings bei Hildesheim aufgefunden hat, könnte wohl von ihm herrühren. Er war früher Statthalter in Syrien geweſen, das er, wie Vellejus erzählt, als reiches Land arm betreten und als armes Land reich verlaſſen hatte. Indes ſo machten es ja die römiſchen Statthalter alle; ſie glaubten wirklich, daß die Ämter nur zu ihrer Bereicherung da ſeien.

Das war der Mann, der das Werk eines Druſus und Tiberius fortſetzen ſollte.

Von Anfang an beging er den Fehler, Deutſchland wie ein erobertes Land zu behandeln. Er dachte wohl, es komme nur darauf an, die Provinzialverfaſſung einzuführen und den Germanen den letzten Schein von Freiheit zu nehmen. So ſchrieb er Steuern aus, für die er von Syrien her eine beſondere Liebhaberei hatte, die aber in dem unkultivierten Deutſchland wenig genug einbrachten, und was das Schlimmſte war,

er führte den römiſchen Prozeß und die römiſchen Strafen ein. In kurzer Zeit brachte er es dahin, daß die Germanen, die kaum eine erzwungene Bundesgenoſſenſchaft ertragen hatten, ſich gegen die neue Knechtſchaft empörten. Aufs äußerſte gereizt und erbittert, ſuchten ſie nach einem Anlaß, das fremde Joch abzuſchütteln. Vor einem Statthalter, der kein Held und Kriegsmann war, hatten ſie ohnehin keine Achtung: das fremde Recht ſchien ihnen grauſamer als die Waffen. Am empfindlichſten aber war es den einheimiſchen Fürſten, ſich einem fremden Herrn unterordnen und auf ihre frühere unabhängige Stellung verzichten zu müſſen. Die Gaſtmahle des Varus entſchädigten ſie dafür nicht.

Da war es ein ſeltenes Glück, daß ſich einer unter ihnen fand, der die günſtige Gelegenheit zu benutzen wußte. Kein geringerer als Armin, der Sohn des Cheruskerfürſten Sigimer. Kühn und ſtark, verſchlagen und liſtig, nicht ohne Bildung — er verſtand und ſprach lateiniſch —, feurigen Auges, von großem Scharfblick und einer ungewöhnlich raſchen Auffaſſung, wie die Römer ihm nachrühmen, hoffte er, die ſorgloſe Sicherheit des Varus könne zur Befreiung des Landes benutzt werden. Die Natur des Landes kam ihm dabei vortrefflich zuſtatten; auf die Kämpfe im Waldgebirge und in ſumpfigen Niederungen baute er ſeinen Plan; nur ſo konnten die Vorteile römiſcher Taktik und Bewaffnung, Kriegserfahrung und Disziplin erſetzt und ausgeglichen werden. Hätte er wie Marbod erſt ein Reich gründen und ein großes Heer ausbilden wollen, er wäre nicht Deutſchlands Retter geworden. Seine Jugend fiel in die Zeit der Erfolge des Druſus und Tiberius; von der Erfolgloſigkeit eines geſchloſſenen Widerſtandes im offenen Felde mußte er ſich hinlänglich überzeugt haben.

Nur der kleine Krieg, aber der kleine Krieg im großen Maßſtabe und im Bunde mit dem Land, konnte die Befreiung

bringen. Er kannte den römiſchen Kriegsdienſt, hatte unter Tiberius mit deutſchen Hilfsvölkern in Pannonien gekämpft und war dafür mit dem römiſchen Bürgerrecht und der Ritterwürde belohnt worden. Aber die römiſchen Ehren lockten ihn nicht; Freiheit und Vaterland galten ihm mehr. Sein unendliches Verdienſt iſt, daß er im letzten entſcheidenden Augenblick eine Einigung der größeren mitteldeutſchen Stämme zuſtande brachte und ſie für ſeine Art der Kriegführung gewann.

Hatte Tiberius mit Liſt und Schlauheit die Germanen berückt, ſo ward den Römern jetzt Gleiches mit Gleichem vergolten. Es gelang, in der Stille alle Völker zwiſchen Weſer und Rhein zu einem Bündnis zu vereinen; nur Segeſtes, ebenfalls ein Cheruskerfürſt und mit Armin entzweit, warnte den Varus. Aber dieſer glaubte ſich ſicher und traute dem unterworfenen Land keine Erhebung mehr zu.

Als alles vorbereitet war, wurde er verlockt, gegen ein entfernt wohnendes Volk, das die Feindſeligkeiten beginnen mußte, zu Felde zu ziehen. Unterdes ſammelte Armin ſeine Scharen und eilte ihm nach.

Im Teutoburger Walde unweit der Ems- und Lippequellen kam es zum Kampf. Unter den ungünſtigſten Verhältniſſen ward Varus in aufgelöſter Marſchordnung von allen Seiten umringt und angegriffen, erſt von kleinen, aus dem Wald hervorbrechenden Scharen, dann von größeren Maſſen auf der ganzen Länge ſeines Zuges. Er ſchlug für die Nacht ein Lager auf, ließ das Gepäck verbrennen und ſetzte am folgenden Tag den Zug geſchloſſener fort. Allein der Angriff erneuerte ſich mit immer größerer Heftigkeit und es war am Abend ſchon nicht mehr möglich, ein zweites vollſtändiges Lager zuſtande zu bringen. Wind und ſtrömender Regen erſchwerten das Schanzen nicht minder wie den Kampf. Der dritte Tag vollendete die Niederlage: drei der beſten Legionen, wohl an

dreißigtausend Mann, wurden vernichtet. Varus und mit ihm andere römische Anführer gaben sich selbst den Tod; selbst die flüchtende Reiterei wurde ereilt und niedergemacht; nur einzelne wenige entkamen und sahen den Rhein wieder: was übrig blieb, wurde gefangen.

Aber auch die Gefangenen traf ein hartes Los. Die Tribunen und Centurionen wurden dem Wotan geopfert — noch sechs Jahre später, als Germanicus auf dem Schlachtfeld eine Totenfeier hielt, sah man die Altäre in den benachbarten Hainen; andere wurden hingerichtet oder verstümmelt; der Rest, darunter selbst Senatorensöhne, als Leibeigene verteilt und zu den niedrigsten Diensten als Knechte oder Hirten verwandt. Vierzig Jahre später wurden einige davon bei dem glücklichen Feldzuge des Lucius Pomponius gegen die Chatten (50 n. Chr.) wieder befreit.

Das Haupt des Varus sandte Armin an Marbod, um ihm sichere Kunde von der Befreiung zu bringen; Marbod verhielt sich ablehnend und schickte es nach Rom.

Es war eine furchtbare Rache, die man an den Römern nahm. Aber die Grausamkeiten, welche allen Völkern auf niederer Bildungsstufe eigen sind, waren doch nur eine Vergeltung für die, welche die Römer begangen hatten, die in ihren Feldzügen ja auch nicht Weib noch Kind verschont und nach der eigenen Aussage eines ihrer Schriftsteller die Germanen niedergemetzelt hatten wie das Vieh. Germanien war frei; es gab keine römische Herrschaft jenseit des Rheines mehr. Es war im Jahr 9 nach Christi Geburt, achtzehn Jahre nach dem Tode des Drusus. So lange aber hatte die Herrschaft gedauert, und nur der Leichtsinn des Varus hatte ihren Sturz möglich gemacht.

Der Eindruck, den die Nachricht in Rom machte, wo man gerade mit der Feier des Sieges über die illyrisch-pannonischen

Völker sich beschäftigte, war ein furchtbarer. Augustus legte Trauerkleider an und verlor auf Momente alle Besinnung. Der cimbrische Schreck erneuerte sich; man glaubte alles Ernstes, die Germanen würden nun über Gallien oder Italien herfallen. Aber sie begnügten sich mit der Befreiung ihres Landes und zerstörten nur die von Drusus angelegten Kastelle und Festungswerke. Die Chatten zerstörten die Anfänge des Pfahlgrabens und die Befestigungen auf dem Taunus.

Dennoch war das Ereignis von unendlicher Tragweite. Nach zwanzigjährigen endlosen Kämpfen stand man genau auf dem Punkte, wo Drusus begonnen hatte. Niederlagen hatte Rom mehr erlitten; nach so langen und anhaltenden Kämpfen noch nie. Zum ersten Male war den römischen Eroberungen ein Ziel gesetzt. Hac clade factum, ut imperium quod in litore Oceani non steterat in ripa Rheni fluminis staret — das Reich, dessen Ausbreitung das Meer nicht hatte aufhalten können, mußte am Rheinufer Halt machen. Es trat ein Wendepunkt in der Geschichte ein, wie er seit den Zeiten der punischen Kriege nicht dagewesen war. Die Römer, die fast drei Weltteile erobert hatten, gingen von der Offensive zur Defensive über und beschränkten sich fortan auf die Verteidigung ihrer Grenzen.

Auch für die Germanen war der Sieg von größter Bedeutung. Es war nicht die Freiheit allein, welche sie retteten. Viel schwerer wiegt es, daß sie für die nächsten Jahrhunderte auch ihre ungestörte innere Entwickelung retteten. Denn wäre die Eroberung gelungen, so würden sie aller Voraussicht nach so gut wie die Kelten zunächst nicht von der römischen Kultur, sondern von der römischen Sittenverderbnis angesteckt worden sein. Das pflegt bei der Berührung zivilisierter und unkultivierter Völker zuerst immer der Fall zu sein; das Schlechte lernt sich leichter als das Gute, ganz abgesehen davon, daß es

zum Erwerb wirklicher Bildung einer geistigen Anstrengung bedarf, die Geduld und Zeit braucht. Wie empfänglich sie dafür waren, zeigt das Anerbieten, welches später, kurz vor dem Tode Armins, ein chattischer Fürst den Römern machte, sie wollten den Armin aus dem Wege räumen, wenn man ihnen Gift schicke! Also so weit war man schon gekommen, so rasch konnte die Korruption bei einem Volk um sich greifen, das Tacitus den Römern als Tugendspiegel vorhält.

Auch die Befreiung selbst war doch nicht allein durch offenen ehrlichen Kampf erfolgt. Freilich hatte man die Römer nur mit ihrer eigenen Münze heimgezahlt, und das geknechtete Volk befand sich ihnen gegenüber im Stand der Notwehr. Auch im Jahr 1809 haben Tyroler und Hessen einen Aufstand versucht, und niemand macht ihnen daraus einen Vorwurf. Man bedauert höchstens, daß er nicht gelang. —

Bei solchen weltgeschichtlichen Momenten steht man wohl einen Augenblick still und wirft die Frage auf, was geschehen wäre, wenn dies oder jenes nicht eingetreten oder anders gekommen wäre. Es sind müßige Fragen, aber man thut sie. Die Freiheit Deutschlands hing an einem Haar. Hätte Drusus ein paar Jahre länger gelebt, wäre der pannonische Aufstand nicht ausgebrochen, hätte Varus nur in dem Sinne von Tiberius weiter regiert, was dann? Die Antwort liegt auf der Hand. Ohne Zweifel wäre Deutschland dem Geschick nicht entgangen, was wenige Jahrzehnte vorher die Kelten ereilte. Darum ist uns bei der Geschichte der Kämpfe mit den Römern zumute, als gingen wir fortwährend an einem Abgrund vorbei. Genau so, wie wir uns auch in der Kriegsgeschichte des Jahres 1813 nicht des Gedankens erwehren können, von was für Zufälligkeiten der schließliche Ausgang des Kampfes abhängig war. Oder um ein Beispiel zu wählen, wo der Gedanke noch näher liegt, was wäre geschehen, wenn das Jahr

zuvor der Winter in Rußland zur gewöhnlichen Zeit eingetreten wäre?

Man sieht in solchen Momenten den Menschen in seiner Abhängigkeit von höheren Mächten. Die Geschichte kann dieser Abhängigkeit nicht nachgehen, denn sie will, wie Ranke einmal sagt, nur zeigen, wie es eigentlich gewesen. Aber sie zeigt zuweilen doch auch die Hand Gottes über den Völkern. „Afflavit Deus et dissipati sunt", schrieb die Königin von England auf die Denkmünze, welche sie auf den Sieg über die spanische Armada prägen ließ.

Weiter geht die Geschichte nicht: die Wissenschaft steht hier an ihrer Grenze. Aber sie kann doch kaum die Frage von der Hand weisen, ob es denn wirklich bloßer Zufall war, daß das Christentum gerade zu der Zeit in die Welt kam, als Rom auf dem Gipfel seiner Macht stand, und daß es dem größten Reich, welches die Welt gesehen, nicht mehr gelang, die Germanen in die abschüssige Bahn des Verfalles mit fortzureißen. War es wirklich Zufall, daß während Römer und Germanen ihre ersten entscheidenden Kämpfe um die Herrschaft ausfochten noch eine dritte, rein geistige Macht auftauchte, der die Germanen erst über dem Fall des abendländischen Kaisertums die Hand reichen sollten und der die Zukunft noch in einem ganz anderen Sinne gehörte als den Reichen dieser Welt? Die Antwort darauf giebt die Geschichte nicht mehr. Sie gehört schon in das Gebiet des Glaubens, über welches die Wissenschaft mit ihren zwingenden Gründen keine Macht mehr hat.

Indes wenn auch die Römer den Gedanken an eine Eroberung Deutschlands aufgaben, etwas mußte zur Sühne der Niederlage geschehen, die in den Annalen ihrer Kriegsgeschichte unerhört war. Schon um die deutschen Stämme von Einfällen in ihr Gebiet abzuschrecken. Hätten diese nicht noch einmal die römische Übermacht gefühlt, sie wären schwerlich am Rhein stehen ge-

blieben. Darum hat die Varusschlacht noch eine Reihe blutiger Nachspiele im Gefolge.

Es galt vor allem, die drei Hauptstämme, die bei der Niederlage zusammengewirkt hatten, zu züchtigen: die Sigambern, welche bei Tacitus unter dem Namen Marser erscheinen, d. h. der auf dem rechten Rheinufer zurückgebliebene Hauptstamm des Volkes, der sich weiter nach Osten in die Gebirge zurückgezogen hatte; die Chatten, die als die nächsten Nachbarn der Römer zwischen Lahn und Main besonders gefährlich waren; und die Cherusker, die eigentlichen Anstifter und Führer des Bundes, die unter Armin das Ganze geleitet hatten und bis dahin noch am wenigsten gedemütigt waren.

Noch im letzten Lebensjahr des Kaisers Augustus wurde deshalb Germanicus, der jugendliche Sohn des Drusus, der die liebenswürdigen und glänzenden Eigenschaften des Vaters geerbt hatte, mit dem Oberbefehl in Gallien und Germanien betraut und nach Deutschland geschickt. Ein Aufstand unter den niederrheinischen Legionen, der nach dem Tode des Augustus ausgebrochen war, verzögerte den Beginn des Krieges, wurde aber von Germanicus glücklich gedämpft. Wie immer erfolgten die Feldzüge von Gallien und dem Rhein aus, wo die Vorbereitungen in nächster Nähe getroffen wurden. Wir haben darüber die ausführlichen Berichte des Tacitus, die leicht nachzulesen sind, während wir für die Züge des Drusus im wesentlichen auf Dio Cassius angewiesen sind, der viel weniger klar und vollständig erzählt. Daher dürfen wir uns um so kürzer fassen.

Germanicus unternahm in den Jahren 14—16 drei große Züge, deren jeder zunächst gegen einen der drei Stämme gerichtet war, der erste gegen die Marser, der zweite gegen die Chatten, der dritte gegen die Cherusker: immer so, daß zugleich die anderen möglichst beschäftigt und dadurch abgehalten

wurden, dem angegriffenen Volk zuhilfe zu kommen. Überhaupt sind seine Feldzüge von einem ganz anderen Geiste beseelt, als die vorhergehenden, welche die Römer nach dem Tode des Drusus unternommen hatten. Aber auch von einem anderen wie die des Drusus selbst.

Drusus wollte erobern und verfuhr daher in diesem Sinne vollkommen planmäßig und berechnend; noch mehr hatte Tiberius sich auf strategische Kombinationen und Märsche beschränkt. Die Hauptsache war die Anlage von Befestigungen und Kastellen, der Bau von Militärstraßen und Standlagern, mit einem Worte die Verbindung mit dem Rhein und die Sicherung der Operationslinien. Das Land sollte nicht allein besiegt, sondern in Ketten gelegt werden. Die Züge des Germanicus dagegen waren Rachekriege, bei denen es darauf ankam, die Germanen im offenen Felde zu bekämpfen und ihnen blutige Niederlagen beizubringen. Und diesen Zweck hat Germanicus erreicht, so gut es den Umständen nach möglich war.

Er ging zuerst im Jahre 14 bei Xanten über den Rhein und überfiel plötzlich und unerwartet die Marser, die gerade bei der Feier eines Festes versammelt und am Abend schläfrig oder trunken waren. Der Aufstand unter den Legionen mochte sie sorglos und unachtsam gemacht haben. Alles ward ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht niedergehauen, ihr Gebiet meilenweit verwüstet, die Ansiedelungen verbrannt. Zu weiterem Vordringen war wohl die Jahreszeit schon zu spät, und Germanicus kehrte um. Der Rückzug wurde zwar von den zur Seite oder näher am Rhein wohnenden Stämmen der Brukterer, Tubanten und Usipeter beunruhigt, aber in so geschlossenem Zug bewerkstelligt, daß Germanicus ohne erhebliche Verluste den Rhein wieder erreichte.

Im folgenden Jahre machte es Germanicus ähnlich mit den Chatten. Er teilte das Heer und ließ den Aulus Cäcina

mit vier Legionen und fünftausend Mann Hilfstruppen über den Niederrhein gehen, um die Marser und Cherusker im Schach zu halten, während er selbst mit vier anderen Legionen und der doppelten Zahl Hilfstruppen bei Mainz übersetzte, rasch die Befestigungen seines Vaters auf dem Taunus herstellte und die Chatten überfiel. Lucius Apronius blieb zurück, um durch Brücken- und Straßenbau den Rückzug zu decken.

Der trockene Sommer begünstigte den Zug. Germanicus erreichte fast unbemerkt die Eder, ließ wiederum alle Wehrlosen niederhauen, erzwang den Übergang über den Fluß und steckte Mattium, den Hauptort des Stammes, in Brand. Alles angebaute Land wurde verheert; die Bewohner gaben ihre Ortschaften preis und flüchteten in die Wälder. Er hatte schon den Rückweg nach dem Rhein angetreten, als Segestes, der römisch gesinnte Cheruskerfürst, durch eine Botschaft um Hilfe gegen Armin bitten ließ, der ihn mit seinem Anhang eingeschlossen hatte und belagerte. Wirklich kehrte Germanicus um, entsetzte den Segestes und befreite ihn mit einer großen Zahl seiner Verwandten und Anhänger. Unter anderen vornehmen Frauen fiel dabei auch seine Tochter in die Hände der Römer, die wider den Willen des Vaters Armins Frau geworden: mehr vom Geist ihres Mannes wie ihres Vaters beseelt.

Allein Armin brachte nun alsbald die Cherusker und ihre Nachbarstämme unter die Waffen, so daß es nötig schien, zum dritten Mal im Jahre zufelde zu ziehen. Cäcina drang durch das Gebiet der Brukterer vor; Germanicus ging mit vier Legionen zu Schiffe über die See; an der oberen Ems trafen beide Heere zusammen. Die Brukterer verbrannten ihre Dörfer und Wohnungen zum Teil selbst; das ganze Land zwischen der oberen Ems und der Lippe wurde geplündert und verwüstet. Bei diesem Anlaß fand die Totenfeier auf

dem alten Schlachtfeld im Teutoburger Walde ſtatt. Noch fand man bleichende Gebeine, Waffenreſte, Pferdegerippe, an Bäumen angenagelte Köpfe. Aber ausgerichtet wurde weiter nichts. Vielmehr erlitten beide Heeresabteilungen auf dem Rückwege die größten Verluſte. Cäcina durch den nachſetzenden Armin, der ſeine alte Taktik befolgte, den Feind in unwegſame Orte zu locken, Germanicus an der Küſte durch hohe Flut.

Der dritte Feldzug, im Jahre 16 nach Chriſti Geburt, war von Anfang an gegen die Cherusker gerichtet und ſollte den Hauptſchlag ausführen. Um die beſchwerlichen und verluſtvollen Märſche zu ſparen, hatte Germanicus wieder eine Flotte ausgerüſtet und das Heer zur See gegen die Ems geführt. Mit acht Legionen rückte er in das Weſergebiet vor. Hier kam es, ſchon auf dem rechten Ufer im Land der Engern, zu zwei überaus blutigen Schlachten, in denen die Römer zwar das Feld behaupteten und Siegeszeichen errichteten, nach deren Gewinn ſie aber genötigt waren, das Land wieder zu verlaſſen. Armin hatte nur in der erſten mitgekämpft. Er war verwundet worden, und nachdem er vergebens die halb verlorene Schlacht zum Stehen zu bringen verſucht, mit genauer Not durch ſeine Tapferkeit und den Ungeſtüm ſeines Pferdes der Gefangenſchaft entgangen.

Cajus Silius war unterdes mit einer kleineren Abteilung gegen die Chatten geſchickt worden. Aber er richtete nichts aus, da plötzliche Regengüſſe eintraten. Vermutlich waren die Chatten, durch den früheren Überfall gewarnt, jetzt beſſer auf ihrer Hut; ſelbſt die Beute, die Silius machte, war unbedeutend, nur zwei vornehme Frauen, die Gemahlin und die Tochter des chattiſchen Fürſten Arpus, fielen ihm in die Hände.

Auf dem Rückweg erlitt die Flotte des Germanicus in der Nordſee durch Sturm großen Verluſt. Glücklicherweiſe war

ein Teil des Heeres zu Lande zurückgeſchickt worden. Die Nachricht von dem Untergang der Flotte erregte die Germanen von neuem zu kriegeriſchen Hoffnungen, ſo daß Germanicus für nötig fand, ſpät im Jahre noch einmal zufelde zu ziehen. Silius ward wieder gegen die Chatten geſchickt, diesmal mit einem Heere von dreißigtauſend Mann zu Fuß und dreitauſend Reitern; er ſelbſt unternahm einen Einfall ins Gebiet der Marſer und erlangte dabei einen von ihnen verſteckten Adler von dem Heere des Varus wieder (ein zweiter war das Jahr zuvor im Lande der Brukterer wieder erbeutet worden). Ob etwas mehr ausgerichtet wurde, ſagt Tacitus nicht. Es wird den Chatten wie den Marſern gegenüber bei einer Verwüſtung der nächſtgelegenen Gegenden geblieben ſein, denn um tiefer ins Innere vorzudringen, war die Jahreszeit zu weit vorgerückt.

Germanicus mochte in der That geneigt ſein, von neuem Eroberungsverſuche zu machen, ſelbſt wenn ſie Ströme von Blut koſten ſollten. Er bereitete deshalb für das folgende Jahr einen neuen Zug vor. Allein Tiberius rief ihn zurück und ging ſelbſt nicht auf den Vorſchlag ein, ihm wenigſtens noch ein Jahr den Oberbefehl zu laſſen: das Beſte werde die Uneinigkeit der Germanen unter einander thun, meinte er. Auch er, neunmal von Auguſtus mit dem Oberbefehl in Deutſchland betraut (er war gleich nach der Niederlage des Varus wieder dahin geſchickt worden), habe mehr durch Klugheit als durch Gewalt ausgerichtet. So habe er die Sigambern und Sueven unterworfen, ſo König Marbod zum Frieden gebracht; man könne auch die Cherusker, da der Rache Genüge geſchehen, ihrem inneren Zwiſt überlaſſen.

Es geſchah gewiß weniger aus Neid oder Eiferſucht, wie Tacitus will, ſondern aus beſonnener Politik. Denn mit welchen Opfern hätte die Eroberung erkauft werden müſſen, und was wäre, ſelbſt wenn ſie gelang, damit gewonnen geweſen?

Ein Land, das immerhin unſicherer Beſitz blieb und den Römern keinerlei Hilfsquellen eröffnete. Gallien, Spanien und Italien, welche die Heere und das Geld zum Krieg aufgebracht hatten, waren erſchöpft genug. Auch der römiſche Soldat war es gewiß müde, alljährlich nach Germanien auf das Schlachtfeld geführt zu werden, Siege zu erringen, die keine Beute brachten, und auf der Heimfahrt in der Nordſee zu ertrinken. Daß die Legionen ſchwierig zu werden anfingen, hatte der Aufſtand bei dem Tode des Auguſtus gezeigt. Der Zweck der Kriege des Germanicus, Rache für die Niederlagen zu nehmen und die Germanen von einem Angriff auf das römiſche Reich abzuſchrecken, war ohnehin erreicht.

Aber einen glänzenden Triumph durfte Germanicus im folgenden Jahre halten (26. Mai 17). Siegeszeichen, Gefangene, Abbildungen von Bergen, Flüſſen und Schlachten wurden darin aufgeführt. Strabo nennt uns die gefangenen deutſchen Fürſten und ihre Frauen und Kinder mit Namen. Auch ein chattiſcher Prieſter war darunter. Es war der letzte Triumph, den ein römiſcher Feldherr gefeiert hat. Denn in der folgenden Zeit nahmen die Kaiſer die Ehre des Triumphes für ſich allein in Anſpruch, auch wenn ſie nicht ſelbſt, ſondern ihre Feldherren die Siege erfochten hatten.

So war der Plan, den Auguſtus gefaßt, zwar vereitelt, aber der Krieg hatte wenigſtens äußerlich einen für die Römer ehrenvollen Abſchluß gefunden. Man konnte ihn mit Anſtand fallen laſſen, ohne die Ehre des römiſchen Namens zu verletzen, und daß man es konnte, war dem Germanicus zu danken. Er ſtarb zwei Jahre darauf im Orient, wie man vermutete an Gift. Tacitus erhebt ihn hoch genug, um wohlgefällig bei einem Vergleich zu verweilen, den man zwiſchen ihm und Alexander dem Großen anſtellte.

Die Kriege des Germanicus hatten indes im inneren Deutſch-

land noch eine andere Folge und dieſe zeigt, wie richtig Tiberius vorausgeſehen. Die beiden Häupter der Germanen, Armin im Weſten, der Mann der That, dem die Befreiung gelungen war, und Marbod im Oſten, der Mann der Politik, der ſie auf andere Weiſe erſtrebte, gerieten mit einander in Kampf. In dem letzten entſcheidenden Feldzuge gegen die Cherusker hatten Langobarden und Semnonen, die der Herrſchaft Marbods unterworfen waren, auf eigene Hand ſich Armin angeſchloſſen. Deshalb zog Marbod gegen ſie, um ſie wieder in ſeine Gewalt zu bringen. Armin eilte ihnen zuhilfe und lieferte Marbod eine blutige Schlacht, in der von beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit und Erbitterung gekämpft wurde. Der Sieg entſchied zwar nicht ganz zugunſten Armins, doch räumte Marbod das Schlachtfeld und zog ſich nach Böhmen zurück. Er wurde bald darauf durch einen gotiſchen Heerführer, Catualda, dem ſich zum Teil Marbods eigene Leute anſchloſſen, aus ſeinem Reich vertrieben und erhielt von Tiberius, deſſen Gaſtfreundſchaft er nachgeſucht hatte, Ravenna zum Wohnſitz, wo er noch eine längere Reihe von Jahren lebte (19 n. Chr.).

Auch Armin endete bald darauf durch Verrat. Er wurde in den Parteikämpfen ſeines Stammes von ſeinen Verwandten hinterliſtig ermordet (dolo propinquorum cecidit). Siebenunddreißig Jahre war er alt geworden, zwölf Jahre hatte er als Heerführer an der Spitze ſeines Stammes und Volkes geſtanden. Ob er nach dem Königtum geſtrebt, wiſſen wir nicht; thatſächlich hatte er eine viel höhere Stellung inne. Schon Tacitus nennt ihn den Befreier Deutſchlands und rühmt ihm nach, daß er dem römiſchen Reich nicht wie andere Könige und Fürſten in deſſen Anfängen, ſondern auf dem Gipfel ſeiner Macht mit Erfolg widerſtanden habe: in Schlachten nicht immer glücklich, im Kriege unbeſiegt. Die Nachwelt hat den

Dank, den die Nation ihrem Befreier ſchuldet, nicht vergeſſen.

Wie nötig die Kriege des Germanicus geweſen waren, zeigte ſich gleich in der nächſten Zeit. Kaum ein Jahrzehnt nach ſeinem Tode wurde es wieder an den Grenzen unruhig. Die Frieſen, welche es ſeit der Zeit des Druſus mit den Römern gehalten hatten, empörten ſich und fielen ab; erſt unter Kaiſer Claudius ſtellte Corbulo ihre Abhängigkeit und Zinspflicht wieder her. Ziemlich gleichzeitig begannen die Chauken ihre Raubfahrten zur See gegen die galliſchen Küſten; die Chatten fingen ihre alten Streifzüge über den Rhein von neuem an; auch gegen die Marſer wurde gekämpft, wobei die Römer ſo glücklich waren, den letzten der in der Varusſchlacht verlorenen Adler wieder zu erlangen.

Noch kein Menſchenalter war vergangen, als der Verluſt an ſtreitbarer Mannſchaft bei den Germanen ohne Zweifel durch den Zuwachs der Bevölkerung erſetzt war: wäre es nicht der Fall geweſen, ſo würden ſie ſich ruhiger verhalten haben. Aber die Grenzen werden ihnen wieder zu eng. Darum iſt denn auch faſt das ganze erſte Jahrhundert von Kämpfen zwiſchen ihnen und den Römern erfüllt. Nur ſind es keine Ringkämpfe mehr auf Leben und Tod wie die früheren, ſondern kleinere Treffen und Aufſtände an den Grenzen. Die Römer halten Wache; die Einfälle der Germanen ſehen faſt wie Rekognoscierungen aus, ob es noch nicht bald Zeit ſei, über die Provinzen des ſinkenden Reiches herzufallen. Auch das römiſche Silber lockte ſie an. Denn das glänzende Edelmetall übt auf unentwickelte Völker denſelben dämoniſchen Zauber wie auf kultivierte, nur in anderer Art.

Von dem lächerlichen Feldzug Caligulas am Rhein — es iſt der entartete Sohn des großen Germanicus — erzählt Sueton in ſeiner Kaiſergeſchichte. Ein paar Jahre ſpäter er-

focht Galba, der Statthalter der Provinz Obergermanien (auf dem linken Rheinufer) einen wirklichen Sieg über die Chatten. Aber bald darauf waren sie wieder in Gallien bis über Worms und Speyer hinaus eingebrochen; auf dem Rückwege brachte ihnen Pomponius am Taunus eine Niederlage bei (50 n. Chr.). Bei diesem Anlaß war es, wo die Römer noch einige Gefangene von der Varusschlacht befreiten.

Wir erfahren dabei zugleich, daß sich der Bund mit den Cheruskern längst aufgelöst hatte, denn die Chatten wichen einem größeren Kampfe aus, weil sie fürchteten, im Rücken von den Cheruskern angegriffen zu werden, bei denen nach dem Tode Armins die römische Partei zur Herrschaft gelangt war. Eben deshalb überzogen sie die Cherusker einige Jahrzehnte später mit Krieg (88 n. Chr.) und schlugen sie bis an die Aller und Fuse zurück.

So haben es die deutschen Stämme von jeher gemacht. Nur in den Zeiten der höchsten Not hielten sie auf Momente zusammen; sobald die Gefahr vorüber, lagen sie sich wieder in den Haaren; die nachbarlichen Fehden wurden wohl unterbrochen, aber nie ausgekämpft. Um die Mitte des Jahrhunderts stritten die Chatten auch mit ihren östlichen Nachbarn, den Hermunduren; gleichzeitig schlugen sie die Amsivarier zurück, die sich in ihrer Nähe niederlassen wollten.

Ernstlicher war der Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis, die bis dahin den Römern verbündet gewesen waren und sie mit Hilfstruppen, insbesondere einer vortrefflichen Reiterei unterstützt hatten. Der Aufstand nahm größere Verhältnisse an wegen des Anhanges, den er im römischen Heere fand, und der Verbindung mit den Galliern und den deutschen Stämmen zu beiden Seiten des Rheines. Er brach zur Zeit des Thronwechsels aus, als die drei ersten von den Legionen ausgerufenen Kaiser (Galba, Otho, Vitellius) rasch einander

folgten, und konnte erst nach schweren Kämpfen von den Römern gedämpft werden (69—71). Civilis hatte es auf nichts geringeres als auf ein unabhängiges gallisches Reich abgesehen; schließlich gelang es doch den Römern, ihn zu schlagen, Gallien zu beruhigen und die alte Abhängigkeit der Bataver wieder herzustellen.

Während die Bataver in Gallien und den Niederlanden kämpften, zerstörten die Germanen die römischen Winterlager längs dem ganzen Ufer des Rheines mit Ausnahme von Mainz und Windisch. Mainz wurde von den Chatten im Bunde mit den Usipetern und Mattiakern belagert. Die Einnahme gelang zwar nicht, aber mit Beute beladen kamen sie zurück, auf dem Heimwege wie gewöhnlich von den nacheilenden Römern beunruhigt. Es war nur ein größerer Raubzug gewesen, den sie im Zusammenhang mit dem Aufstand unternommen hatten.

Auch in den ersten Jahren Domitians (81—96) wiederholten sie ihre Einfälle. Wenigstens veranstaltete Domitian einen Zug gegen sie, wohl weniger um wirkliche Erfolge zu erringen als um die Grenzen zu befestigen und triumphieren zu können. Es war längst Sitte geworden, statt gefangener Feinde verkleidete Sklaven im Triumph aufzuführen, und von dieser Art mag der Triumph des Domitian gewesen sein.

Nun folgte für achtzig Jahre eine Zeit des Waffenstillstandes und der Ruhe. Es war die glücklichste Periode des römischen Reiches, in der vier ebenso wohlwollende als einsichtsvolle und kräftige Kaiser aufeinander folgten: Trajan, der erste Ausländer auf dem Thron (98—117), Hadrian, wie sein Vorgänger aus Spanien (117—138), Antoninus Pius (138—161) und Mark Aurel der Stoiker (161—180). Es waren goldene Zeiten des Friedens, in denen mehr für Bauten, Kunst und Wissenschaft, als für Krieg und Eroberung geschah. Zwar wurden unter Trajan noch einige neue Provinzen er-

worden, von denen namentlich Dacien als Vorland gegen die Oſtgermanen wichtig war, aber es geſchah mehr zu dem Zweck, die Eroberungen zu ſchließen als fortzuſetzen, mehr um die beſtehenden Grenzen zu ſichern als zu erweitern. Erſt unter Mark Aurel brachen die Kriege mit den Germanen wieder aus, als die Markomannen verheerend in die Süddonauländer einfielen. Bis dahin blieb alles ruhig.

Denn auch die Sorge für den Schutz des Reiches hatten die Kaiſer nicht verſäumt. Unter der Regierung Trajans und Hadrians wurde der von Druſus begonnene Pfahlgraben, das vallum Romanum, erweitert und bis an die Donau fortgeführt: eine ungeheure Linie, Graben und Wall, an allen wichtigen Punkten mit Kaſtellen und Standquartieren beſetzt.

So wurde ein vollſtändiger Abſchluß der Grenze gegen Deutſchland erreicht und ein leichteres Verteidigungsſyſtem möglich, als wenn man ſich auf die Rhein- und Donaulinie beſchränkt hätte, wenn auch die Feſtungswerke immerhin eine anſehnliche Beſatzung erforderten. Das Binnenland zwiſchen dem oberen Lauf der Donau und des Rheines wurde noch zu den römiſchen Provinzen geſchlagen und erhielt als zehntpflichtiges Land den Namen Decumatenland (agri decumates): die alte helvetiſche Einöde, die aber auch jetzt nur ſpärlich von keltiſchen Anſiedlern bevölkert wurde.

Von dieſem Bau des Pfahlgrabens und ſeinen Folgen haben wir im nächſten Kapitel ausführlicher zu reden.

Drittes Kapitel.

Der Pfahlgraben und ſeine Bedeutung.

Die Varusſchlacht hatte der Eroberungspolitik der Römer in Deutſchland ein Ziel geſetzt und ſie genötigt, von der Offenſive zur Defenſive überzugehen. Darum aber war die Aufgabe, möglichſt gute Grenzen zu gewinnen und die gewonnenen zu ſichern, nur um ſo wichtiger geworden.

Denn unter den Gründen, welche Auguſtus zum Verſuch einer Eroberung des inneren Deutſchlands bewogen hatten, war der Gewinn beſſerer Grenzen für das Reich keiner der geringſten geweſen. Die lange Grenze, die durch den Rhein und den ganzen Lauf der Donau von der Quelle bis zu ihrer Mündung gebildet wurde, ſollte abgekürzt werden. Dieſer Plan war in ſeinem urſprünglichen Umfang durch die Niederlage des Varus vereitelt worden: eine Abkürzung in großem Maßſtab, etwa bis zur Elbe und den böhmiſch-mähriſchen Gebirgen, hatte ſich als unmöglich herausgeſtellt. Nun aber bot der obere Lauf des Rheines und der Donau den andringenden Germanen keinerlei Hindernis für ein Überſchreiten der Grenze dar. Man war alſo, nachdem Gallien und die Donaukelten unterworfen, die Germanen aber frei geblieben waren, wieder gerade ſo weit, als da Auguſtus den Druſus

abſandte, Germanien zu erobern. Die Flüſſe mußten gedeckt, alle wichtigeren Übergänge durch Feſtungswerke verſchloſſen und in den Kaſtellen und größeren Plätzen ſtändige Beſatzungen unterhalten werden.

Zwiſchen dem oberen Lauf der beiden Flüſſe aber reichte auch dies nicht aus. Eine breite Strecke zwiſchen der Donau und dem Bodenſee wäre ungedeckt geblieben, wenn man die Flußgrenzen nicht durch Landbefeſtigungen verbunden hätte. Das ganze Flußgebiet der oberen Donau bis Regensburg hängt aber aufs engſte mit dem Rheingebiet zuſammen und iſt von Zuflüſſen desſelben umgeben: der Rhein umfließt die obere Donau und bildet mit dem eingeſchloſſenen Land einen keilförmig einſpringenden Winkel, in deſſen Mitte die wichtigen Schwarzwaldpäſſe liegen.

So entſtand der Gedanke, das eingeſchloſſene Land mit in die Verteidigung zu ziehen und dadurch die Grenze wenigſtens etwas abzukürzen.

Es geſchah dies durch den Pfahlgraben oder Limes, der etwa von der Mündung der Lahn in den Rhein bis zur Mündung der Altmühl in die Donau reichte, damit den Winkel abſchnitt und einen großen Teil von Oberdeutſchland noch zum römiſchen Reich ſchlug. Gegen zweihundert Jahre wurde er von den Römern mit Erfolg behauptet.

Noch heute, nach achtzehnhundert Jahren, iſt das erſtaunliche, über ſechzig Meilen lange Werk an vielen Stellen erhalten und giebt uns Kunde von der gewaltigen Kraft des einſt weltbeherrſchenden Volkes. Aber auch geſchichtlich iſt er epochemachend, indem mit ihm ein wichtiger Wendepunkt in dem Leben der Germanen eintrat. Zwar gewährte er auf die Dauer dem römiſchen Reich keinen Schutz, aber er feſſelte die Germanen an das einmal eingenommene Land und hielt ſie auch während der Völkerwanderung in demſelben zurück.

So bietet der Pfahlgraben von den verſchiedenſten Seiten einen überaus anziehenden Gegenſtand der Unterſuchung. Wir wollen im Folgenden ein Bild von ihm entwerfen und dabei nicht bloß von ſeiner allmählichen Entſtehung, ſeinem Lauf und ſeiner Bauart reden, ſondern auch zugleich ſeine bleibende Bedeutung zu veranſchaulichen ſuchen.

Leider laſſen uns die Quellen über ſeinen Urſprung und allmählichen Ausbau faſt ganz im Stich. Denn außer einigen gelegentlichen und beiläufigen Bemerkungen der alten Schriftſteller und den Inſchriften auf Münzen und Denkmälern iſt uns von den Alten nichts von ihm überliefert. So gut auch die vielfach erhaltenen Reſte uns ſeinen Lauf beſtimmen laſſen, ſo wenig wiſſen wir Näheres über ſeine Entſtehung und Ausführung. Die Anlage erfolgte ohne Zweifel ſehr allmählich und nahm eine ſo geraume Zeit in Anſpruch, daß ſie als epochemachendes Ereignis den Geſchichtſchreibern gar nicht zum Bewußtſein kam.

Darum wird, beſonders im kleinen und einzelnen, die Unterſuchung ſchwerlich je abgeſchloſſen werden, und eine ſelbſtändige Monographie, die nicht bloß bei dem Örtlichen ſtehen bleibt, fehlt immer noch. Vieles und Dankenswertes haben die hiſtoriſchen Lokalvereine in Bayern, Württemberg, Baden, Heſſen und Naſſau geleiſtet; mehr noch, als einzelne, der Engländer Yates, Paulus in Württemberg, Arnd in Heſſen, Roſſel in Naſſau und neuerdings andere, die den Lauf des Walles im ganzen oder auf einzelnen Strecken näher ermittelt und feſtgeſtellt haben: aber alles was bis jetzt geſchehen iſt bleibt doch noch Stückwerk, und ſo wird auch die folgende Darſtellung nicht viel mehr thun können, als die Bruchſtücke der bisherigen Forſchung aneinanderzureihen. Indes nicht bloß bei den äußeren Ergebniſſen der Forſchung dürfen wir ſtehen bleiben, wir haben vor allem den allgemeineren geſchichtlichen

Standpunkt festzuhalten und die wichtigen Folgen des Baues für die ganze folgende Entwickelung hervorzuheben.

Ein so ungeheures Werk ist sicherlich nicht mit einemmal und nach einem einheitlichen Plan angelegt worden. Hat man doch sogar neuerdings die Frage aufgeworfen, wie es den Römern überhaupt möglich gewesen sei, auf einer bestimmten Strecke, vom Hohenstaufen bis an den Main, den Pfahlgraben sechzehn Meilen lang in einer schnurgeraden Linie zu ziehen. Auch deuten die erhaltenen Reste mindestens auf zwei verschiedene, erst später mit einander in Verbindung gesetzte Verteidigungssysteme, eines nördlich der Donau, das andere östlich vom Rhein.

Der Donaulimes (rhaeticus oder transdanubianus) zieht sich von Pfahlbronn in der Nähe des Hohenstaufens bis nach Kehlheim an der Donau und bildet zum Teil nur eine gemauerte und befestigte Hochstraße nach Art des Hadrianwalles in Britannien. Er wird daher jetzt im Munde des Volkes Teufelsmauer genannt. Der rheinische Limes dagegen (transrhenanus), der vom Hohenstaufen bis in die Gegend von Oberlahnstein reicht, besteht aus einem starken Erdwall mit vorliegendem Graben und hat, da er noch durch eingerammte Pfähle befestigt war, den Namen Pfahlgraben erhalten. Im weiteren Sinn begreift der letztere Ausdruck allerdings das ganze Werk.

Die ersten Anfänge der Befestigungen rühren ohne Zweifel schon von Drusus und Germanicus her. Drusus legte ein Kastell auf dem Taunus an, das bald nachher zerstört, von seinem Sohne Germanicus aber wiederhergestellt wurde. Es ist die in den Grundmauern erhaltene und neuerdings aufgegrabene Saalburg bei Homburg, die einzige Stelle, wo der Taunus einen tiefen Einschnitt hat, der den Chatten nach der Befestigung von Mainz und der Anlage von Kastell noch einen Einfall in die Rheingegend gestattete, in der Hand der Römer

aber nicht bloß dieſen Weg ſperrte, ſondern auch das Gebiet der Chatten flankierte und den Römern den Weg öffnete. Bei der Aufgrabung hat ſich gezeigt, daß das Kaſtell mehrmals zerſtört und wieder aufgebaut worden iſt.

Gleichzeitig mögen einzelne Punkte an der Donau, insbeſondere Regensburg, befeſtigt worden ſein, da nach der Eroberung des Landes ſüdlich von der Donau durch Druſus und Tiberius auch hier die Flußübergänge gedeckt werden mußten. Regensburg an der Mündung des Regens in die Donau, die hier von ihrer bisherigen nordöſtlichen Richtung in eine ſüdöſtliche umbiegt, hat für die Donaulinie eine ähnliche Bedeutung wie Mainz am Rheinknie und an der Mündung des Mains für die Rheinlinie: es beherrſcht die Straßen längs dem Regen und der etwas oberhalb mündenden Nab aufwärts und verſchließt den Flußübergang. Auch das weiter abwärts gelegene Paſſau, das keltiſche Bojodurum, am Zuſammenfluß der Ilz und des Inns mit der Donau, mag ſchon von Druſus befeſtigt worden ſein.

Anfänge des Limes waren jedenfalls zu Tiberius' Zeit ſchon vorhanden. Denn in den Kriegen des Germanicus wird bei Tacitus ein Limes erwähnt, den Tiberius begonnen habe. Limes aber bedeutet immer eine künſtliche, durch Mauern oder Erdwerke befeſtigte Grenze im Gegenſatz zu den natürlichen Grenzen, wie ſie Meeresküſten, Gebirgskämme oder große Ströme darbieten. Leider erfahren wir bei Tacitus nicht näher, wo der von ihm erwähnte Limes lag. Der Zuſammenhang weiſt eher auf niederrheiniſche Gegenden wie auf die Wetterau hin. Auch hier, am Niederrhein, ſind früh Verſchanzungen auf dem rechten Ufer angelegt worden, um die Übergänge zu decken und ein Vorland zu gewinnen.

Allein wie dem auch ſei, es beſtanden im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung nur zerſtreute Befeſtigungen an

einzelnen Stellen der Grenze, wo dieſelbe am meiſten exponiert war oder die Römer gewöhnlich überzugehen pflegten, noch keine längeren, fortlaufenden Linien, und am wenigſten darf an einen Zuſammenhang der Werke am Rhein mit denen an der Donau gedacht werden. Das Zwiſchenland oder das ſpäter ſogen. Dekumatenland, die alte helvetiſche Einöde (ſo noch bei Ptolemäus), ſtand nach dem Abzug der Helvetier in die Schweiz, der ſchon vor Cäſars Zeit erfolgt war, den nachrückenden Germanen offen. Es war zum Teil in die Hände der Markomannen gekommen, erhielt aber nach deren Abzug bald, unter dem Schutz der benachbarten römiſchen Grenzen, auch wieder keltiſche Koloniſten zu Einwohnern.

Der Plan zu einem zuſammenhängenden Grenzſchutz, der Rhein und Donau mit einander verband, mag älter ſein, der erſte Beginn ſeiner Ausführung aber rührt erſt von Domitian her und hängt wahrſcheinlich mit ſeinem Feldzug gegen die Chatten im Jahr 84 zuſammen.

Zwar richtete er gegen die Chatten ſelbſt nichts aus und ſein Triumph über dieſelben wird von Sueton und Tacitus lächerlich gemacht. Indes lag ein weiteres Vordringen gegen ſie auch gar nicht mehr in der damaligen römiſchen Politik. Dagegen hat er wahrſcheinlich die Grenzen gegen ſie geſichert, das obere Zwiſchenland zwiſchen Rhein und Donau zum römiſchen Reich gezogen und durch Befeſtigung desſelben den Einfällen der Chatten ein Ziel geſetzt. Zu dieſem Zweck ſind unter ſeiner Regierung (81—96) die erſten größeren Linien zwiſchen Rhein und Donau wenn auch nicht beendet, doch wenigſtens begonnen worden.

Gegen die Chatten ſcheint eine Verteidigungslinie ſchon damals vollſtändig hergeſtellt zu ſein. Denn Frontinus, ein Militärſchriftſteller aus der Zeit des Tacitus, berichtet ausdrücklich, daß Kaiſer Domitian, da die Germanen fortwährend

von ihren Schlupfwinkeln aus das römiſche Reich beunruhigten und ſich dann wieder in das Dunkel des Waldes zurückzögen, eine 120 Meilen lange Schutzlinie angelegt habe (limitibus per centum viginti millia passuum actis), wodurch zwar der Kriegszuſtand nicht beſeitigt, aber doch die Feinde ſo weit unterworfen ſeien, als er die Schlupfwinkel aufgedeckt habe.

Man hat berechnet, daß die Länge dieſer Grenzwehr, vierundzwanzig deutſche Meilen, ziemlich genau der Linie vom Odenwald quer durch die Wetterau bis nach Kemel im Naſſauiſchen entſpricht, wo ſich bereits ältere Werke des Tiberius anſchloſſen. Später wurde die Linie nach Norden hin erweitert und der größte Teil der Wetterau mit in das Verteidigungsſyſtem gezogen. Dieſe Erweiterung indes, welche den heutigen Lauf des Pfahlgrabens bezeichnet, fällt früheſtens in die Zeit Hadrians.

Aber auch im Oberland muß Domitian die Anlage von Grenzwehren begonnen haben. Mit Recht hat man hervorgehoben, daß der Name einer ſchwäbiſchen Stadt, Arae Flaviae oder das heutige Rotweil, auf das flaviſche Regentenhaus hinweiſe und vermutlich die Stelle bezeichne, wo die neu unterworfenen Stämme des Zwiſchenlandes dem flaviſchen Kaiſerhauſe gehuldigt hätten. Iſt aber das Dekumatenland unter Domitian dem römiſchen Reich einverleibt worden, ſo müſſen unter ihm auch die Arbeiten zum Schutz des Landes begonnen haben.

Damit ſtimmt genau die Stelle in der „Germania“ des Tacitus (Kap. 29) überein, wo von dem Land als einem noch zweifelhaften Beſitz, und von dem Limes als einem noch unfertigen, oder eben erſt beendeten Werk geſprochen wird. „Kaum könne man die Bewohner des Dekumatenlandes, obgleich ſie jenſeit des Rheines und der Donau angeſiedelt ſeien, zu den Germanen zählen. Leichtſinnige und aus Not verwegene Gallier hätten in dieſem Land zweifelhaften Beſitzes ſich nieder-

gelaſſen, doch gelte es nach Vollendung des Limes immerhin als Beſtandteil des Reiches und der Provinz (mox limite acto promotisque praesidiis sinus imperii et pars provinciae habentur).“

Was Domitian begonnen hatte, wurde von Trajan (98—117) weitergeführt. Wahrſcheinlich iſt die ſüdöſtliche Fortſetzung des gegen die Chatten errichteten Walles, alſo der Pfahlgraben vom Main und Neckar bis ins Schwäbiſche, ſein Werk. Er ſcheint das neuerdings genauer unterſuchte Kaſtell bei Rückingen in der Nähe von Hanau gegründet, die Orte Baden, Ladenburg und Xanten neu angelegt oder erweitert und auch das Gebiet nördlich von der Donau befeſtigt zu haben. Die ganze Grenze ſollte durch zuſammenhängende Linien gedeckt, insbeſondere die Werke am Rhein mit denen an der Donau verbunden werden.

Ob die Verbindung unter ſeiner Regierung wirklich vollendet und der Wall bereits in der ganzen Ausdehnung hergeſtellt wurde, die wir in ſeinen Überreſten erkennen, erſcheint ſehr zweifelhaft. Dagegen iſt es vollkommen ſicher, daß unter ſeiner Regierung eifrig an dem Werk fortgearbeitet wurde, und daß Trajan, welcher mehrfach und längere Zeit in Germanien war, auch noch bei dem Tod ſeines Vorgängers Nerva, im Januar 98, die ganze Bedeutung des Werkes erkannte. In das Jahr 98 fällt die „Germania“ des Tacitus, der damit nicht bloß ſeinen entarteten Zeitgenoſſen einen Sittenſpiegel vorhalten, ſondern auch die längere Abweſenheit Trajans nach dem Tod ſeines Vorgängers durch die Wichtigkeit der germaniſchen Angelegenheiten rechtfertigen wollte. Eben damals war der Pfahlgraben im Bau begriffen.

Die Abbildungen auf der Trajansſäule, die zunächſt den daciſchen Krieg zum Gegenſtand haben, veranſchaulichen uns den Bau. Die Säule rührt aus der letzten Regierungszeit

des Kaiſers her, eins der größten erhaltenen römiſchen Kunſtwerke von über hundert Fuß Höhe, mit einer Treppe im Innern, auf der man zur Spitze hinaufſteigt, von außen auf einem fortlaufenden Band mit Reliefbildern geziert, welche die Thaten Trajans verſinnlichen. Dieſe Abbildungen zeigen uns einen Erdwall, dahinter in Zwiſchenräumen viereckige Türme, die Zwiſchenräume und den Fuß des Walles mit Soldaten beſetzt. Der Wall muß alſo damals zum Teil bereits vollendet geweſen ſein.

Aber auch Trajan erlebte die Vollendung nicht. Dieſe rührt erſt von ſeinem Nachfolger Hadrian her (117—138), der dem Werk den Namen gegeben hat: vallum Hadrianum oder limes Hadriani. Möglich, ja ſelbſt wahrſcheinlich, daß die beiden Nachfolger Hadrians, Antoninus Pius (138—161) und Mark Aurel (161—180), das Werk noch erweitert und verſtärkt haben, ähnlich wie dies mit den Wällen gegen die Schotten an der britiſchen Grenze der Fall war; im weſentlichen aber hat Hadrian das Werk zu Ende geführt, und an der Anlage im großen und ganzen iſt nichts mehr geändert worden.

Es wird nie mit völliger Sicherheit auszumachen ſein, wer die einzelnen Teile des Walles zuerſt begonnen, wer ſie weitergeführt und vollendet hat. Indes haben wir uns den Bau überhaupt nicht ſo zu denken, als ob er in Abſchnitten zu verſchiedenen Zeiten, gleichſam ſtoßweiſe zuſtande gebracht ſei, vielmehr wurde daran von der Zeit Domitians nahezu hundert Jahre ununterbrochen gearbeitet, und weitere hundert Jahre bis auf die Zeit des Kaiſers Probus (276—282) wurde er im Kampf gegen die Angriffe der Germanen behauptet und ſtets von neuem wiederhergeſtellt, verſtärkt und gelegentlich erweitert. Pauſen mögen eingetreten ſein, dagegen kann der Bau nie vollſtändig geruht haben, bis er vollendet war, ſo wenig wie ſeine ſpätere Unterhaltung und Verteidigung.

Daß bei der längeren Dauer des Baues sich später Abweichungen von dem ursprünglichen Plan ergaben, daß der Wall an verschiedenen Stellen auch einen verschiedenen Charakter zeigt, und daß namentlich die Anschlüsse nicht überall so erfolgten, wie wir bei einem einheitlichen Plan erwarten dürften, erscheint hiernach sehr natürlich.

Das letztere tritt besonders da hervor, wo der Donaulimes sich an den rheinischen anschließt. Dies geschieht nicht auf der Südspitze des Walles, dem westlichen Ausläufer des Hohenstaufens, sondern ein paar Stunden weiter nördlich bei dem Ort Pfahlbronn auf der Wasserscheide des Lein- und Remsthales. Denn der Wall bildet hier nicht eine fortlaufende Linie, sondern einen Haken, in dem der Donaulimes in den eigentlichen Pfahlgraben einmündet. Dies deutet darauf, daß die Verbindung erst später erfolgte, als beide Linien von verschiedenen Seiten her bereits gezogen und im wesentlichen vollendet waren.

Sicherlich rührt auch die Donaulinie oder die später vom Volk sogen. Teufelsmauer, die zum Teil nur aus einer gemauerten Hochstraße besteht, noch von Hadrian her, wie der Name vallum Hadriani zeigt, während die Verbindung aller Vermutung nach erst unter Antonin oder vielleicht noch später bewirkt wurde.

Eine ähnliche Mauer legte Hadrian in England an, während der nördliche caledonische Wall, zwischen den Flüssen Forth und Clyde auch erst unter Kaiser Antonin um das Jahr 140 erbaut wurde. Dieser nördliche Wall hatte große Ähnlichkeit mit dem deutschen Pfahlgraben, wie Yates bemerkt. Daß Hadrian darauf bedacht war, überall die Grenzen des Reiches zu sichern und zu befestigen, und daß dazu namentlich Pfahlwerke verwandt wurden, erwähnt Spartian, ein Schriftsteller aus dem dritten Jahrhundert, der das Leben Hadrians

beſchrieben hat: er habe an vielen Stellen, wo keine Flüſſe die Grenze bildeten, die Barbaren durch ſtarke Pfähle, die nach Art einer Mauer in den Boden eingerammt und verbunden ſeien, von den Grenzen ferngehalten (per ea tempora, et alias frequenter in plurimis locis, in quibus barbari non fluminibus, sed limitibus dividuntur, *stipitibus magnis, in modum muralis sepis funditus iactis atque connexis,* barbaros separavit).

Auch die nördliche Erweiterung des Pfahlgrabens in der Wetterau, welche die heutigen Städte Friedberg, Butzbach, Grüningen, Münzenberg, Staden und Altenſtadt noch mit einſchließt, rührt von Hadrian oder ſpäteſtens aus den erſten Jahren Antonins her. Denn viele Spuren römiſcher Niederlaſſungen und Straßen, wie zahlreiche Inſchriften und Münzfunde laſſen mit Sicherheit darauf ſchließen, daß die Wetterau längere Zeit römiſch geweſen ſein muß, mindeſtens hundert Jahre. Da die Spuren aber nur bis auf die Mitte des dritten Jahrhunderts herabgehen, das Land alſo damals von den Römern wieder geräumt wurde, ſo wäre dies nicht möglich, wenn die Erweiterung erſt nach der Zeit Antonins ſtattgefunden hätte.

Arnd, der den Pfahlgraben in der Wetterau zuerſt genauer unterſucht hat, nimmt eine nochmalige Erweiterung unter Kaiſer Probus an (276—282). Er will zwiſchen Lich bei Gießen und Miltenberg am Main nahe an fünfzig deutliche Spuren eines äußeren Walles gefunden haben, der auf der Höhe des Vogelsberges und Speſſartes herlief, bei Salmünſter die Kinzig überſchritt und bei Miltenberg den Main erreichte. Da indes auffallende Lücken in den Reſten vorkommen und eine Beſeitigung der Reſte in den Wäldern des Vogelsberges und Speſſartes kaum wahrſcheinlich iſt, weil in den Wäldern der Pfahlgraben ſich überall am beſten erhalten hat, ſo glaubt

Arnd, der neue von Probus begonnene Grenzwall sei wegen des bald erfolgten Todes des Kaisers nicht mehr vollendet worden. Wie dem auch sei, Spuren römischer Niederlassungen finden sich zwischen dem äußeren Wall und dem eigentlichen Pfahlgraben gar nicht, und dies läßt uns schließen, daß die Wetterau hier niemals römisch war, mögen nun die Reste wirklich von einem äußeren Wall des Probus herrühren oder nicht.

Lage und Richtung des Pfahlgrabens sind in den letzten zwanzig Jahren so genau untersucht worden, daß über den Zug desselben im ganzen keinerlei Zweifel mehr aufkommen kann. Das heißt desjenigen Walles, wie er etwa die letzten hundert Jahre bestanden hat. Nur im kleinen und einzelnen bleibt der Lokalforschung immer noch ein großes Feld für ihre Thätigkeit offen.

Denn da die Reste des Walles auf große Strecken verschwunden sind, kann man wohl die Ziel- und Richtpunkte der Linie, aber nicht ihren Lauf durch jede einzelne Gemarkung mit Sicherheit angeben. Ebenso bleibt da, wo mehrere Linien hinter einander liegen, wie gerade im Odenwald, im Spessart und in der Wetterau, deren Verbindung zweifelhaft, und das gesamte Detail der römischen Festungswerke wird schwerlich je wieder festgestellt werden können. Mit dem Wall hingen natürlich überall, wo das Terrain es erforderte, Vor- und Rückschanzen zusammen. Flußübergänge wurden durch besondere Kastelle gedeckt, wie wir namentlich bei dem Kinzigübergang bei Rückingen und bei der späteren Vorschiebung des Grabens im Wertheimer Engpaß sehen, wo noch heutzutage ein Dorf mit Namen Kassel liegt, und endlich lief eine Militärstraße auf der inneren Seite des Limes her, die nicht bloß die Wachtposten und Grenzstädte am Limes selbst unter einander, sondern auch mit den weiter rückwärts gelegenen

festen Punkten und Standlagern verband. Ein Straßennetz, das ausschließlich militärischen Zwecken diente, war die notwendige Ergänzung des Verteidigungssystems. Das alles bedarf im einzelnen vielfach noch genauerer Ermittelung. Gleichwohl kann die Linie im ganzen als sicher und festgestellt gelten.

Hätte man von Anfang an die Ortsnamen mit zurate gezogen, so würden sich wohl kaum ernstliche Zweifel über die Richtung des Limes ergeben haben. Erst in der neuesten Zeit hat man angefangen, sich dieses Hilfsmittels zu bedienen, und noch viel besser wird es benutzt werden, sobald auch die Flur- und Waldnamen einmal bekannt gemacht sind. Denn längs dem ganzen Lauf des Pfahlgrabens ziehen sich Orte, die ihm den Namen verdanken, und wo derselbe herlief, hat sich sein Andenken regelmäßig auch in den Flurbezeichnungen und Forstorten erhalten.

Die Orte, welche ihm den Namen verdanken, sind von Osten nach Westen folgende: Pfahldorf bei Kipfenberg, wo der Pfahlgraben die Altmühl überschritt, in der Nähe von Eichstätt; Dambach westlich von Gunzenhausen, wo er zum zweiten Mal über die Altmühl ging; ein zweites Dambach südlich von Dinkelsbühl an der bayerisch-württembergischen Grenze; Pfahlheim unfern des vorigen, in der Nähe von Ellwangen; Pfahlbronn nördlich vom Hohenstaufen, wo der rhätische Limes sich an den rheinischen anschloß; Pfahlbach nördlich von Öhringen im Hohenlohischen; Osterburken d. h. die Ostburg, an der Eisenbahn zwischen Würzburg und Heidelberg; Walldürn, Dürn am Wall, nördlich vom vorigen; ein zweites Pfahlbach, etwas weiter nördlich zwischen Walldürn und Freudenberg; Burgstadt am Main zwischen Miltenberg und Freudenberg, wo der Pfahlgraben den Main erreichte; Groß- und Kleinwallstadt am Main oberhalb Aschaffenburg; Damm an der Aschaff bei Aschaffenburg;

Pohlheim bei Staden in der Wetterau, ein wieder ausgegangenes Dorf; ein zweites Pohlheim, ebenfalls ausgegangen, bei Grüningen in der Nähe von Gießen; Leihgestern westlich vom vorigen, in alter Schreibung Leitcastre vom ahd. leiti ductus Leitung und dem lat. castrum, also wörtlich Limeskastell, an der nördlichsten Spitze des Limes, wo er ohne Zweifel am stärksten befestigt war; Pohlgöns bei Butzbach, nach einem kleinen Bach und dem Pfahlgraben, zum Unterschied von den benachbarten Lang-, Kirch- und Ebergöns; Pohl in Nassau, südöstlich von Ems, wo der Pfahlgraben die Lahn überschritt.

Von Lokalnamen erwähne ich nur das Pohlfeld und den Pohlbach bei Adolfseck in der Nähe von Langenschwalbach, den Pohlwald und die Pohlwiese bei dem letztgenannten Dorf Pohl, sowie die Forstorte Pfahl und Pfahltannen bei Rückingen, die zugleich sprachlich die Dialektgrenze von Pfahl und Pohl bezeichnen. Sie können zum Beweis dienen, wie zahlreich solche Namen auch anderwärts sein mögen, wo sie bisher noch nicht bekannt oder beachtet worden sind. Natürlich lag nichts näher, als neue Orte, die seit dem fünften Jahrhundert in großer Zahl an dem verlassenen und überall durchbrochenen Pfahlgraben angelegt wurden, nach dem gewaltigen Werk zu benennen, das noch in seinen Trümmern Staunen erregte und im Volksmund allgemein dem Teufel zugeschrieben wurde. Ebenso aber wurden Feldlagen und Forstorte, die in der Nähe desselben lagen, danach bezeichnet oder durch Verknüpfung mit dem Teufel oder den Heiden von ihm abgeleitet.

Verfolgen wir nun den Lauf des Limes selbst. Oberhalb Kehlheim, wo die Altmühl mündet, verläßt er die Donau und zieht sich bis Gunzenhausen in ziemlich gerader westnordwestlicher Richtung. Bei Kipfenberg, zwischen Eichstätt und Beiln-

gries, überſchreitet er die Altmühl und bleibt dann bis Gunzenhauſen auf dem linken Ufer, um den Bogen abzuſchneiden, den der Fluß in ſeinem unteren Lauf beſchreibt. Von Gunzenhauſen, wo ein größeres Kaſtell angelegt war, läuft er in weſtſüdweſtlicher Richtung ſüdlich an den Städten Dinkelsbühl und Ellwangen vorbei bis Pfahlbronn, das etwa in gleicher Breite mit Stuttgart liegt. Bei Dinkelsbühl überſchreitet er das Thal der Wörnitz, die bei Donauwörth in die Donau mündet, ſüdlich von Ellwangen den oberen Lauf der Jagſt und des Kochers, dazwiſchen alſo die Waſſerſcheide zwiſchen Donau und Rhein.

Bei Pfahlbronn, auf den Vorbergen der Schwäbiſchen Alp, beginnt der rheiniſche Limes, der ſich ſüdlich noch eine Strecke weit bis zum Hohenſtaufen fortſetzt. Er wendet ſich nun ſcharf nördlich und läuft in ſchnurgerader nordnordweſtlicher Richtung über Welzheim, Murhardt, Mainhardt, Öhringen, Sindringen, Jagſthauſen, Oſterburken und Walldürn dreißig Wegſtunden lang bis Burgſtadt zwiſchen Miltenberg und Freudenberg an den Main. Bei Sindringen wird der Kocher, bei Jagſthauſen die Jagſt zum zweiten Mal überſchritten. Dann folgt er an den Abhängen des Speſſartes in geringer Entfernung dem Lauf des Maines auf deſſen rechtem Ufer, erreicht ihn wieder bei Krotzenburg und wendet ſich hier nördlich nach Rückingen bei Hanau, wo der Übergang über die Kinzig durch ein Kaſtell gedeckt war. Von Rückingen läuft er in nordnordweſtlicher Richtung über Markköbel, Altenſtadt, Staden, Echzel, Münzenberg und Arnsburg nach Leihgeſtern bei Gießen. Hier biegt er ſcharf nach Süden um und folgt dieſer Richtung an Butzbach und Oberroßbach bei Friedberg vorüber bis zur Saalburg bei Homburg, wo er die Höhe des Taunus erreicht. Von da läuft er in weſtſüdweſtlicher Richtung über Dasbach ſüdlich von Idſtein nach Kemel bei Langenſchwalbach und von

da wieder nordweſtlich bis zum Übergang über die Lahn bei Ems. Hier ſchloſſen ſich auf dem rechten Rheinufer noch weitere Befeſtigungen an, die durch das Siebengebirge gingen und ſich bis nach Deutz und dem Niederrhein erſtreckten.

Gewiß war der Wall ſtrategiſch außerordentlich geſchickt angelegt. Er hatte den Zweck, die großen Flußthäler der Donau und des Rheines durch vorliegende Linien zu decken. Darum läuft der rhätiſche Limes von Kehlheim bis Pfahlbronn ziemlich parallel der Donau, indem er dem Bogen folgt, welchen der obere Donaulauf macht. Der rheiniſche Limes von Pfahlbronn bis Miltenberg am Main aber läuft parallel mit dem Neckar.

So erklärt ſich der einſpringende Winkel in der Verbindung beider Linien bei Pfahlbronn, denn er war durch den natürlichen Lauf der Gewäſſer und der rückwärts liegenden Gebirgszüge, der Schwäbiſchen Alp und des Schwarzwaldes bedingt. Die Gebirge gewährten eine zweite, Donau und Rhein eine dritte Verteidigungslinie; alle drei waren befeſtigt und mit einander verbunden.

Der Wall ſelbſt bildete alſo das äußerſte vorgeſchobene Werk. Dahinter kam im Süden die vielfach verſchanzte Alp, weshalb die nördliche Linie auch nicht bei Pfahlbronn endete, ſondern bis zum Fuß des Hohenſtaufens auf der Alp fortgeführt war, um ſie zugleich mit der zweiten Verteidigungslinie an der Alp in Verbindung zu bringen. Weiter im Süden aber bildete die an allen Übergangspunkten befeſtigte und wohl verteidigte Donau eine dritte Linie.

Faſt noch ſtärker war die nördliche Linie von Pfahlbronn bis zum Main. Denn hier lagen noch drei natürliche Schutzwehren dahinter, zuerſt der von den Römern befeſtigte Neckar, dann der Schwarzwald und endlich der Rhein. Alſo ein förmliches Syſtem korreſpondierender Feſtungswerke, das noch

durch viele einzelne Kaſtelle und Schanzen verſtärkt und durch ein zuſammenhängendes Straßennetz verbunden war. Von der Donau und dem Rhein aber gingen überall Heerſtraßen weiter ins Innere nach Gallien und Italien.

Am ſchwierigſten war die Verteidigung der offenen Wetterau gegen die ringsum wohnenden Chatten. Deshalb war die Wetterau auch wohl am ſtärkſten befeſtigt und ſollte im dritten Jahrhundert durch einen äußeren Wall, der über die Höhen des Vogelsberges und Speſſartes ging, noch weiter geſchützt werden. Allein zur Ausführung desſelben kam es nicht mehr, wenn auch einzelne Spuren im Vogelsberg und Speſſart, wie die Ortsnamen Kaſſel bei Wertheim und Echterspfahl bei Aſchaffenburg, auf den Beginn der Ausführung hinweiſen. Die ſtarke Befeſtigung des Wertheimer Engpaſſes, die zum Teil noch erſichtlich iſt, zeigt insbeſondere, daß die Römer ſeine Bedeutung ſo gut zu würdigen wußten als Napoleon im Jahre 1813, da er ihn unbeſetzt fand.

Übrigens waren auch die Linien in der Wetterau im Rücken wieder durch die befeſtigte Mainlinie und durch die Feſtungswerke im Odenwald und Taunus geſchützt.

Gleichwohl, ſo geſchickt und ſinnreich das ganze Verteidigungsſyſtem erſcheint, können es nicht bloß militäriſche Rückſichten geweſen ſein, welche die Römer zum Bau dieſes außerordentlich langen Walles beſtimmt haben. Eine kürzere und militäriſch viel beſſere Linie wäre die von Mainz oder Straßburg direkt nach Ulm und Augsburg geweſen. Sie würde eine ungleich geringere Truppenzahl erfordert und bei gehöriger Benutzung der Schwarzwaldpäſſe einen Durchbruch der Germanen zwiſchen Rhein und Donau doch ebenſo gut unmöglich gemacht haben. Dafür hätte man die Rhein- und Donaulinie entſprechend verſtärken und mit den noch vorhandenen Truppen, woran es gerade in den letzten Jahrhunderten des römiſchen

Reiches zu mangeln begann, auch beſſer beſetzen können. Den Vorwall über die Donau hätte man daneben beibehalten können, denn die Donaulinie mußte allerdings beſonders geſchützt werden, weil ſie den Barbaren den direkten Weg nach Italien verſchloß und die Donau von Ulm bis Regensburg einem Übergang keine großen Schwierigkeiten in den Weg legt. Die Rheinlinie dagegen ſollte nur die Wege nach Gallien ſperren und war zudem viel leichter zu verteidigen. Denn die oberrheiniſche Ebene war damals in ihrer unteren Hälfte, dem ſogen. Mainzer Becken, ſehr ſumpfig, und von Bingen bis Bonn geſtattet wieder die Enge des Thales nur an wenigen Stellen einen bequemen Übergang.

Es müſſen daher Gründe anderer Art geweſen ſein, welche die Römer zum Bau der längeren Linie beſtimmten, und dieſe können nur in politiſchen Rückſichten gefunden werden.

Sie lagen offenbar in der Nachbarſchaft gefährlicher germaniſcher Stämme, denen möglichſt viel Terrain zur Ausbreitung entzogen werden ſollte. So entſtand zunächſt das Syſtem der Grenzwehren im Taunus und in der Wetterau gegen die Chatten und etwas ſpäter die ſchwäbiſche Linie vom Hohenſtaufen bis zum Main gegen die Alemannen.

Die Chatten, die zu Cäſars Zeit bis an die Mainſpitze und im Oſten bis in das obere Werragebiet reichten und ſchon über den Rhein ſtreiften, wo ſie namentlich den Trevirern Hilfe gebracht hatten, gehörten ſeit den Zeiten des Druſus und Germanicus zu den erbittertſten und gefürchtetſten Feinden der Römer. Sie waren am gefährlichſten, weil ſie am nächſten wohnten: welche Beſorgnis ſie den Römern einflößten, geht aus der „Germania“ des Tacitus hervor. Gegen ſie ſind von Druſus und Germanicus die erſten Befeſtigungen angelegt, die in der Folge fortwährend erweitert und verſtärkt wurden, zuerſt ohne Zweifel von Domitian infolge ſeines chattiſchen Feldzuges im Jahre 84.

Nicht minder gefürchtet wurden später die Alemannen. Sie gingen aus einer Vereinigung kleinerer Völker hervor, die ursprünglich in den mittelrheinischen Gegenden wohnten, nach dem Abzug der Markomannen nach Böhmen sich im oberen Maingebiet festsetzten und von hier weiter nach Süden vordrangen. Unter dem neuen Gesamtnamen werden sie zuerst im Kampf gegen Kaiser Caracalla im Jahre 213 genannt, in der Nähe des Maines, wo Caracalla gleichzeitig auch die Chatten bekämpfte. Sie wurden in ihrer Vereinigung den Römern bald ebenso gefährlich wie die Chatten. Gegen sie hat ohne Zweifel zuerst Trajan den Bau eines zweiten großen Walles, der schwäbischen Linie über dem Neckar, begonnen, wenn sie auch erst später vollendet ist und vielleicht gar erst im dritten Jahrhundert ihre größte Stärke erhalten hat. Denn je schwächer die lebendige Verteidigung wurde, desto stärker wurden die Mauern und Schutzwehren, womit man den immer fühlbarer werdenden Truppenmangel des sich entvölkernden Reiches zu ersetzen suchte.

So sind es eigentlich drei verschiedene Linien, die in ihren ersten Anfängen ziemlich gleichzeitig entstanden sein mögen, dann weiter fortgeführt und mit einander verbunden wurden und schließlich die eine große Linie des Pfahlgrabens darstellten: die Mainlinie, die Neckarlinie und die Donaulinie. —

Soviel von dem Lauf des Walles und den geographischen, militärischen und politischen Rücksichten, die ihn bedingt haben. Nun noch einiges über seine Bauart und die Zwecke, für welche dieselbe berechnet war.

Schon oben wurde bemerkt, daß die Struktur des Walles in seinen beiden Hälften, der Rhein- und Donaulinie, eine ganz verschiedene war. Die letztere bestand zum Teil nur aus einer gemauerten und befestigten Heerstraße, nach Paulus zwei bis fünf Fuß hoch und zwölf Fuß breit, daher jetzt

Teufelsmauer oder Hochstraße genannt. Sie lief soweit es möglich war in schnurgerader Richtung, brach wo sich Hindernisse entgegenstellten unter Winkeln ab (nicht wie die gewöhnlichen römischen Heerstraßen in Bogen) und setzte dann die neue Richtung wieder möglichst lange in gerader Linie fort. Hinter der Straße befanden sich in verschiedenen Abständen runde, durch Graben geschützte Wachthügel und Kastelle, welche zur Bewachung und nächsten Verteidigung der Straße dienten.

Streckenweis sind übrigens auch bei dem rhätischen Limes Wälle mit vorliegendem Graben nachgewiesen worden, so gleich beim Anfang zwischen Kehlheim und Kipfenberg. Es ist daher möglich, daß solche Erdwälle ursprünglich auch anderwärts bestanden, und daß die gemauerte und befestigte Heerstraße mit ihren Türmen und Kastellen erst in der letzten Zeit der römischen Herrschaft erbaut wurde.

Größere Flußübergänge, wie gerade die über die Altmühl bei Kipfenberg und Gunzenhausen, waren besonders gedeckt. Hier dürfen wir Festungswerke zu beiden Seiten des Flusses mit Vor- und Rückschanzen annehmen, wie solche bei schwierigen Übergängen auch anderwärts nachgewiesen sind, z. B. bei dem Übergang über die Ahr bei Adolfseck in Nassau. Die Orte Kipfenberg und Gunzenhausen sind daher unzweifelhaft römischen Ursprunges, wenn sie auch erst später wieder aufgebaut worden sind und jüngere Namen tragen.

Viel genauer sind wir über den schwäbischen Grenzwall von Pfahlbronn bei Welzheim bis Burgstadt am Main unterrichtet. Dieser bestand überall aus einem Erdwall mit Pfahlwerk und vorliegendem Graben. Paulus hat nicht bloß seinen Lauf im allgemeinen, sondern auch seine Bauart auf der ganzen Länge näher untersucht. Er nimmt an, daß der Wall ursprünglich mindestens sechzehn Fuß hoch und der Graben zehn Fuß tief war. Da, wo das Werk am besten erhalten ist,

hat der Wall noch jetzt eine Höhe von dreizehn, an der Grundfläche eine Breite von vierzig bis fünfzig und oben eine Breite von vier bis ſechs Fuß, der Graben eine Tiefe von fünf bis ſechs, oben eine Breite von fünfzehn bis zwanzig und an der Sohle eine Breite von vier bis fünf Fuß. Selbſtverſtändlich muß der Wall urſprünglich höher, der Graben tiefer geweſen ſein, da der Wall fort und fort abgeſchwemmt, der Graben aber ausgefüllt wird: hiernach ſind die von Paulus angenommenen urſprünglichen Maße gewiß eher zu gering als zu hoch gegriffen.

Das Pfahlwerk lief zwiſchen Wall und Graben her, am Fuß des erſteren, etwa in gleicher Höhe mit der gewöhnlichen Bodenerhebung. Die Pfähle waren aber nicht wagrecht, nach Art unſerer heutigen Paliſſaden, in den Wall eingerammt, ſondern ſtanden aufrecht und bildeten eine fortlaufende Hecke: stipitibus magnis, in modum muralis sepis funditus jactis atque connexis, wie Spartian beſchreibt. Wie hoch dieſelbe war, wiſſen wir nicht, da ſich das Pfahlwerk nirgends erhalten hat. Doch wird man nicht irren, wenn man annimmt, daß ſie etwa acht bis neun Fuß, keinenfalls ſo hoch wie der Wall war, ſo daß die Beſatzung von der Höhe des Walles den Graben noch teilweiſe überſehen und mit ihren Wurfgeſchoſſen beherrſchen konnte. Denn war der Zaun einmal überſtiegen, ſo wurde die Verteidigung des Walles viel ſchwieriger. Auch diente die Krone desſelben gelegentlich gewiß zur Aufſtellung von Geſchützen und Schleuderapparaten.

An der Innenſeite des Walles ſtanden in einer Entfernung von je fünfhundert Schritt kleine gemauerte Wachthäuschen, die Paulus in ihren Reſten vielfach wieder aufgefunden und ausgegraben hat. Es waren gemauerte Vierecke, von je neun Fuß lichter Weite, mit einer Mauerſtärke von nahezu zwei und einem halben Fuß. Der Eingang war natürlich dem Wall

zugekehrt: die Lage der Häuschen womöglich auf dominierenden Punkten und befestigt; an besonders wichtigen Stellen waren sie größer und fester als gewöhnlich. Im Innern fand Paulus nicht selten Bruchstücke römischer Gefäße, Kohlen und Asche, so daß die Posten auch kochen und im Winter sich erwärmen konnten. Ein Fußpfad, der an oder auf dem Wall herlief, verband die Wachthäuschen mit einander; weiter rückwärts lief die größere Heerstraße längs dem Wall.

Zog sich der Limes durch Wald, was bei der damaligen Bodenbeschaffenheit von Deutschland die Regel war, so verstand es sich von selbst, daß der Wald auf der äußeren oder deutschen Seite des Grabens nach seiner ganzen Länge so weit ausgehauen wurde, um das Vorterrain zu klären und jeden, der es betrat, mit Wurfspießen oder Geschossen erreichen zu können. Darum sehen wir auf der Trajanssäule die römischen Soldaten emsig mit dem Abholzen des Waldes beschäftigt. Das Holz diente zum Brennen und vor allem zum Bau selbst.

Die Heerstraße lief regelmäßig auf der Innenseite des Limes her. Nur ausnahmsweise, wo sie wegen des Terrains nicht anders geführt werden konnte, überschritt sie den Wall und wurde dann durch Vor- und Rückschanzen gedeckt. Sie diente vor allem zur Verbindung der größeren Kastelle oder Garnisonstädte, die in Abständen von etwa drei bis vier Stunden hinter dem Wall lagen und namentlich bei Flußübergängen notwendig waren. Von jedem größeren Kastell oder Standlager gingen dann wieder Straßen ins Innere, welche die Grenzposten auf kürzestem Wege mit den rückwärts gelegenen Kastellen und Garnisonen verbanden, damit im Notfall von dort aus so schnell wie möglich Hilfe kommen konnte.

Es ist demnach nicht ganz richtig, wenn Paulus meint, der Limes habe nur die Bedeutung einer Alarm- oder Tele-

graphenlinie gehabt, um den Feind zu beobachten und zu überwachen. Gewiß war sie das auch, zur bloßen Kundschaft und Benachrichtigung aber wären keine so großen, fortlaufenden und zusammenhängenden Werke nötig gewesen. Der nächste Zweck blieb doch immer der einer Fortifikation, um wenigstens einen ersten Anlauf abzuhalten. Sie schützte allerdings nur gegen kleinere Streifzüge; in Verbindung mit dem Straßennetz diente sie indes zugleich zur Abwehr größerer Angriffe und zum Stützpunkt für Rachekriege, wobei freilich die Nähe eines starken und schlagfertigen Heeres vorausgesetzt wurde.

Wenn auch der Schutz des Landes dadurch nicht für immer gelang — und welches menschliche Festungswerk vermöchte überhaupt dem Wechsel der Zeiten Trotz zu bieten —, so hat der Pfahlgraben seinen nächsten Zweck doch über hundert Jahre erfüllt und gerade zur Zeit des Sinkens der römischen Macht. Denn ein Volk, welches aggressiv in die Geschichte eingreift, wie die Germanen, braucht keine Schutzwehren.

Die größeren Kastelle und Garnisonstädte, die auf der Linie des schwäbischen Limes lagen, sind sämtlich noch heutzutage bewohnte Ortschaften und wichtige Fundorte für römische Inschriften, Münzen, Geräte und sonstige Altertümer. Bei manchen weist schon der Name auf ihre frühere Bestimmung und den römischen Ursprung hin. Die Reihe derselben von Süden nach Norden, jede von der anderen etwa vier Stunden entfernt, ist folgende: Welzheim auf der Alp, Murhardt an der Mur, Mainhardt, Öhringen, Jagsthausen, Osterburken, Walldürn und Burgstadt am Main. Paulus hat sie alle untersucht und näher beschrieben.

An die schwäbische Linie schließt sich nördlich vom Main die wetterauische von gleicher Beschaffenheit. Sie bestand ebenfalls aus einem Wall mit Pfahlwerk und vorliegendem Graben. Die nächsten größeren Kastelle mögen Wallstadt bei Aschaffen-

burg und Großkrotzenburg am Main gewesen sein, wo sich noch bis auf den heutigen Tag ein sogen. Römerbrunnen erhalten hat. Dann folgte Rückingen bei Hanau, dessen Kastell zum Schutz des Kinzigüberganges sich zum Teil noch erhalten hat und lächerlicherweise früher für ein römisches Bad gehalten wurde. Dazu fehlte es hart auf der Grenze doch wohl an der nötigen Ruhe und Behaglichkeit, so große Freunde sonst die Römer von der Anlage von Bädern auch waren.

Die nächstgelegenen Standquartiere in der Wetterau waren dann Altenstadt an der Nidder, Staden an der Nidda, Bingenheim und das gegenüberliegende Echzel an der Horlof, Traismünzenberg und Arnsburg an der Wetter, Leihgestern bei Gießen, die Kapersburg bei Friedberg und die Saalburg bei Homburg. An allen diesen Orten dürfen wir größere Stationen und Kastelle annehmen, wie teils erhaltene Reste, teils die Ortsnamen darthun. Die Namen sind zwar mit Ausnahme von Leihgestern, Echzel und Bingenheim deutsch, verraten aber zum Teil noch die Beziehung auf den vordeutschen Ursprung der Orte, wie dies bei Altenstadt unzweifelhaft und wahrscheinlich auch bei Staden (statio) und Arnsburg der Fall ist. Echzel und Bingenheim deuten auf keltischen Ursprung. Alle Orte liegen entweder an Flußübergängen oder sie hatten wie die Kastelle auf dem Taunus die Bestimmung, Gebirgspässe zu decken. Ohne Zweifel wurde die nördliche Erweiterung des Walles von Altenstadt bis Oberroßbach überhaupt nur zu dem Zweck vorgenommen, um die Thäler der Wetter und Horlof besser zu verteidigen und zugleich die Wege lahnabwärts zu flankieren.

Im Nassauischen finden sich endlich größere Kastelle und Befestigungen bei Dasbach südlich von Idstein, bei Adolfseck in der Nähe von Langenschwalbach, wo der Ahrübergang besondere Schwierigkeiten bereitete, bei Kemel und bei Ems.

Hier schloß sich der Limes an die Lahn und deckte den Lahnübergang, während auf dem rechten Ufer die Linien sich noch weiter dem Rhein entlang durch das Siebengebirge bis nach Deutz und Köln fortsetzten.

Die Untersuchungen, welche bis jetzt über den Pfahlgraben angestellt sind, bleiben meist bei dem Lokalen stehen und haben die überaus wichtigen Folgen, welche der Bau desselben hatte, entweder gar nicht oder nur sehr ungenügend erörtert. Und doch waren diese Folgen für das römische Reich wie für Deutschland gleich groß und bedeutungsvoll. Sie sollen nun nach beiden Seiten hin noch kurz erörtert werden.

Für das römische Reich gewährte der Pfahlgraben nach dem Mißlingen der gegen Deutschland gerichteten Eroberungspläne wenigstens einen guten und sicheren Grenzabschluß. Er paßte ganz in das System der besten und glücklichsten Zeit der römischen Kaiserherrschaft, die Grenzen des ungeheueren Reiches nicht weiter auszudehnen, sondern festzuhalten und zu sichern. Das war die Zeit der Kaiser Trajan (98—117), Hadrian (117—138), Antonin (138—161) und Mark Aurel (161—180).

Eroberungen wurden zwar unter Trajan noch gemacht, aber sie hatten entweder, wie die von Dacien, auch nur den Zweck, einen guten Grenzabschluß zu gewinnen, oder sie waren, wie das mit den vorübergehenden Erfolgen gegen die Parther der Fall war, nur die Folge von Kriegen, in welche das Reich wider Willen verwickelt wurde. Im übrigen waren die genannten Kaiser sämtlich darauf bedacht, statt neuer weit aussehender Unternehmungen überall nur die Grenzen zu sichern. So erklären sich die Wälle in England und in Schottland, im südlichen Ungarn zwischen Donau und Theiß, an der Nordgrenze von Siebenbürgen, wie um die Donaumündung in der Dobrudscha. In dies System künstlich-fester Grenzen, wo es an natürlichen fehlte, paßte auch der Pfahlgraben.

Unzweifelhaft wäre es den Römern nicht möglich gewesen, ohne eine solche Verbindungslinie den Einbruch der vorwärts drängenden Germanen in das Reich abzuwehren. Zwar erfolgte dieser Einbruch um die Mitte des dritten Jahrhunderts von Alemannen, Franken und Goten doch, und seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts, als die Hunnen sich im Rücken auf die Germanen warfen, konnten auch die Rhein- und Donaugrenzen nicht mehr behauptet werden. Aber der Einbruch wäre aller Voraussicht nach ohne den Pfahlgraben viel früher erfolgt, und gegen zweihundert Jahre blieb wenigstens die Rhein- und Donaugrenze im wesentlichen vollständig geschützt.

Denn mochte der Wall an einzelnen Punkten noch so oft überschritten werden, schließlich wurden die Germanen doch immer mit blutigen Köpfen heimgeschickt, oder sie erreichten die Heimat überhaupt nicht wieder, und weit über den Rhein oder die Donau kamen sie nie. Der Zweck des Pfahlgrabens war weniger der, das Vorland zwischen Rhein und Donau selbst zu schützen, als die Rhein- und Donaugrenze zu verstärken, ihre Verteidigung zu erleichtern und durch eine Querlinie abzukürzen. Und dieser Zweck wurde bis auf die Zeit des Kaisers Probus zu Ende des dritten Jahrhunderts (276—282), ja selbst noch im vierten Jahrhundert vortrefflich erreicht, wie die erfolgreichen Kriege Julians gegen die Alemannen zeigen. Das Vorland mußte allerdings im vierten Jahrhundert preisgegeben werden; bis dahin aber hatte der Pfahlgraben, so oft er auch durchbrochen und stellenweis zerstört wurde, immer wieder hergestellt werden können. Ja Kaiser Probus hatte ihn noch verstärkt und eine weitere Ausdehnung beabsichtigt.

Es liegt auf der Hand, daß die Rhein- und Donaugrenze für sich allein nicht so lange zu halten gewesen wäre. Mindestens hätte man das Oberland zwischen Donau und Rhein und die Schweiz bis zu den Alpenpässen preisgeben müssen,

damit aber wäre der Weg nach Gallien und Italien geöffnet worden. Denn daß Flußlinien, wenn es sich nicht um breite, reißende Ströme handelt, überaus schwierig zu verteidigen sind, ist eine Erfahrung, die in jedem Feldzug von neuem gemacht wird. Noch nie ist einem zahlreichen und gut geführten Heer ein Flußübergang mit Erfolg streitig gemacht worden. Gewiß sind es die nächsten und besten Stützpunkte im Krieg, die Deckung aber geben sie dann nicht selbst, sondern erst das Heer, welches sie verteidigt. Für die Römer dagegen handelte es sich nicht um vorübergehende, sondern um bleibende Deckung, wobei gerade an Truppen möglichst gespart werden sollte.

Aber noch nach einer anderen, mehr politischen Seite erwies sich der Pfahlgraben für die Römer zweckmäßig und vorteilhaft. Er war keine chinesische Mauer, die das Land hermetisch verschließen sollte, sondern ein Verteidigungswerk, das seinen Einfluß auch auf die benachbarten deutschen Stämme erstreckte und einen Verkehr mit ihnen, so lange sie sich freundlich zeigten, durchaus nicht ausschloß. Hatte man Deutschland nicht erobern können, so war es eine kluge Politik, das Land zu durchschneiden, die benachbarten Stämme an römische Sitte und Bildung zu gewöhnen, und so auf diese Weise die Herrschaft über sie zu erringen.

Und hätte das Reich längeren Bestand gehabt, so würden sich die Germanen dem still wirkenden Einfluß römischer Zivilisation auf die Dauer schwerlich entzogen haben: eine Erweiterung der römischen Herrschaft wäre ohne Mühe und Kampf eingetreten. Dazu kam es freilich nicht, weil der Pfahlgraben erst in der Zeit der sinkenden Macht des Reiches angelegt wurde und nur die Ohnmacht und Schwäche desselben verdeckte. Wie weit aber römischer Einfluß reichte, sehen wir daran, daß es schon im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt fast bei allen deutschen Stämmen eine römische Partei gab. Der Ein-

fluß brauchte nur verstärkt zu werden, und die Eroberung wäre auf friedlichem Wege gelungen.

Indes wenn die Eroberung nicht gelang, die Wirkungen des Pfahlgrabens zeigten sich auf deutscher Seite doch empfindlich genug. Und dies nach zwei Seiten, sowohl für das vom Limes eingeschlossene, wie für das ausgeschlossene Land. Jenes wurde den Germanen entrissen und blieb fast dreihundert Jahre römisch, dieses blieb deutsch, gestattete aber für längere Zeit den Germanen keine weitere Ausbreitung.

Das südwestliche Deutschland, in das zu Cäsars Zeit bereits deutsche Stämme vorgedrungen waren, wurde den Germanen weggenommen und erhielt römische Provinzialverfassung. Es wurde vollständig romanisiert und zivilisiert, was die Römer mit gewohnter Meisterschaft durch Anlage von Festungswerken, Straßen, Kastellen und Städten in überaus kurzer Zeit fertig brachten. Das bestellbare Land wurde vermessen und an Unterthanen oder gallische Ansiedler gegen Zins ausgethan. Daher der Name Dekumatenland, entweder wie Mone will, von der Vermessung, oder nach der älteren Ansicht von dem Zehnten, der davon entrichtet werden mußte.

Sehr rasch blühten hier römisches Leben, römische Kultur, Sitte und Bildung auf. Es ist geradezu erstaunlich, welche Masse von römischen Denkmälern, Inschriften, Geräten, Werkzeugen, Münzen, Gräbern, Ziegelsteinen, Baureſten und sonstigen Altertümern in diesem, verhältnismäßig doch nur kurze Zeit römisch gebliebenen Teil von Deutschland bereits aufgefunden ist und fortwährend noch zutage gefördert wird. In Bilbel bei Frankfurt hat man bei dem Bau der Eisenbahn den ganzen Fußboden eines Bades, eine wundervolle Mosaikarbeit, ausgegraben; im Bayerischen waren vor nicht langer Zeit die Münzfunde so zahlreich, daß die Bauern mit römischer Silbermünze ihr Bier bezahlten.

Schon die Reste des Pfahlgrabens selbst geben uns einen Begriff von der Größe und Bedeutung der römischen Bauten. Aber auch im Innern des Landes wurden Straßen, Kastelle und Städte in Menge angelegt. Von den Straßen sind manche noch heutzutage im Gebrauch; unter den größeren Ortschaften am Rhein, an der Donau und im Dekumatenland ist kaum die eine oder andere, die ihren Ursprung nicht auf ein römisches Kastell oder Standlager zurückführt. So Wesel, Köln, Andernach, Koblenz, Bingen, Mainz, Worms, Speyer, Altrip, Zabern in der Pfalz und im Elsaß (Tabernae), Selz, Straßburg, Breisach, Augsburg, Regensburg, Passau, Linz, Salzburg und viele andere. Manche davon waren schon alte Keltenstädte und wurden von den Römern nur erweitert und kunstgemäß befestigt. Das waren zugleich die großen Garnisonstädte, die als Stützpunkte für die Außenlinie des Pfahlgrabens dienten.

Hier wurden Tempel, Amphitheater, Bäder, Fabriken und Mühlen angelegt; Handel, Gewerbe, Kunst und Handwerk kamen empor, vor allem die Bauhandwerke, Waffenschmieden, Weberei, Gerberei und Töpferei; die hochentwickelte römische Landwirtschaft mit Obstzucht, Garten- und Weinbau wurde eingeführt; der Geldverkehr trat an die Stelle des Tauschhandels, Litteratur und geschriebene Gesetze wurden bekannt: mit einem Wort, das Land wurde der gesamten römischen Bildung erschlossen.

Nun wurde zwar das alles mit dem Einbruch der Germanen im vierten Jahrhundert und während der Völkerwanderung wieder zerstört und verwüstet. Vorübergehend sank das Land in die Unkultur zurück. Aber die Keime der Kultur, welche die Römer gelegt hatten, gingen doch nicht verloren, sondern blühten später, als die Germanen zur Ruhe gekommen waren, in veränderter Form und Gestalt wieder auf. Mit Gewalt

wollten die Germanen römiſcher Sitte und Bildung ſich nicht fügen, freiwillig haben ſie ſpäter alles gelernt und angenommen, was zu lernen war. Denn nächſt dem Chriſtentum und der Kirche iſt das klaſſiſche Altertum bis auf den heutigen Tag das größte Bildungsmittel der Nation geblieben.

Früher glaubte man ſogar, das römiſche Städteweſen und alles, was damit zuſammenhängt, habe ſich auch während der Völkerwanderung erhalten und ſei unvermittelt auf die Germanen übergegangen, ſo daß ſelbſt die ſtädtiſche Verfaſſung römiſch geblieben oder weſentlich mit aus römiſcher Wurzel neu entſproſſen ſei. Daran iſt nun freilich nicht zu denken. Denn die alten Römerſtädte wurden während der Völkerwanderung zerſtört und verwüſtet und die Einwohner erſchlagen oder vertrieben. Bei den meiſten war die Zerſtörung ſo gründlich, daß ſie längere Zeit brauchten, ehe ſie aus dem Schutt ſich wieder erhoben. Eine unmittelbare Fortdauer des römiſchen Städteweſens durch die Periode der Verwüſtung hindurch iſt alſo unmöglich. Das aber iſt unzweifelhaft, daß dasſelbe indirekt doch den allergrößten Einfluß auf das nachmalige Emporkommen des Städteweſens bei uns ausgeübt hat.

Schon früh wurden die alten Römerſtädte zur Anlage von Biſchofsſitzen benutzt, was ſie ja auch in der letzten Zeit des römiſchen Reiches ſchon geweſen waren: darum iſt die Rheinlinie ſpäter eine „Pfaffengaſſe“ geworden. Oder die kleineren gingen in den Beſitz des Königs über und erſcheinen ſpäter als Königshöfe wieder: auch dieſe wurden dann wieder befeſtigt und bildeten den Mittelpunkt für den Anſatz eines neuen Gemeinweſens. Aber auch wo keine Bistümer oder Königshöfe gegründet wurden, baute man ſpäter, als die Zeit der ſtädtiſchen Entwickelung gekommen war, überall lieber die verfallenen Städte wieder auf, als daß man neue anlegte. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen“ — das gilt vor allem von

diesen Städten, die so oft erobert, ausgeraubt und verbrannt waren, daß man ein Wiederaufblühen gewiß kaum für möglich gehalten hätte.

Wohl war es deutsches Leben, deutsche Kunst, deutsches Handwerk und deutsche Verfassung, was seit dem zehnten und elften Jahrhundert hier emporkam; aber doch hat sich das Städtewesen vom Rhein und von der Donau her allmählich nach Nordosten ausgebreitet, doch sind die alten Römerstädte am frühesten wieder aufgeblüht und die Pflanzstätten unserer gesamten Kultur geworden. Der äußere Kern blieb, und dieser Kern füllte sich mit christlich-romanischer Kunst und Bildung, mit Verkehr, Handel und Gewerbe und, was vielleicht am meisten sagen will, mit einer Bevölkerung, welche die alte germanische Freiheit nicht vergessen hatte. Neue Städte waren es, und doch lebten die alten in ihnen fort: hier hat sich zuerst jener unendlich fruchtbare Kontakt romanischen und germanischen Lebens vollzogen, auf dem die gesamte Kultur des Mittelalters beruht und der die Germanen erst befähigte, in den Kreis der gebildeten Nationen einzutreten.

Fast noch wichtiger und bedeutungsvoller wirkte der Pfahlgraben auf die jenseits wohnenden deutschen Stämme, und zwar nicht bloß durch die Überlieferungen römischer Bildung im Dekumatenland, sondern vor allem durch den Zwang, welchen er auf sie ausübte, das alte halb nomadische Leben zu verlassen und zu fester Ansiedelung überzugehen. Denn daß die benachbarten Stämme im Verkehr mit den Römern von ihrem Ackerbau und Kunstfleiß lernten, daß sie alles annahmen was sie für ihre Verhältnisse brauchen konnten, und daß später das ganze Deutschland auf gleiche Weise von den römischen Kulturelementen den Vorteil zog, versteht sich von selbst und hängt schon mit dem eben Gesagten zusammen.

Viel direkter wirkte der Pfahlgraben, indem er das noch

halb nomadiſche Leben der Germanen in feſte Grenzen bannte und ſie zur Anſiedelung und zum Ackerbau nötigte. Vorher hatten ſie ſich, wie man auch über ihre Kulturſtufe denken mag, noch im Zuſtand der freien Völkerbewegung befunden. Wohl mögen ſie auf ihrer langen Wanderung aus Aſien nach Europa gelegentlich ſchon früher längere oder kürzere Zeit ſeßhaft geweſen ſein; immer aber waren ſie von neuem aufgebrochen und weiter nach Weſten gezogen; keinenfalls glaubten ſie im heutigen Deutſchland das letzte Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben. Sie hatten nach längerem Kampf die Kelten über den Rhein getrieben und dachten nicht daran, ſich in dem eroberten Land bleibend niederzulaſſen: zu Cäſars Zeit waren ſie im Begriff, die Rhein- und Donaugrenze zu überſchreiten und jenſeit derſelben den Kampf mit den Kelten fortzuſetzen.

Dem wurde nun ein Ende gemacht. Sie blieben auf das ſumpfige, faſt ganz bewaldete Land beſchränkt und mußten ſich wohl oder übel darin einrichten. Die Herden allein reichten nicht mehr aus, eine ſtets wachſende Volksmenge zu ernähren. Alſo mußte man zu anderen Erwerbsquellen ſeine Zuflucht nehmen, zur Rodung und zum Anbau des Landes. Mit einem Wort: der Übergang zum Ackerbau erfolgte. Wohl hatte man den Ackerbau auch früher ſchon gekannt und auf der Wanderung, wo ſich Gelegenheit dazu bot, zur Aushilfe betrieben. Und auch nachher dürfen wir uns den Ackerbau nicht gleich viel entwickelter denken als vorher. Aber ein Wendepunkt trat ein, größere Flächen mußten urbar gemacht werden, der Widerwille gegen feſte Anſäſſigkeit wurde gebrochen, und weitere Fortſchritte ergaben ſich während des notgedrungenen, längeren Stillſitzens jenſeit der Grenze von ſelbſt. Daß den Germanen urſprünglich ein ſolcher Widerwille ebenſo eigen war wie allen unziviliſierten Völkern, das geht aus Cäſar und

Tacitus bestimmt und deutlich hervor. Noch Tacitus sagt es ja ausdrücklich mit dürren Worten.

So hat der Pfahlgraben nicht bloß das südwestliche Deutschland kolonisiert, sondern er hat die Germanen überhaupt erst befähigt, an den Vorteilen höherer Gesittung und Bildung teilzunehmen. Zu Cäsars Zeit waren es räuberische, fehde- und beuteluſtige Hirtenstämme, die auf ihren Kriegszügen oft jahrelang unter kein Dach kamen; anderthalbhundert Jahre später waren es ansässige Bauern, so unentwickelt auch der Landbau im Vergleich mit dem heutigen immerhin sein mochte. Denn Tacitus trifft die Germanen eben auf dem Punkt, von der Nomadenkultur zum Ackerbau überzugehen. Ein paar Jahrhunderte später, zu Julians Zeit, war dieser Übergang vollzogen, und die Römer wunderten sich bereits, wie sehr die Wohnungen der Germanen besser geworden und nach römischem Muster eingerichtet seien.

Wohl hörte der alte Wandertrieb nicht mit einemmale auf, und in der Völkerwanderung, als die Römer eine Provinz nach der anderen verloren, erwachte er mit neuer Stärke. Aber nur die östlichen Stämme, die den nächsten Stoß der Hunnen auszuhalten hatten, wurden aus ihren Sitzen vertrieben und fanden nach ruhmvollen Thaten in entlegenen Provinzen des römischen Reiches einen frühzeitigen Untergang. Die anderen Stämme dagegen, die sich im inneren Deutschland niedergelassen hatten, haben ihre Verbindung mit der Heimat festgehalten und in den benachbarten Provinzen des römischen Reiches nur Kolonieen gegründet: ihre Eroberung ging geraume Zeit nicht weiter, als der Pflug dem Schwert nachzufolgen vermochte. Es sind diejenigen, die nachmals unter Chlodwig und seinen Söhnen zum fränkischen Reich vereinigt wurden: die verschiedenen fränkischen Stämme selbst, Alemannen, Thüringer und Bayern. Sie waren ansässig ge-

worden, und dieſe Anſäſſigkeit dauerte auch in den erweiterten Sitzen fort.

Daß dieſe Anſäſſigkeit, wenn auch unbemerkt und in der Stille, ſich in der Zeit von Tacitus bis auf Kaiſer Probus vollziehen konnte, das hat der Pfahlgraben und ſeine zweihundert Jahre lange Verteidigung durch die Römer bewirkt. Und ſo hat er, wenn er ſeinen eigentlichen Zweck, den Schutz des römiſchen Reiches, auch nur vorübergehend erreichte, für uns doch eine bleibende Bedeutung gehabt und die ganze folgende Geſchichte mit bedingt.

Das Wachstum einer anſäſſigen Bevölkerung aber hatte zunächſt noch andere Folgen für die Bildung der neuen Stämme ſelbſt. In den Kämpfen mit den Römern war das nationale Bewußtſein erwacht, und die Germanen hatten gelernt, daß ſie in ihrer früheren Zerſplitterung nichts gegen das gewaltige Reich ausrichten könnten. So ſehen wir denn jetzt, wie an die Stelle der vielen kleinen Völkchen größere Stammesverbindungen treten, die unter neuem Namen handelnd und thätig in die Geſchichte eingreifen. Ohne Frage hat der notgedrungene Übergang zu feſter Anſiedelung dieſen Bildungsprozeß weſentlich begünſtigt und erleichtert: die Stämme wuchſen mit dem dichteren Anbau des Landes zuerſt äußerlich zuſammen, ehe ſie als neue politiſche Einheiten den Römern gefährlich wurden und die Grenzen dauernd zu überſchreiten anfingen.

Mit dieſer Bildung der neuen Stämme haben wir uns zunächſt zu beſchäftigen.

Auf die glückliche Epoche des Friedens und der ungeſtörten inneren Entwickelung, die auch den Germanen zuſtatten kam, folgten wieder heftige Kämpfe. Aber nun treten die Germanen als Angreifer auf.

Viertes Kapitel.

Die Bildung der neuen Stämme.

Über fünfzig verſchiedene kleine Völker werden uns von den alten Schriftſtellern im inneren Deutſchland genannt, alle ſelbſtändig neben einander, ohne Einigung, nur vorübergehend zu gemeinſchaftlichem Handeln verbunden. Wenige Jahrhunderte ſpäter ſind bis auf ein paar Ausnahmen, wozu nur Frieſen, Heſſen und allenfalls noch Sachſen gehören, alle dieſe kleinen Völker verſchwunden, ihre Namen werden nicht mehr gehört, und es treten dafür einzelne wenige große Stämme auf, welche ſich bis auf die Gegenwart erhalten haben und in Sprache, Recht, Charakter und Sitte noch jetzt ein verſchiedenes Gepräge zeigen.

Woher kommt dieſer auffallende Wechſel? Denn mehr als ein bloßer Wechſel wird es nicht ſein. Fremde Völker ſind vor dem Nachrücken der Slaven im ſechſten Jahrhundert nicht mehr eingewandert, nur fortwährende Auswanderungen, innere Fehden, zahlloſe Raubzüge und vielfache Kämpfe mit den Römern haben ſtattgefunden. Der Beſtand der alten Bevölkerung muß alſo im weſentlichen derſelbe geblieben ſein und ſich lediglich von innen heraus ergänzt und vermehrt haben. Vielleicht giebt uns die geſchichtliche Entwickelung im

dritten und vierten Jahrhundert darüber Aufschluß, wenn sie uns auch nicht alle Rätsel löst und vielfach gerade die Anfänge der Bildung in Dunkel hüllt.

Verweilen wir zunächst einen Augenblick bei den vielen kleinen Völkchen, wie sie uns von den alten Schriftstellern überliefert sind, so lassen sich, ohne daß wir sie aufzuzählen brauchten, schon an die einfache Thatsache, daß ihrer so viele sind, einige nicht unwichtige Folgerungen anknüpfen.

Wir sehen vor allem die Einheit und Gemeinschaft unseres Volkes bei dem Beginn seiner Geschichte beinahe vollständig aufgelöst. Jener partikularisierende Trieb der Nation macht sich geltend, der sich mit Vorliebe in kleineren Kreisen bewegt, unbekümmert um das Ganze, gleichgültig gegen höhere, allgemeine Zwecke, selbst mit den nächsten Nachbarn ebenso oft verfeindet wie befreundet. Am zusammenhaltenden Band einer Staatsgewalt wie am festen Besitz eines bestimmten Staatsgebietes fehlte es noch. Was war also natürlicher, als daß die verschiedenen Stämme, sobald sie zahlreich genug waren, sich selbständig machten und auf eigene Hand ihre Nahrung zu erwerben suchten. Ja in gewissem Sinn war durch die niedere Kulturstufe selbst schon die Zerstreuung bedingt. Denn ein Volk, dessen Hauptreichtum in Herden besteht, kann nicht so dicht beisammen wohnen, wie ein ackerbauendes oder handeltreibendes. Gerade so wie die einzelnen Zweige des Urvolkes sich nach und nach abgelöst hatten und selbständig geworden waren. Der Trieb der Individualisierung mußte fortdauern, bis sich ihm ein künstliches politisches Gegengewicht gegenüberstellte und die fortschreitende Urbarung des Landes ein dichteres Beisammenwohnen gestattete.

Gleichwohl dürfen wir aus der ansehnlichen Völkerreihe schon für die älteste Zeit auf eine relativ große Bevölkerung schließen, zumal wenn wir die Beschaffenheit des Landes be-

rückſichtigen, das mit ſeinen ausgedehnten Wäldern und zahlreichen Sümpfen damals viel weniger Menſchen ernähren konnte, wie heute. Etliche fünfzig Stämme, von denen wenigſtens die größeren nach Hunderttauſenden gezählt werden müſſen: das ſetzt bei einem faſt ganz mit Urwald bedeckten Land eine außerordentliche Volksmenge voraus. Auch die ſtarken Heere, welche die Römer ausſchickten, ſechs, acht Legionen und darüber, deuten darauf hin. Nehmen wir nun die allen unverdorbenen Völkern eigene ſtarke Vermehrung hinzu, ſo begreift ſich leicht, daß beſonders in Zeiten längeren Friedens der Nahrungsſpielraum zu eng werden mußte, und die Einfälle in fremdes Gebiet ebenſo oft aus Not, wie aus reiner Freude am Krieg oder Raub unternommen wurden. Man könnte ſagen, der Krieg war für jene Zeiten zugleich eine Art wirtſchaftlicher Notwendigkeit. Wenigſtens iſt mit Recht ſchon mehrfach darauf aufmerkſam gemacht, daß die Völkerwanderung, von äußeren Anläſſen abgeſehen, zunächſt einfach in dieſer Übervölkerung ihren Grund hat. Denn nur ſelten wanderte ein Volk ganz aus; dazu mußten allerdings noch andere Gründe hinzukommen.

Kriegeriſche Hirtenſtämme alſo ſind es, denen wir in der älteſten Zeit begegnen, die zwar überall wo ſie ſich niedergelaſſen auch das Feld beſtellen, die aber im ganzen ihren Unterhalt lieber durch Beute, als durch geduldigen und mühſamen Ackerbau gewinnen. Daher verändern ſie leicht ihre Sitze; ſie ſind noch im Zuſtand der Bewegung, überall geneigt, die einmal eingenommenen Gebiete mit beſſeren zu vertauſchen. Nur mit Gewalt waren ſie von Cäſar in dem unwirtlichen Deutſchland feſtgehalten worden. Gleich der Cimbern- und Teutonenkrieg beginnt mit einer Wanderung im großen Stil die deutſche Geſchichte; dann hatte Arioviſt mit einem gewaltigen Heer die Niederlaſſung in Gallien zu erkämpfen geſucht.

Aber auch die Stämme, die bereits fester angesiedelt scheinen, ändern leicht ihre Sitze oder wandern zum Teil aus. Von den Chatten waren schon zu Cäsars Zeit die Bataver ausgegangen und um die Rheinmündungen ansässig geworden; andere Scharen hatten sich bei den keltischen Trevirern niedergelassen, mit denen sie in freundlichem Verkehr standen; ein dritter Teil, die Mattiaker, die später von den Römern abhängig wurden, hatten Wohnsitze im heutigen Rheingau gefunden und das von den Ubiern verlassene Gebiet eingenommen. Diese ließen sich von den Römern auf dem rechten Rheinufer in der Gegend von Köln ansiedeln; ein anderer Stamm, die Amsivarier, irrte noch unter Kaiser Nero längere Zeit umher, um neue Sitze zu suchen; die Markomannen führte Marbod aus den unsicher gewordenen Maingegenden nach Böhmen, wogegen die Hermunduren sich nun im Einverständnis mit den Römern weiter nach Süden ausbreiteten u. s. f. Nur sehr wenige Stämme sind später in den ursprünglichen Sitzen wieder zu erkennen, wie Friesen und Chatten, und selbst bei diesen haben mannigfache Veränderungen stattgefunden. Kurz, an eine bleibende Ansässigkeit innerhalb fester Grenzen ist für die Urzeit nicht zu denken.

Endlich können wir aus der Menge von selbständigen Völkern auf den Mangel eines eigentlichen politischen Lebens für die älteste Zeit schließen. Es sind kleine Stämme mit ihren Fürsten oder Häuptlingen, zu Cäsars Zeit noch halb nomadisch, ohne ein bestimmtes Territorium oder doch ohne ein festbegrenztes, daher auch noch ohne Staat in unserem Sinne, fast wie Indianerstämme mit ihren Häuptlingen, nur freilich von unendlich größerer Bildungsfähigkeit und von Anfang an nebenbei auch ackerbautreibend, während die Indianer gerade daran zugrunde gehen, daß sie aller Ansiedelung widerstreben oder die von Osten rasch vordringende Kultur ihnen keine

Zeit dazu läßt, ihren Widerwillen allmählich zu überwinden. Aber von einem eigentlichen Staatswesen war doch auch bei den Germanen zu jener Zeit noch keine Rede. Dazu fehlte es schon an den quantitativen Vorbedingungen, denn die kleinen Stämme, oder wenn man lieber will Gaugemeinden, waren in ihrer Isolierung eben zu klein, um für sich selbst nach unseren Begriffen einen Staat bilden zu können. Bei städtischem Leben wäre es allerdings möglich gewesen. Denn die Völker der alten Welt, Sparta, Athen, Rom, sehen wir wirklich mit solchen kleinen Gemeinwesen beginnen; was ihnen an räumlicher Ausdehnung fehlt, ersetzt das lebendige Gemeingefühl und die Intensität des Staatsbegriffes. Dazu aber bedurfte es einer ungleich höheren Entwickelung, um auch auf kleinem Raum die Darstellung eines staatlichen Lebens möglich zu machen, und diese Entwickelungsstufe haben die Germanen erst unendlich viel später erreicht. —

Tacitus und Plinius teilen zwar die Germanen zunächst in ein paar Hauptstämme ein, und man könnte glauben, jeder derselben habe eine Verbindung der dazu gehörigen kleineren Stämme, ein größeres politisches Ganze für sich ausgemacht. Allein eine solche Annahme wäre vollkommen irrig. Wie wenig fest und bestimmt die Einteilung war, sehen wir schon daraus, daß beide Schriftsteller in ihren Angaben nicht einmal übereinstimmen.

Keiner von beiden nimmt eine Verteilung der verschiedenen kleinen Völkchen auf die Hauptstämme vor, und sie bleibt deshalb auch für uns zweifelhaft und unsicher. Plinius nennt wohl die wichtigeren Einzelvölker bei Namen und ordnet sie den von ihm aufgestellten fünf Hauptklassen unter. Allein gerade seine Verteilung unterliegt den größten Schwierigkeiten und ist am meisten bestritten und angefochten worden. Tacitus nennt nur drei Hauptstämme: Ingävonen, Hermionen und

Istävonen, wobei es wieder fraglich bleibt, ob er alle Germanen oder nur die zwischen Rhein und Elbe darunter begreift. Über ihre Wohnsitze sagt er nur, daß die Küstenvölker Ingävonen, die mittleren Hermionen und die übrigen Istävonen seien. Unzweifelhaft ist also weiter nichts, als daß die Ingävonen die Anwohner der See und die Hermionen die Völker des mittleren Deutschlands sind. Ob aber die rheinischen Völker und insbesondere die Sigambern zu den Hermionen oder den Istävonen gezählt werden müssen, hängt wieder davon ab, in welchem Umfang wir den Bericht des Tacitus nehmen. Gegen ihre Sonderstellung spricht ihre nahe Verwandtschaft mit den mitteldeutschen Stämmen, insbesondere den Chatten, ihre fortwährende Verbindung mit diesen und die Ähnlichkeit der Mundart. Zeuß, der große Ethnograph unseres Volkes, will daher die Istävonen lieber nach Osten versetzen und den Namen zu einer Wurzel mit den vandalischen Astingen stellen. Genug, daß bei den schwankenden und unvollständigen Angaben der Alten eine Menge von Zweifeln übrig bleiben.

Die Erwähnung der drei Hauptstämme würde überhaupt keinen Wert für uns haben, wenn wir nicht aus Tacitus zugleich den Ursprung und die Bedeutung der Einteilung kennen lernten. Sie giebt uns den nationalen Mythus über die Abstammung des Volkes. Hiernach stammt von dem erdgeborenen Gott Tiusko (der Himmlische) Mannus der Mensch, dessen drei Söhne sind die Ahnherren der Stämme. Grimm hat sie als Ingo, Isko und Irmino unter den Heroen oder Halbgöttern nachgewiesen; sie können festgehalten werden, auch wenn wir bei der gewöhnlichen Lesart Istävones, wofür Grimm Iscävones vorzieht, stehen bleiben.

Also eine alte Stammsage, wie wir deren ähnliche in der Mythologie der Griechen und Römer finden. Damit ist auch die Bedeutung der Einteilung klar: es spricht sich in ihr das

nationale Bewußtſein der Stammverwandtſchaft aus, das im Mythus lebendig blieb, wenn auch in der Wirklichkeit die einzelnen Völker ſich bereits getrennt hatten. Charakteriſtiſch iſt, daß die Erinnerung an die Verwandtſchaft mit den nordiſchen Germanen ſchon aus dem Mythus geſchwunden iſt, ebenſo wie dieſe früh das Bewußtſein ihres Zuſammenhanges mit den feſtländiſchen verloren.

Politiſche Bedeutung aber hat die Einteilung nicht, und daraus erklärt ſich, daß wir ihr in der Geſchichte ſelbſt nirgends begegnen. Gewiß hat ſie in der näheren Verwandtſchaft der zu jedem der drei Hauptſtämme gehörigen Einzelvölker ihren Grund, aber der geſchichtliche Nachweis derſelben geht uns ab, und die ſpätere Ausbreitung der Germanen vom Rhein bis zu der Weichſel und den Karpathen, der wir gleich in der hiſtoriſchen Zeit begegnen, ſcheint auch abgeſehen von den Germanen in Skandinavien einer Beſchränkung auf drei Hauptſtämme überhaupt zu widerſtreben.

Viel ſicherer würden wir gehen, wenn es uns an der Hand der Sprachgeſchichte gelänge, die kleinen hiſtoriſchen Völkchen ſprachlichen Hauptgruppen unterzuordnen und etwa in ober- und niederdeutſche, oſt- und weſtgermaniſche einzuteilen. Der Gegenſatz zwiſchen ober- und niederdeutſch iſt zwar erſt im fünften und ſechſten Jahrhundert ſchärfer hervorgetreten, als Alemannen und Bayern ihre heutigen Wohnſitze eingenommen hatten, allein der zwiſchen oſt- und weſtgermaniſch iſt viel älter und gehört ohne Zweifel ſchon der Urzeit unſeres Volkes an. Es iſt wahrſcheinlich, daß es einſt eine Zeit gegeben hat, in der alle germaniſchen Stämme entweder als ſueviſche oder als gotiſche bezeichnet wurden. Auch nach dem Abzug der nordiſchen Germanen nach Skandinavien ſcheint dieſe Haupteinteilung fortgedauert zu haben. Die Stämme im inneren Deutſchland bis zur Elbe gehören zu den Sueven, die Stämme jenſeit der

Elbe zu den Goten. Auch die Markomannen scheinen noch zu den letzteren gehört zu haben, die Langobarden ihnen wenigstens nahe verwandt gewesen zu sein: beide standen dem Raum wie der Herkunft nach wohl in der Mitte. Eine dritte Gruppe, die Völker ingävonischer Abkunft, hätten dann die niederdeutschen Stämme an der Nordsee und in Jütland gebildet.

Aber auch mit dieser Einteilung ist nicht viel anzufangen. Sprachdenkmale sind uns außer den Personennamen aus der älteren Zeit nicht überliefert, und die innere Sprachgeschichte, die aus rein sprachlichen Vorgängen abgeleitet wird, ist noch nicht so weit vorgeschritten, um hiernach bestimmter unterscheiden und verschiedene Sprachgebiete abgrenzen zu können. Nicht einmal der Gegensatz von ost- und westgermanisch, noch viel weniger der von ober- und niederdeutsch kann für die Urzeit so genügend festgestellt werden, daß eine Unterordnung der einzelnen Stämme unter die verschiedenen Sprachgebiete möglich wäre.

Von welcher Seite wir also eine weitere Einteilung auch versuchen mögen, immer erweist sich dieselbe als schwankend und unsicher, und zu irgendwie haltbaren und weiterführenden Ergebnissen gelangen wir nicht. Die Geschichte wird sich dabei beruhigen müssen, daß eine Klassifikation der verschiedenen Stämme nicht vollständig durchführbar oder höchst fraglich ist, und daß als wirklich greifbare, reale Einheiten nur die von den alten Schriftstellern genannten Stämme selbst auftreten. Religiöse Verbindungen bestanden mehrfach und sind uns zum Teil ausdrücklich bezeugt, aber eine weitere Bedeutung hatten sie nicht. Nähere sprachliche Beziehungen bestanden ebenfalls, aber auch sie heben die Thatsache der Trennung nicht auf.

Indes schon in dem negativen Ergebnis, daß jede weitere Einteilung mehr eine mythologische oder sprachliche als eine geschichtliche ist, liegt der Beweis, daß es den deutschen Völkern

vor ihrer Berührung mit den Römern an der politischen Einigung gefehlt hat und jeder Stamm ein besonderes Ganze für sich bildete.

Erst in den Kämpfen mit den Römern erwachte das politische Leben. Erscheinen die Sueven bei Cäsar fast noch wie wandernde Horden, unstät und halb nomadisch, nur kriegerisch organisiert und geschlossen, so sind die Germanen des Tacitus bereits zum Ackerbauvolk übergegangen. Es liegen eben anderthalbhundert Jahre dazwischen und in diese fallen die weltgeschichtlichen Kämpfe mit den Römern. In noch viel höherem Grade aber ist dies zwischen Tacitus' und Julians Zeit der Fall gewesen: hier liegen weitere dritthalbhundert Jahre in der Mitte, und in dieser Zeit hatte der Pfahlgraben das unstäte Leben der Germanen noch viel fester und enger eingeschnürt. Wie die Römer am Rhein hatten stehen bleiben müssen, so war auch den Germanen eine Grenze gesetzt worden, während sie zu Cäsars Zeit noch im Begriff waren, weiter in Gallien vorzudringeu. Cäsar warf sie über den Rhein zurück. Wohl oder übel sahen sie sich hier fixiert und genötigt, zu bleibenden Niederlassungen überzugehen. Sie mußten sich fester ansiedeln und ihre frühere Lebensweise aufgeben. Ihr Gemeinwesen erhielt allmählich eine territoriale Grundlage, und damit war der Übergang zu staatlicher Ordnung gemacht.

Aber viel direkter wirkten die Kämpfe mit den Römern noch von einer anderen Seite. Sie weckten das Gefühl der Stammverwandtschaft und der nationalen Zusammengehörigkeit. Die einzelnen Stämme wurden genötigt, aus ihrer Isolierung herauszutreten und zur Abwendung der gemeinsamen Gefahr sich mit einander zu verbinden. Waren die ersten Bündnisse auch wechselnd und vorübergehend, so blieben sie doch insofern wichtig und folgenreich, als das Zusammengehörige meist auch für die Folge verbündet blieb. Man mußte einsehen, daß

gegen einen übermächtigen Feind wie die Römer kein Stamm auf eigene Hand Krieg führen konnte. Der große Bund, den Armin zusammengebracht hatte, löste sich zwar bald wieder auf, allein das Beispiel war gegeben, und in der Folge finden wir regelmäßig mehrere Stämme, vor allem die benachbarten, im Kriege gegen die Römer vereint.

Also auch der weiteren Zersplitterung und Trennung in eine Menge kleiner, unabhängiger Gemeinden, wie sie mit der äußeren Ausbreitung des Volkes Hand in Hand gegangen war, wurde ein Ziel gesetzt. An ihre Stelle tritt die Verbindung und Einigung. Die kleinen Völkchen, die früher unter eigenem Namen erscheinen, verschwinden allmählich, und statt ihrer treten seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts die großen Stammnamen auf, die noch jetzt fortdauern. Nicht als ob die älteren Völkerschaften untergegangen wären, nur ihre Isolierung hat aufgehört, und darum erscheinen die neuen, größeren Einheiten auch unter neuen Namen. Allerdings hatten sie in dieser Weise früher nicht existiert. Es sind nicht die alten Stämme unter neuen Namen, sondern Verbindungen und Mischungen derselben, zum Teil sehr verschiedener Herkunft. Und diese neuen Stämme erscheinen überall auch in anderen Wohnsitzen. Überaus stark und fest muß der Kitt gewesen sein, der sie verbunden hat, daß sie sich im wesentlichen unverändert durch allen politischen Wechsel seitdem bis auf die Gegenwart erhalten konnten. Was aber vermochte die Elemente der neuen Stämme fester zusammenzuschmelzen, als das jahrhundertelang anhaltende Feuer des Krieges mit dem römischen Weltreich? So zeigt sich auch von dieser Seite her entschiedener Fortschritt zu höherem staatlichen Leben.

Natürlich haben sich die Stämme nicht zufällig oder willkürlich gebildet. Es liegt schon im Begriff derselben, daß die nähere Verwandtschaft und Nachbarschaft den Ausschlag gegeben

hat und das bildende Prinzip gewesen ist. So wenig die älteren untergegangen sind, so wenig sind die späteren etwas Neues: sie begreifen nur eine Reihe von verwandten Völkern in ihrer Verbindung und in neuen Gebieten. Bleiben wir beispielsweise bei den drei wichtigsten Stämmen, welche sich schon zur Zeit der römischen Eroberungskriege in der Mitte von Deutschland finden, Sigambern, Cherusker und Chatten, so können wir sie auch unter den späteren Namen leicht wieder erkennen: aus den Sigambern sind salische Franken geworden, die Cherusker sind in den Sachsen aufgegangen, die Chatten erscheinen als Oberfranken und Hessen. Sigambern und Cherusker sind mit anderen Völkern zusammengeflossen, die Oberfranken sind die ausgewanderten, die Hessen die in der alten Heimat zurückgebliebenen Chatten. Darum hat der Name der Hessen einen beschränkteren, der der Franken einen viel weiteren Sinn angenommen. Alle drei sind aus ihrer Isolierung herausgetreten und haben sich dauernd mit ihren nächst verwandten Nachbarn verbunden: die Sigambern mit den mittelrheinischen Völkern, die Cherusker mit den Engern, Chauken und Sachsen, die Chatten mit den fränkischen Stämmen. Daher die neuen Namen; sie sind einfach die Folge der neuen Verbindung und der veränderten Wohnsitze.

Gewiß haben die Kämpfe mit den Römern den nächsten Anlaß zu diesem Bildungsprozeß gegeben. Aber auch die inneren Fehden und Kriege mögen mitgewirkt haben, in die wir die Germanen gleich bei ihrem Eintritt in die Geschichte verwickelt sehen und die auch in der Folge fortdauerten, sobald nicht eine größere gemeinsame Gefahr sie eine Zeit lang ruhen ließ. Leider haben wir über diese inneren Kämpfe fast gar keine Nachrichten; aber die Vermutung ist nicht zu gewagt, daß sie gerade dann am lebhaftesten waren, wenn den Germanen von außen her einmal längere Ruhe geboten war und wir am

wenigſten darüber erfahren. Die Stämme waren nun auf ſich angewieſen und ſetzten die begonnene Entwickelung in Kampf und Fehde an den Grenzen fort. Das Verwandte ſchloß ſich zuſammen, das Fremde ſchied ſich. Wenn zum Beiſpiel Cherusker und Chatten, die zur Zeit der großen Römerkriege doch ſtets verbündet waren, ſpäter ſich trennten, ſo hat das gewiß in alten Stammesfehden ſeinen Grund, die auch in der Folge nicht ruhten. Bei den Cheruskern, einſt den Vorkämpfern der deutſchen Freiheit, hatte nach Armins Tode die römiſche Partei die Oberhand gewonnen, und dies ſcheint der Grund zum Wiederausbruch der Feindſeligkeiten mit ihren ſüdlichen Nachbarn geweſen zu ſein: unter Domitian nahmen dieſelben den Charakter eines allgemeinen Volkskrieges an. Seitdem ſtehen ſich die Stämme wie früher als erbitterte Feinde gegenüber; möglich daß das Vordringen der Chatten gegen Norden die Veranlaſſung war, daß ſich die Cherusker nun um ſo feſter an die niederdeutſchen Stämme anſchloſſen.

Jedenfalls hat die Bildung der neuen Stämme im zweiten Jahrhundert begonnen. Denn ſchon im dritten, als die Angriffe gegen das römiſche Reich begannen, treten an der Grenze die neuen Namen auf, während die älteren von nun an ſeltener und bald gar nicht mehr genannt werden. Vollendet aber wurde die Entwickelung erſt zu Ende des fünften und im Anfang des ſechſten Jahrhunderts mit der Gründung des fränkiſchen Reiches und der Ankunft der Bayern in ihren heutigen Sitzen. Damit war die Völkerbewegung im inneren Deutſchland der Hauptſache nach geſchloſſen.

Im ganzen und großen entſpricht die Reihe der ſpäteren Stämme auch der früheren, nur daß ſie neue Namen angenommen haben, und viele kleinere verſchwunden ſind. An die Stelle der Markomannen ſind die Bayern getreten, an die Stelle der Hermunduren die Thüringer, aus den Chatten ſind

Heſſen geworden und an dieſe ſchließen ſich die verſchiedenen fränkiſchen Stämme an, zu denen im weiteren Sinne noch die Chatten ſelbſt gehören. Nur im Dekumatenland hat ſich aus verſchiedenen Elementen ein neuer Stamm gebildet, der alemanniſch-ſchwäbiſche, und ebenſo erſcheint im Rücken der fränkiſchen Stämme der neue große Sachſenname, deſſen Ausbreitung mit dem Vorrücken der niederdeutſchen Stämme nach Süden gleichen Schritt hält. Denn auch die letzteren haben an der allgemeinen Bewegung nach Süd und Weſt teilgenommen, und es würde eine Umkehr aller Geſchichte ſein, wenn man annehmen wollte, der ſächſiſche Stamm habe ſich durch ein Vordringen mitteldeutſcher Stämme nach Norden gebildet.

Merkwürdigerweiſe ſind es vorzugsweiſe nur die weſtlichen oder ſueviſchen Stämme, die ihre Namen verändert haben, während ſie doch von der Völkerwanderung verhältnismäßig am wenigſten berührt wurden. Umgekehrt haben ſich bei den öſtlichen oder gotiſchen Völkern, die durch die Wanderungen von ihrer alten Heimat völlig losgeriſſen und in neue Bahnen geſchleudert wurden, gerade die alten Namen erhalten: Langobarden, Vandalen, Burgunder, Goten, Heruler, Rugier und Gepiden behalten die Namen, die wir ſchon in der Urzeit antreffen, bis zu ihrem Untergang. So auffallend dies auf den erſten Blick ſcheint, ſo natürlich möchte es gleichwohl zu erklären ſein. Denn die Art der Bewegung war bei den öſtlichen und weſtlichen Stämmen eine ganz verſchiedene.

Die öſtlichen Stämme verließen ihre früheren Sitze, ſie wanderten vollſtändig aus und blieben vorläufig auch auf der Wanderung geſchloſſene Völker. Eben darum mußten die alten Namen mit wandern und die Völker begleiten. Freilich haben ſich die Stämme ſpäter auch hier nicht ganz in der alten Integrität erhalten, einzelne Bruchſtücke und Teile wurden

abgesprengt, andere Elemente kamen hinzu, kleinere Stämme gingen in größeren auf, wie das auf so langen und so abenteuerlichen Irrfahrten nicht anders sein konnte. Aber der Hauptsache nach müssen es doch die alten Stämme gewesen sein, die sich in ihrem Bestand erhielten, wie die Fortdauer der alten Namen beweist. Burgunder, Vandalen, Heruler, Goten, Gepiden und Langobarden lassen sich als solche in ihrer Identität bis nach Südgallien, Afrika, Italien, Spanien, Ungarn und wieder Italien verfolgen. Ja manche Namen dauern trotz des Unterganges der Völker oder ihrer Auflösung im Romanentum als Provinzialnamen bis auf die Gegenwart fort: so Burgund in Frankreich, die Lombardei in Italien, Andalusien (Vandalusien) und Katalonien (Gotalanien) in Spanien.

Das aber ist bei den westlichen Stämmen in diesem Sinn nicht der Fall gewesen. Bei der langsameren und viel allmählicheren Bewegung an den westlichen Grenzen bildeten sich mit dem Zusammenfluß neuer Stämme auch neue Namen. Sie sind alle aus einer Verbindung und Vermischung vieler kleiner Völkchen hervorgegangen. Diese sind bei der späteren Ausbreitung über die Grenzen des römischen Reiches zusammengewachsen und erscheinen daher später nach ihrer dauernden Niederlassung in den neuen Wohnsitzen auch unter neuen Namen. Vielfach kamen fremde Elemente hinzu und verschmolzen trotzdem mit ihren Nachbarn zur Einheit eines neuen Stammes; so stießen die Jutungen oder Sueven, ursprünglich ein niederdeutsches Volk, zu den Alemannen und bilden mit ihnen später den großen alemannischen oder schwäbischen Stamm; so setzten sich die Amsivarier, als Emsanwohner ursprünglich ebenfalls ein norddeutscher Stamm, zwischen Nieder- und Oberfranken fest und erscheinen später zu beiden Seiten des Rheines; so dringen Chauken und Sachsen später nach Süden vor und

verbinden sich mit den Engern und Cheruskern zum neuen großen Stamm der Sachsen; überall erscheinen Bruchstücke verschiedener Stämme unter die älteren verteilt und eingesprengt. Die alten Wohnsitze wurden auch hier verlassen; aber selbst wenn die Verbindung mit der Heimat blieb, erhielten sich die alten Stämme doch nicht in ihrer Integrität. Nur wo Reste der alten Stämme in den ursprünglichen Sitzen blieben, wie bei den Friesen und Hessen, erhielten sich auch hier die alten Namen.

Mit einem Wort: die Völkerbewegung des Ostens läßt sich als Auswanderung, die des Westens als fortschreitende Ansiedelung und Kolonisierung bezeichnen. Es ist möglich, daß die Trennung der germanischen Stämme in eine östliche und westliche Gruppe auch auf die Richtung der Wanderzüge selbst nicht ohne Einfluß war. Wenigstens folgen die Stämme jenseit der Elbe, einschließlich der Langobarden, zunächst dem großen gotischen Völkerstrom nach Südosten, ehe sie sich westwärts wenden und die Provinzen des abendländischen Kaiserreiches überziehen, wogegen die Völker diesseit der Elbe ihre einmal eingenommenen Wohnsitze im ganzen soviel wir wissen nie mehr verlassen, sondern sich von da, allerdings vielfach geteilt und verschoben, nur weiter nach Süden und Westen ausbreiten. Darum ist die Völkerbewegung im inneren Deutschland im einzelnen um so viel schwieriger nachzuweisen; sie vollständig wieder zu erkennen, wird nur mit Hilfe der Ortsnamenforschung gelingen. Erst wenn wir von jedem deutschen Stamm ein vollständiges, urkundlich belegtes Ortsnamenverzeichnis haben, wird es möglich sein, die Herkunft und Ausbreitung dieser Stämme mit annähernder Sicherheit festzustellen.

Den Sturz des weströmischen Reiches haben zunächst die östlichen Völker herbeigeführt, als sie von den Hunnen genötigt wurden, die neu gewonnenen Wohnsitze wieder zu verlassen,

und nun kein anderer Ausweg blieb als der Übergang in das römiſche Reich. Aber ſie haben darüber ſelbſt den Untergang gefunden, indem ſie in der Folge entweder in langen Kämpfen aufgerieben wurden oder in der romaniſchen Bevölkerung ihre Sprache und Nationalität einbüßten. Die Früchte des Sieges ſind den deutſchen Stämmen zugute gekommen. Denn die neue Entwickelung iſt nicht von Italien oder Spanien, ſondern von Deutſchland und Frankreich ausgegangen, und zwar zunächſt von den beiden Stämmen, die ſich an der Rheingrenze bildeten, den Alemannen und Franken. —

Die Defenſive, welche die Römer ſeit der Zeit des Tiberius eingehalten hatten, war faſt anderthalbhundert Jahre mit Glück behauptet worden. Nur kleinere Einbrüche und Raubzüge über die Grenze hatten ſtattgefunden, zuletzt hatten ſelbſt dieſe aufgehört, ſeitdem unter Hadrian mit dem Pfahlgraben die Grenze feſter geſchloſſen war. Unter Mark Aurel aber, dem letzten und größten der vier vortrefflichen Kaiſer, die auf einander folgten, begannen die Einfälle mit neuer Gewalt und Stärke.

Während eines Feldzuges, den die Römer im Orient gegen die Parther führten, verbanden ſich alle Grenzvölker von Pannonien bis Gallien, Sarmaten und Germanen, zu einem gemeinſchaftlichen Angriff gegen das römiſche Reich, an ihrer Spitze die Markomannen und Quaden. Sie drangen über die Donau vor, ſetzten ihren Raub- und Plünderungszug nach Oberitalien fort und kamen beinahe ungehindert bis vor Aquileja am Adriatiſchen Meer. Nach der glücklichen Beendigung des parthiſchen Krieges beeilte ſich Mark Aurel mit aller Macht gegen ſie ins Feld zu rücken. Indes wurden die Zurüſtungen ſehr erſchwert durch die Peſt, welche die Truppen aus dem Orient mitgebracht hatten und die nun auch im Abendland große Verheerungen anrichtete.

Der Krieg dauerte mit geringer Unterbrechung vierzehn Jahre lang (166—180). Von beiden Seiten ward mit hartnäckiger Ausdauer und Erbitterung gefochten; daß auch die Germanen bedeutende Vorteile errangen, zeigt die unglaubliche Anzahl Gefangener, die sie nach dem Frieden wieder herausgeben mußten. Mark Aurel führte mehrfach persönlich den Oberbefehl, gewann mehrere Siege und feierte im Jahr 176 einen großen Triumph, starb aber zu Wien, ehe der Krieg vollständig beendet war. Die beabsichtigte Eroberung des Markomannenlandes hatte er aufgeben müssen. Sein schwacher Sohn und Nachfolger Commodus (180—192) schloß einen leidlichen Frieden, worin die Donau von beiden Seiten als Grenze anerkannt wurde. Die Markomannen verpflichteten sich zur Stellung von Hilfstruppen, erhielten dafür aber alle in ihrem Land nördlich von der Donau angelegten Kastelle eingeräumt. Besiegt oder gar unterworfen waren sie nicht.

Es war der erste größere Offensivkrieg, den die Germanen gegen die Römer führten. Ohne Zweifel stand er im Zusammenhang mit dem Aufbruch der gotischen Völker zwischen Elbe und Weichsel, die damals, sei es durch die wachsende Bevölkerung, sei es durch den Andrang fremder Stämme genötigt, von Norden gegen Südosten bis zur Donaumündung und zum Schwarzen Meer vorzurücken begannen. Schon die Römer wußten dies: die Völker, welche sich den Markomannen angeschlossen hätten, erzählt Capitolin, seien von anderen vertrieben worden und vor ihnen geflüchtet. Der Stoß ging von Nordosten aus, wo es den Goten in ihren alten Sitzen zu eng wurde, traf zuerst die Markomannen und ihre Nachbarvölker, scheint aber auch die Stämme im inneren Deutschland mit berührt zu haben.

Denn gleichzeitig mit der Erhebung der Markomannen und zwar noch vor dem Ausbruch des eigentlichen Krieges (162)

waren auch die rheinischen Stämme, die sich hundert Jahre lang still gehalten hatten, wieder über den Rhein in das römische Germanien, ja selbst über die Donau in Rhätien eingebrochen. Während des Krieges unternahmen sie einen zweiten Einfall, gegen den Didius Julianus abgeschickt wurde, der nachmals als Meistbietender von den Prätorianern den Thron erkaufte, aber gleich darauf ums Leben kam (193).

So begann auf verschiedenen Seiten die Beunruhigung des römischen Reiches, die bald immer größere Verhältnisse annahm. Mark Aurel behauptete noch die alten Grenzen; das Reich hatte unter ihm die größte Ausdehnung: auf hunderttausend Quadratmeilen wird sein Gebiet geschätzt, auf neunzig Millionen die Einwohnerzahl.

Im dritten Jahrhundert erscheint nun die ganze ungeheure Grenze vom Schwarzen Meer bis zur Nordsee überall von Germanen bedroht und angegriffen: in ununterbrochener Reihe dringen sie vor und suchen sich innerhalb der Grenze festzusetzen. Im äußersten Osten, um die Donaumündung und das Schwarze Meer, treten die Goten auf, die etwa zu Anfang des Jahrhunderts dort angekommen sein mögen. Sie gewinnen unter ihrem König Kniva zwei entscheidende Schlachten gegen Kaiser Decius, in deren letzter der Kaiser mit dem ganzen römischen Heer den Untergang fand (251), erscheinen dann in zwei großen Abteilungen als Ost- und Westgoten nördlich vom Schwarzen Meer und von der Donau angesiedelt, plündern und verwüsten in fortgesetzten Raubanfällen Kleinasien und die Balkanhalbinsel (von 258—269 lassen sich allein fünf große Heerfahrten unterscheiden) und nehmen unter Kaiser Aurelian die ganze Provinz Dacien weg, das heutige Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau und Wallachei (274). Um die mittlere Donau bleiben Markomannen und Quaden die gefürchteten Feinde der Römer. Am Oberrhein erscheinen zu Anfang des Jahrhunderts die Ale-

mannen, die fortwährend Einfälle in Gallien, Rhätien und Italien machen und nach dem Tod des Kaisers Probus (282) das Dekumatenland in Besitz nehmen. Am Mittel- und Niederrhein erscheinen wenig später die Franken, die mit ihren Raubzügen vorzugsweise das nördliche Gallien und die Niederlande heimsuchen und auf dem linken Rheinufer Boden zu gewinnen suchen. An den Küsten der Nordsee endlich bis nach Gallien und Britannien hin machen sich die Sachsen als Seeräuber furchtbar.

Noch vor dem Anfang der eigentlichen Völkerwanderung sehen wir also das römische Reich auf der ganzen Nordseite von Germanen bedroht: es ist, als ob sie sich längs der Grenze in Schlachtordnung aufgestellt hätten, um über das Reich herzufallen.

In diesem Augenblick, wo die Germanen von der Defensive zur Offensive übergehen, erscheinen im Nordwesten die neuen Namen. Die Stämme sind nicht mehr mythologische, sondern kriegerische Einheiten. Oder sie wachsen, wie wir vielleicht besser sagen, während der langen Kämpfe mit fortschreitender Ansiedelung zu solchen zusammen. Und wenn sie auch nicht immer in Volkskriegen auftreten, nicht wie im Osten die ganzen Stämme sich von der Scholle lösen, um neue Sitze zu suchen, so erscheint in ihren Unternehmungen doch jetzt überall Zusammenhang und Methode. Größere oder kleinere Abteilungen sind es, die fortgesetzt ihre Einfälle machen und womöglich jenseit der Grenze sich festzusetzen suchen. Denn das ist das letzte Ziel aller Angriffe: die Grenzen werden zu eng und müssen erweitert werden. Es ist daher auch kein Zweifel, daß die Angriffe, selbst wenn sie nur von vereinzelten Scharen ausgehen und zunächst nichts weiter als Raub- und Beutekriege sind, meist den ganzen Stamm hinter sich haben und mit Billigung desselben unternommen werden.

Ein friedlicher Verkehr zwiſchen Römern und Germanen erſchien fortan unmöglich. Das gewaltige Reich mit ſeinem Glanz und ſeiner Herrlichkeit, ſeinen Koſtbarkeiten und Schätzen übte auf die hungrigen Germanen eine ſo unwiderſtehliche Anziehungskraft, daß ihre Beuteluſt immer wieder von neuem gereizt wurde, bis endlich ihr Bildungstrieb erwachte und ſie nicht mehr das fremde Gold und Silber allein anziehend fanden.

Am früheſten werden die Alemannen genannt. Der Name bezeichnet unmittelbar die vereinigten Völker in ihrer Verbindung: Alamannida bedeutet im Althochdeutſchen Gemeinſchaft und wird Bundesname geweſen ſein; Alemannen konnten daher die Teilnehmer oder Genoſſen des Bundes genannt werden. Tubanten, Uſipier und Tenchterer, die ehedem am Nieder- und Mittelrhein gewohnt und ſich von da aufwärts gezogen hatten, dürfen als Grundlage des Vereins angeſehen werden; noch einige kleinere Völker oder Teile von ſolchen mögen ſich angeſchloſſen haben; einzelne Reſte ſueviſcher Stämme ſind vielleicht von Arioviſts Zeit in der alten helvetiſchen Einöde und ſpäter hinter dem Limes ſitzen geblieben. Die Uſipier erſcheinen im Bataverkrieg mit anderen Völkern bei der Belagerung von Mainz; vielleicht iſt ihr Name im Namen der Stadt Wiesbaden und des bei Lorch in den Rhein mündenden Wisperbachs erhalten. In ihrer Nähe werden von Tacitus und Ptolemäus die Tenchterer, von Ptolemäus auch Tubanten genannt. Die letzteren erſcheinen noch einmal mit ihrem Einzelnamen neben den Alemannen zu Anfang des vierten Jahrhunderts, ſonſt verſchwinden ſchon mit dem zweiten Jahrhundert die Einzelnamen, und dafür treten zu Anfang des dritten Alemannen auf. Wo ſollen die früheren anſehnlichen Völker hingekommen, wo das neue Volk der Alemannen, das gleich bei ſeinem erſten Auftreten ein zahlreiches genannt wird, anders hergekommen ſein, wenn ſie nicht aus einer Verbindung jener hervorgegangen ſind?

Sie erſcheinen zum erſten Male unter Caracalla am Main, wo der Kaiſer im Jahr 213 Krieg mit ihnen führt. Gleichzeitig ſcheint er auch mit den benachbarten Chatten gekämpft zu haben, die alſo wohl mit den Alemannen gemeinſchaftliche Sache machten, obgleich ſie in der Folge ſich nicht dieſen, ſondern den Franken anſchloſſen. Caracalla legte ſich von ſeinen Siegen zwar den Namen Germanicus bei, allein man nahm es mit ſolchen Beinamen damals nicht mehr ſo genau. Dürfen wir dem Bericht des Dio Caſſius glauben, ſo hätte der Kaiſer ſeine Siege erkauft. Auf alle Fälle waren ſie ſehr zweifelhafter Art.

Denn weit entfernt, daß die Alemannen ſich dadurch von weiteren Angriffen hätten abhalten laſſen, ſetzten ſie dieſe in der Folge nur mit um ſo größerer Heftigkeit fort. Unaufhörlich wiederholten ſie ſeitdem ihre Raubzüge in die römiſchen Provinzen, ſobald ſich eine günſtige Gelegenheit dazu bot; ſchon unter Alexander Severus (222—235) fanden neue große Einfälle über den Rhein und die Donau ſtatt, während der Kaiſer im Orient gegen die Perſer kämpfte. Als er an den Rhein zog, um die Alemannen zu bekriegen, wurde er in einem Soldatenaufſtand in der Nähe von Mainz ermordet.

Sein Nachfolger Maximin (235—238) ſtellte zwar für einige Zeit Ruhe her, indem er von Mainz aus einen großen Verwüſtungszug durch das deutſche Land bis nach Pannonien unternahm und die Grenzen überall von den Feinden ſäuberte. Allein kaum zwei Jahrzehnte ſpäter wurde es mit den Einfällen ärger denn je. Unter den Kaiſern Valerian und deſſen Sohn Gallienus (253—268) erhoben ſich mit den Alemannen zugleich die Franken und Goten. Valerian geriet auf einem Zug gegen die Perſer in Gefangenſchaft und wurde nicht wieder befreit. Da überſchwemmten und verwüſteten die Alemannen das ſüdöſtliche Gallien und Italien bis nach Ravenna, die

Franken Gallien und Spanien, die Goten Kleinasien, Macedonien und Griechenland. Schon damals schien das Ende des römischen Reiches herbeigekommen zu sein; überall standen Gegenkaiser auf und vermehrten die Anarchie; eine verheerende Pest kam hinzu, um das Elend voll zu machen.

Doch wurde der Untergang noch glücklich abgewendet. Der Gegenkaiser Postumus (258—267) schlug die Feinde in Gallien und stellte den rheinischen Limes wieder her, Gallienus siegte bei Mailand über die Alemannen (261), und mit dem Kaiser Claudius (268—270), welcher die Alemannen noch einmal am Gardasee schlug, begann die Reihe der illyrischen Soldatenkaiser, deren Thatkraft und Energie eine Wendung zum Besseren herbeiführte. Indes hörten die Einfälle darum nicht auf. Unter Aurelian (270—275) drangen die Alemannen wieder bis tief in Italien ein, nachdem sie bei Placentia einen großen Sieg erfochten hatten, und bedrohten selbst Rom (270); schließlich gelang es dem Kaiser, sie zweimal zu schlagen und Italien von ihnen zu befreien. Rom erhielt nach Beendigung des Krieges eine neue Stadtmauer, um es für die Zukunft gegen einen Handstreich der Barbaren zu sichern.

Nur vorübergehend gelang es Kaiser Probus (276—282), die Alemannen über den Neckar und die rauhe Alp zurückzuwerfen und den Grenzwall wieder herzustellen. Denn gleich nach seinem Tode wurde das Dekumatenland dauernd von ihnen in Besitz genommen. Neue Einfälle fanden unter seinen Nachfolgern Carus und Carinus statt (282—284), dann wieder unter Diocletian (284—305), der auf kurze Zeit das Vorland zwischen Oberrhein und Schwarzwald wieder gewann, unter Konstantius Chlorus, Konstantin dem Großen (306—337) und seinem Sohn Konstantius II. (337—361). Jeder Kaiser erfocht Siege, bleibende Erfolge keiner.

Auch die große Niederlage, welche Julian, der Neffe des

letztgenannten Kaiſers, den Alemannen bei Straßburg beibrachte (357), und die entſcheidenden Siege, welche er in zwei weiteren Feldzügen über ſie errang, hatten keinen anderen Erfolg, als daß ſich die Angriffe gleich nach ſeinem Tod erneuerten. Valentinian I. hatte faſt während ſeiner ganzen Regierung (364—375) mit ihnen zu kämpfen, Gratian erfocht wieder einen Sieg bei Argentaria in der Nähe des heutigen Kolmar im Jahr 378, Eugenius 392 am Oberrhein, Stilicho 400 in Oberſchwaben, und doch war es unmöglich, den Angriffen ein Ziel zu ſetzen. Nahezu zweihundert Jahre lang wurde faſt ununterbrochen gekämpft; endlich mußten die Römer die Verteidigung aufgeben, das Oberrheinthal räumen und den Alemannen das Land, das ſie eingenommen hatten, überlaſſen. Es iſt dasſelbe, was ſie noch heute inne haben, nur daß ſie ſpäter von Norden her wieder durch die Franken erheblich eingeſchränkt wurden.

Die Bildung des Volkes iſt ohne Zweifel am oberen Main längs des römiſchen Limes vor ſich gegangen. Dann breiteten ſie ſich, als zur Zeit des Kaiſers Probus in ihrem Rücken ſich die Burgunder niederließen, innerhalb des Grenzwalls ſüdwärts bis zum Bodenſee aus. Endlich als Stilicho zu Anfang des fünften Jahrhunderts die Rheingrenze preisgeben mußte, bis zu den Vogeſen und den Alpen, im Norden durch die vorrückenden Burgunder gedrängt.

Auch hier war es nicht bloß Feindſchaft gegen die Römer, was ſie vorwärts trieb, ſondern zugleich das Drängen anderer Völker in ihrem Rücken, zunächſt der hinter ihnen auftretenden Burgunder, was ſie nötigte, nun das Land weiter oberhalb bis zum Bodenſee und darüber hinaus bis zu den Alpen in Beſitz zu nehmen. Etwa hundert Jahre, von Kaiſer Probus bis auf die Zeit Valentinians I., haben ſich die Burgunder in den Sitzen am oberen Main bis zur Jagſt und zum Kocher

gehalten, gelegentlich wohl mit den Alemannen zu Einfällen in das römiſche Gebiet vereinigt, öfters aber mit ihnen in Kampf und Streit; dann brechen ſie zu Ende des vierten Jahrhunderts auf und nehmen die Gebiete von Mainz und Worms zu beiden Seiten des Rheins in Beſitz (an dieſe Zeit knüpft das Nibelungenlied an), bis ihnen nach einer Niederlage, die ihnen ein in römiſchem Sold ſtehendes Heer der Hunnen beigebracht, von den Römern Wohnſitze am Fuß der Alpen und in den Rhonegegenden angewieſen werden.

Noch ein anderes Volk hatte ſich kurz vor der Zeit des Kaiſers Probus neben den Alemannen niedergelaſſen, und dies erſcheint in der Folge dauernd mit ihnen verbunden und iſt es geblieben: die Jutungen oder die ſpäteren Sueven, urſprünglich wie die Burgunder ein niederdeutſches Volk, das etwas weiter ſüdlich von dieſen auch noch im Oſten der Alemannen Raum fand und bald an den Raubzügen der letzteren lebhaften Anteil nahm. Neuerdings iſt man geneigt, die alten Semnonen für das Stammvolk dieſer jutungiſchen Sueven zu halten. Daran mag ſo viel richtig ſein, daß ſich ein kleinerer oder größerer Teil Semnonen dem Durchzug des nördlichen jutungiſchen Nachbarvolkes angeſchloſſen hat. Wären aber Semnonen und Sueven wirklich völlig identiſch, ſo würde ſich ohne Zweifel bei ihnen ebenſo wie bei den Burgundern und Langobarden der alte Name erhalten haben. In jedem Fall ſcheint ein Teil der Semnonen zunächſt in den alten Sitzen geblieben und erſt ſpäter weiter nach Süden vorgedrungen zu ſein, wo ſie aller Vermutung nach in dem neuen Stamm der Thüringer aufgingen.

Die jutungiſchen Sueven ſind die heutigen Schwaben im engeren Sinn, in denen allein der alte Suevenname fortlebt, obgleich Schwaben und Alemannen bald auch in einem weiteren Sinn gleichbedeutend für einander genommen wurden. Schon

Ammian, der um den Ausgang des vierten Jahrhunderts schrieb, nennt die Schwaben einen Teil der Alemannen, und ebenso wurden später umgekehrt unter den Schwaben die Alemannen mit begriffen. In Sprache, Art und Sitte aber sind sie verschieden und noch jetzt als zwei besondere Stämme zu erkennen. Die eigentlichen Schwaben wohnen östlich von den Alemannen, wo sie von Anfang an neben ihnen erscheinen, nur daß sie gleich ihnen in der Folge auch weiter nach Süden über die Donau vorgedrungen sind. Der Kamm des Schwarzwaldes bildet so ziemlich die Grenze beider Stämme: jenseits der Dialekt, wie er aus Hebels alemannischen Gedichten bekannt ist und in den heutigen Schweizeridiomen gesprochen wird, diesseits die schwäbische Mundart, die von den Zischlauten und der konsonantischen Lautstufe abgesehen sonst den mitteldeutschen Dialekten näher steht. Ihre Geschichte kennen wir freilich nicht näher.

Nach den Kriegen Julians scheinen die Alemannen sich eine Zeit lang nordwärts ausgebreitet zu haben, erst auf dem rechten Rheinufer in der Wetterau und dem heutigen Nassau, dann als Stilicho die Rheingrenze aufgab, auch auf dem linken im Elsaß und rheinabwärts bis in die Gegend um Koblenz, Achen und Köln. Hier stießen sie bei weiterem Vordringen mit den Franken zusammen, die sich nun gleichfalls am Mittelrhein und bis ins Innere von Gallien ausbreiteten, während ursprünglich beide Völker in entgegengesetzter Richtung vorgedrungen waren, die Franken gegen den Niederrhein, die Alemannen gegen das innere Deutschland. Die Wetterau scheint längere Zeit alemannisch gewesen zu sein: zu Julians Zeit erscheint daselbst der alemannische Stamm der Buccinobanten oder Buchengauer. Die Burgunder haben nur vorübergehend, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, und wohl nur in den südlicheren, um Mainz gelegenen Strichen, das Land inne gehabt, nie die ganze Wetterau und das nördliche Nassau.

Nach ihrem Abzug sind, wie früher allgemein angenommen wurde, zunächst wieder die Alemannen in den Besitz dieser Gebiete gekommen und bis zu ihrer Niederlage im Jahr 496 darin geblieben, während eine neuere Ansicht alsbald die Franken an die Stelle der Burgunder treten läßt und ihnen das Land zu beiden Seiten des Rheins bis gegen die Pfalz und den Neckar hin zuteilen will. Man meint, eine einzige Schlacht habe nicht hingereicht, die Alemannen aus einem so bedeutenden Landstrich bis gegen den Hagenauer Forst und die Enz und Murg hin zu verdrängen. Allein eine vollständige Verdrängung braucht auch gar nicht angenommen zu werden, und bis auf die Zeiten Chlodwigs hatten sich die Alemannen, so viel wir wissen, doch siegreich behauptet. Es wäre sonst kaum zu begreifen, wie sie in den mittelrheinischen Gebieten, zwischen Achen und Köln, mit den Franken zusammenstoßen konnten: die entscheidenden Kämpfe mit Chlodwig sind nicht die ersten gewesen und Siegbert, der König der Uferfranken am Rhein, war sogar in seiner Residenz Köln bedroht worden. Ohne Zweifel haben sich beide Stämme im Lauf des fünften Jahrhunderts auf dem linken Rheinufer gleichzeitig neben einander ausgebreitet, als dem Namen nach noch das römische Reich fortdauerte. Erst nach dem Zug Attilas hörten die Versuche der Römer, die Rheingrenze wieder zu gewinnen, definitiv auf. Eine förmliche Landteilung aber hat vor der Ansiedelung zwischen den Stämmen gewiß nicht stattgefunden, jeder nahm was ihm am nächsten lag oder was er erreichen konnte, bis schließlich der Kampf über den endgültigen Besitz entschied und die Grenzverhältnisse regelte.

Auch die Ortsnamen bestätigen dies. Sie deuten ebensowohl auf ein zeitweiliges Vorrücken der Alemannen bis über die Gegend um Koblenz und Achen hinaus, wie auf einen längeren Besitz der Wetterau und der südlichen Gebiete im Nassauischen.

Denn die Namen mit den echt alemanniſchen Endungen -ach, -brunn, -felden, -hofen, -ingen, -ſchwand, -ſtetten, -wangen und -weiler, die in rein fränkiſchem Gebiet nirgends vorkommen, finden ſich vom Elſaß an über die ganze Pfalz, Rheinheſſen und Rheinpreußen zerſtreut, nur daß ſie gegen Norden hin immer ſeltener werden und mehr und mehr den vorzugsweis fränkiſchen Namen auf -bach, -berg, -born, -dorf, -feld, -hauſen, -heim und -ſcheid Platz machen. Daß der Unterſchied wirklich auf einen Gegenſatz der Stämme zu beziehen iſt, zeigt der Ort Franken zwiſchen Sinzig und Laach und das dicht daneben vorkommende Schwabenmaar im Wald zwiſchen Franken und Breiſig: wahrſcheinlich ging die alte Grenze hier durch. Ahrweiler im Ahrthal und Eſchweiler bei Achen ſind die letzten größeren Orte alemanniſcher Namensform; je weiter aufwärts, deſto häufiger werden die Namen: zwiſchen Moſel und Nahe zählen ſie ſchon nach Hunderten. Der Verfaſſer hat ſie in ſeinen „Anſiedelungen und Wanderungen deutſcher Stämme“ möglichſt vollſtändig geſammelt und die Gründe näher entwickelt, die für ihren alemanniſchen Urſprung beweiſen. Doch darf man dabei nicht vergeſſen, daß in einem Land mit gemiſchter Bevölkerung ſpäter auch die Namen ſich miſchten; und daß alle Umſtände im Zuſammenhang zu erwägen ſind, um ein annähernd ſicheres Reſultat für die Grenzen zu gewinnen.

Nicht minder deuten die Ortsnamen im Naſſauiſchen und in der Wetterau auf einen längeren Beſitz der Alemannen und einen dem Lauf der Flüſſe aufwärts folgenden Anbau. Hier aber ſind die Namen vielfach entſtellt. Beſonders iſt die Endung -weil oder -weiler, die den Franken ſpäter unverſtändlich ſein mochte, oft abgeſchliffen und unkenntlich geworden. So lautet beiſpielsweiſe das heutige Echzel, ein alter Centhauptort bei Nidda in der Wetterau, in den alten Fulder Urkunden Achizuuila, Rendel bei Aſſenheim in den Lorſcher Urkunden

Rantwilre: bei beiden iſt die Ableitung urkundlich ſicher, bei Echzel ſteht -wil in Verbindung mit einem keltiſchen Flußnamen, der ſich merkwürdigerweiſe nur im Ortsnamen erhalten hat, bei Rendel -wilre (villare) in Verbindung mit einem Eigennamen, den wir vielleicht ſelbſt hiſtoriſch in der Perſon Randos wieder finden, ein alemanniſcher Häuptling (regalis), welcher unter Valentinian I. Mainz überfiel und plünderte. Auch die benachbarte Ronneburg, urkundlich noch im dreizehnten Jahrhundert Randenburg, hat von einem Rando ihren Namen. Ebenſo kommen andere alemanniſche Namen oder Namensformen in Naſſau und der Wetterau vor: die Endung -hofen ein paar Mal in der Wetterau und öfter in Naſſau, Dorfweil und Peterweil bei Frankfurt, Eltvill im Rheingau, verſchiedene Weiler in Naſſau, die jetzt in Weyer übergegangen ſind, und andere mehr. Die alemanniſchen Namen in Naſſau und der Wetterau ſind aber darum ganz beſonders lehrreich, weil ſie einen ſicheren Schluß auf das Alter der Anſiedelungen zulaſſen. Denn mit dem Sieg Chlodwigs kamen dieſe Gegenden in ausſchließlich fränkiſchen Beſitz, die alemanniſchen Namen müſſen alſo älter ſein und noch der vorfränkiſchen Zeit angehören. Sie zeigen, daß ſchon im vierten oder fünften Jahrhundert die Alemannen ſich hier bleibend niedergelaſſen haben: bis zur Mitte des dritten gehen die römiſchen Denkmale herab.

Einige Jahrzehnte nach dem erſten Auftreten der Alemannen am Oberrhein erſcheinen am Mittel- und Niederrhein die Franken: zuerſt um das Jahr 240 in der Nähe von Mainz bei einem Einfall in Gallien; gleich darauf werden im Heere des Poſtumus auch fränkiſche Hilfstruppen genannt. Der Name bedeutet unzweifelhaft ſo viel wie Freie, Kühne und ſcheint den Streifzügen ins römiſche Gebiet den Urſprung zu verdanken. Die Ableitung von der Waffe, Franka oder Franziska

das Wurfbeil, ist zu verwerfen; Grimm will diesmal lieber die Waffe vom Volksnamen ableiten.

Sigambern, Amsivarier und Chatten sind die drei Hauptvölker, welche später unter dem neuen Namen zusammengefaßt werden. Aber noch eine Reihe anderer haben sich ganz oder zum Teil dem Stamm angeschlossen und sind in ihm aufgegangen: die Chamaven am Niederrhein und längs der Issel, wo ihr Name im Gau Hamaland fortlebte; die Chattuarier weiter aufwärts am linken Ufer zwischen Rhein und Maas, ursprünglich wohl in der Gegend von Siegburg und Bonn; und zum Teil auch die Brukterer, soweit sie nicht in ihren alten Sitzen um die Lippe zurückblieben und sich später mit den Sachsen mischten.

Länger als bei den Alemannen dauern die alten Namen neben dem neuen Gesamtnamen fort: gerade hier läßt sich das Zusammenwachsen der verschiedenen Stämme ziemlich deutlich verfolgen, während bei den Alemannen eine viel stärkere Mischung erfolgt sein muß. Noch König Chlodwig wird nach dem Übertritt zum Christentum von Bischof Remigius als Sigamber angeredet; ja selbst im sechsten und siebenten Jahrhundert taucht bei einzelnen Schriftstellern gelegentlich der alte Name wieder auf. Die Amsivarier erscheinen zuletzt Ende des vierten Jahrhunderts im Bund mit den Chatten in der Nähe von Köln und den oberen Ruhrgegenden, wo in der Folge Ripuarier auftreten. Ebenso wird der Name der Chatten obwohl seltener bis gegen Anfang des fünften Jahrhunderts gehört: seit dem Ende des vierten scheinen sie vorzugsweis mit den Amsivariern zu ihren Streifzügen nach Gallien sich vereinigt zu haben. Sigambern und Chatten bleiben wie früher eng mit einander verbündet, handeln aber bis zu ihrer Verschmelzung in den neuen überrheinischen Gebieten noch lange Zeit als besondere Völker. Auch sind die Chatten, obgleich

ſie von Anfang an zum fränkiſchen Reich hielten, doch nie ganz in dem neuen Stamm aufgegangen. Denn ein Teil iſt in der alten Heimat geblieben und erſcheint hier ſpäter im vollen Licht der Geſchichte zu Bonifazius' Zeit unter dem etwas veränderten Namen der Heſſen.

Die hiſtoriſche Identität der Chatten und Heſſen iſt ſtets bereitwillig zugeſtanden, die ſprachliche vielfach bezweifelt worden. Und doch verhält ſich die Sache genau genommen eigentlich umgekehrt. Denn gerade die ſprachliche Identität von Chatten und Heſſen iſt nicht zu bezweifeln, während geſchichtlich zwiſchen den ausgewanderten Chatten und den im Land zurückgebliebenen Heſſen unterſchieden werden muß. Nur die Chatten, welche ſich außerhalb der alten Sitze und jenſeit des Rheines niedergelaſſen haben, ſind ein Beſtandteil der eigentlichen Franken geworden, oder wie wir richtiger ſagen können, es ſind die Oberfranken, die zu beiden Seiten des Mittelrheins längs der Sieg und Lahn abwärts und längs der Moſel und Nahe aufwärts bis nach Lothringen hin ſich niedergelaſſen haben. Dagegen ergibt ſich die ſprachliche Identität aus dem Namen des Dorfes Heſſen bei Saarburg in Lothringen, der in zwei Urkunden aus dem Jahr 699 noch in der alten Form ad Chassus oder Cassus (für Chassos) und in einer anderen vom Jahr 847 inter Hessis lautet. Es war wohl der ſüdlichſte Endpunkt der ſpäteren Wanderungen. Bei den niederdeutſchen Stämmen, aus deren Munde die Römer den Namen des Volkes zuerſt gehört haben, wird derſelbe Chatten gelautet haben, während er nach der im Lande ſelbſt üblichen Mundart mit altfränkiſcher Aſpirata Chaſſen geſprochen wurde. In dieſer Form erſcheint er in den zwei älteren Urkunden, während die jüngere Form ſchon der heutigen entſpricht.

Der Name der Franken ward bald den Römern noch furchtbarer als der der Alemannen. Sie beginnen nun eben-

falls ihre unaufhörlichen Raub- und Beutekriege gegen das römiſche Reich; faſt zweihundert Jahre lang dauert die Plünderung und Verwüſtung der Grenzgebiete; kaum zurückgeſchlagen ſind ſie immer wieder von neuem da und fangen das Rauben von vorn an. Die kleinen Unternehmungen einzelner Gefolgſcharen hörten nie auf, dazwiſchen kamen größere Einbrüche und allgemeine Volkskriege: nur den beſten und thatkräftigſten Kaiſern gelang es zuweilen für eine Zeit Ruhe zu ſtiften. Das Verhalten der Grenzvölker iſt gleichſam der Maßſtab für die Regierung des römiſchen Reiches, denn jede Schwäche wurde benutzt, jeder Atemzug des Reiches alsbald in den germaniſchen Bergen und Wäldern empfunden.

So oft die Alemannen im Südweſten vorbrechen, dringen die Franken über den Mittel- und Niederrhein. Gleich bei ihrem erſten Einfall unter dem neuen Namen hatten ſie einen großen Teil von Gallien durchſtreift; Aurelian ſchlug ſie zurück, damals noch Feldherr unter Kaiſer Valerian. Unter Gallienus durchzogen ſie ein paar Jahre darauf plündernd ganz Gallien und Spanien: ein Teil ſetzte ſogar über die Meerenge nach Afrika über. Poſtumus vertrieb ſie und nahm fränkiſche Scharen in ſeinen Sold, um ſich mit ihrer Hilfe gegen Gallienus zu behaupten. Der gewaltige Aurelian kämpfte während ſeiner kurzen Regierung längs der ganzen Grenze des Reiches vom äußerſten Oſten bis zum Weſten, befreite die Provinzen von den eingedrungenen Barbaren, vernichtete die Uſurpatoren und ſtellte die Einheit des Reiches wieder her. Nicht minder tapfer und glücklich war der heldenmütige Probus, als mit dem Tode Aurelians die Einfälle von neuem begonnen hatten. Er bekämpfte Alemannen, Franken und Burgunder im inneren Deutſchland, erfocht glänzende Siege und ſicherte und befeſtigte noch einmal die alten Grenzen. Aber mitten in ſeiner Siegeslaufbahn unterlag er wie ſein Vorgänger dem

gewöhnlichen Schicksal der Imperatoren ermordet zu werden: nichts zeigt vielleicht mehr den drohenden Untergang des Reiches, als daß es keine guten Kaiser mehr ertragen konnte.

Vom Niederrhein und dem Bataverland aus machten sich die Franken eine Zeit lang auch als Seeräuber den Römern furchtbar. Kaiser Probus hatte auf seinen Feldzügen eine Anzahl Franken gefangen genommen und nach Kleinasien an das Schwarze Meer verpflanzt. Allein sie rissen hier Schiffe an sich, plünderten die Küsten von Kleinasien und Griechenland, landeten in Afrika, überfielen Syrakus, zogen durch die Meerenge von Cadix und langten glücklich an der Küste der Nordsee wieder an: wohl einer der abenteuerlichsten Züge, welche die Geschichte kennt. Unter dem abtrünnigen Carausius wurde das Unwesen noch ärger. Er war von Diokletian abgeschickt, um der Seeräuberei der Franken und Sachsen ein Ende zu machen, allein er warf sich in Britannien selbst zum Kaiser auf (286—294) und unterstützte nun umgekehrt ihre Seefahrten, um sie für seine Zwecke zu benutzen.

Diokletian teilte das Reich, um die Grenzen besser schützen zu können. Er nahm seinen alten Kriegsgefährten Maximian zum Mitkaiser (Augustus) an, der bald in Konstantius Chlorus noch einen Unterkaiser (Cäsar) erhielt. Seitdem regierte einer der abendländischen Imperatoren regelmäßig in Trier, von wo den Einfällen leichter und schneller begegnet werden konnte. Dadurch gelang es, die römische Herrschaft hier noch volle hundert Jahre ziemlich ungeschmälert zu behaupten. An den erfochtenen Siegen aber sehen wir, daß der Grenzkrieg doch nicht aufhörte und daß es trotz der Siege nur mit Mühe gelang, die Franken abzuwehren. Konstantius Chlorus trieb sie über den Niederrhein zurück und verpflanzte einen Teil in römisches Gebiet. Auch sein Sohn Konstantin der Große schlug sie auf verschiedenen Zügen am Nieder- und Mittelrhein

in ihrem eigenen Land. Er brauchte das Schreckmittel, eine Anzahl Gefangene, darunter zwei angesehene Fürsten, vermutlich weil sie den Frieden gebrochen hatten, im Cirkus zu Trier wie gemeine Verbrecher den wilden Tieren vorzuwerfen: noch sind mit den Resten des Amphitheaters auch die Zwinger erhalten, aus denen die Tiere in die Arena losgelassen wurden. Zweimal bereitete der erste christliche Kaiser den gebildeten Trierern dies rohe Vergnügen; sie waren so entzückt darüber, daß die Blutgier der Bestien eher gesättigt wurde wie ihre Schaulust. Aber ein Grauen erfaßte sie doch, als sie sahen, wie trotzig und unverzagt die wehrlosen Germanen auch hier dem Tode entgegengingen.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts fand wieder ein neuer großer Einfall statt, als Magnentius sich zum Gegenkaiser in Gallien aufgeworfen hatte. Julian trieb die oberen Stämme über den Rhein zurück und verfolgte sie bis tief in die Gebirge des inneren Deutschlands, während er die salischen Franken auf ihre dringenden Bitten als römisches Hilfsvolk im Bataverland und zwischen Schelde und Maas duldete. Das Bundesverhältnis wurde nun eine Zeit lang nicht gestört; nur die oberen Stämme setzten ihre Angriffe gegen den Mittelrhein fort. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts, als die Römer die Rheingrenze nicht mehr decken konnten, begannen indes auch die salischen Franken sich wieder zu erheben. An die Stelle der Streifzüge trat nun die Eroberung und Kolonisierung: die Römer mußten das nördliche Gallien und die mittelrheinischen Gebiete preisgeben, wie sie den Alemannen die Schweiz und den Elsaß abtreten mußten. Die Franken ließen sich im römischen Reich nieder und nahmen mit dem weiteren Vordringen das Land für sich in Besitz. Was mit dem Schwert gewonnen war, wurde mit dem Pflug zum zweiten Mal erobert: noch jetzt zeigt die Sprachscheide zwischen

romaniſcher und deutſcher Bevölkerung die Grenze an, bis zu der die Franken koloniſierend vordrangen und die Provinzialen vertrieben, im Gegenſatz zu den ſpäteren Eroberungen, die das Land zwar unterworfen, die römiſche Bevölkerung aber erhalten haben.

Die Geſchichte der drei Hauptvölker, welche durch die langen Kämpfe mit den Römern und die darauf folgende Anſiedelung zu einem Stamm zuſammenſchmolzen, läßt ſich bis zu ihrer Vereinigung unter Chlodwig im einzelnen ziemlich genau verfolgen.

Am Niederrhein und die Iſſel hinab breiteten ſich die Sigambern aus, wo ſie der Bataverinſel gegenüber Ende des dritten Jahrhunderts zuerſt unter dem Namen Franken mit begriffen werden. Von dem Flüßchen Iſala oder Sala erhielten ſie den Namen der ſaliſchen Franken, den ſchon Ammian als hergebracht bezeugt. Sie hatten ſich rheinabwärts ziehen müſſen, wie die Uſipier und Tenchterer, ihre alten Nachbarn und Verbündeten von Cäſars Zeit her, umgekehrt rheinaufwärts. Wir dürfen dies Ausweichen niederrheiniſcher Stämme nach Nord und Süd wohl mit einem Vordringen der Nachbarſtämme im Oſten in Verbindung bringen, wie es für die ſpätere Zeit ausdrücklich überliefert iſt: hart an die römiſche Grenze gedrückt blieb ihnen bei der allgemeinen Bewegung von Oſt nach Weſt nichts übrig, als rechts und links auszuweichen, ſobald die hinteren Stämme nachrückten. Hätten ſie in ihren alten Sitzen Raum gehabt ſich auszudehnen, ſo würden ſie gewiß nicht das Raub- und Beuteleben ſo lange fortgeſetzt haben. Denn mit einer feſten Anſiedelung im Land war dasſelbe nicht mehr verträglich; die volle Anſäſſigkeit erweckt eine ſo ſtarke und lebhafte Heimatsliebe, daß das unſtäte, abenteuernde Umherſchwärmen in fernen und fremden Gegenden keinen Reiz mehr für ſie haben konnte.

Von der alten ſaliſchen Heimat aus drangen ſie weiter vor und beſetzten das Bataverland bis zur unteren Maas und Schelde, wohl ſchon in den erſten Jahren Diokletians zur Zeit der Empörung des Carauſius. Konſtantius und ſein Sohn Konſtantin trieben ſie auf das rechte Rheinufer zurück, allein ſie müſſen das linke bald wieder gewonnen haben, denn fünfzig Jahre ſpäter findet ſie Julian nicht nur im Beſitz von Batavia, ſondern auch des Landes zwiſchen Maas und Schelde. Er überfiel ſie und die benachbarten Chamaven, trieb die letzteren zurück, ließ aber die ſaliſchen Franken auf ihre Bitten in den eingenommenen Sitzen und verwandte ſie gegen die Sachſen, welche die Franken im Rücken bedrängten. Eingeklemmt zwiſchen das römiſche Reich auf der einen und das mächtige Sachſenvolk auf der anderen Seite, waren ſie genötigt, die gewonnenen Sitze feſtzuhalten und weiter gegen Weſten und Süden ſich Raum zu ſchaffen. Darum das inſtändige, faſt flehentliche Bitten bei Julian.

Einige Zeit blieben nun die Salier im Verhältnis römiſcher Hilfsvölker, dem wir ſo oft begegnen, weil es für beide Teile vorteilhaft war. Für die deutſchen Stämme, weil ſie auf dieſe Art Land zum Anbau, Brot und Unterhalt und im römiſchen Heerdienſt auch volle Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Thatenluſt erhielten. Schon zu Ende des vierten Jahrhunderts finden wir mehrfach Franken in den höchſten Ämtern, faſt als Regenten des Reiches, wie denn thatſächlich das ganze folgende Jahrhundert hindurch das römiſche Reich vorzugsweis durch Germanen regiert und gehalten wurde. Aber auch für die Römer war das Verhältnis von Vorteil. Sie gewannen damit Koloniſten für ihre entvölkerten Provinzen, treue und tapfere Bundestruppen und eine feſte Stütze für ihre Herrſchaft. Unter Gratian beſtand das römiſche Heer faſt ſchon zur Hälfte aus angeworbenen oder verbündeten Germanen.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts, nachdem Vandalen, Sueven und Alanen in Gallien eingebrochen waren, erhoben sich die Salier von neuem. Die Vandalen wurden von ihnen bekämpft, weil sie dieselben wie nachmals die Alemannen als ihre natürlichen Feinde und Nebenbuhler ansahen: nur sie hatten Aufnahme im römischen Reich erlangt. Bald darauf unternahm ihr König Chlojo von Dispargum aus, vermutlich Duisborch in Brabant, einen Eroberungszug gegen Cambrai und bis an die Somme und setzte sich dort bleibend fest. Dies kleine Häuflein salischer Franken ist es, das nachmals, durch fortwährenden Zuzug stammverwandter Scharen aus der Heimat verstärkt und mit den anderen fränkischen Völkern geeinigt, unter Chlodwig zu jenem mächtigen Strom anschwoll, der stark genug war, das ganze römische Gallien und die übrigen deutschen Stämme in sich aufzunehmen, ohne im Romanismus aufzugehen oder seine Eigenart zu verlieren. Dazu bedurfte es aber der Hand eines Chlodwig, um mit der Vergangenheit zu brechen und eine neue Ordnung zu begründen.

Ein zweiter Hauptstamm, der der Ripuarier oder Uferfranken, wohnte östlich von den Saliern und weiter aufwärts um Köln im alten Ubierland. Ein Teil blieb auf dem rechten Rheinufer in den Ruhrgegenden zurück, der größere ging später auf das linke über und hat sich bis zur Maas hin ausgebreitet, von Werden an der Ruhr über das Gebiet der Städte Köln, Bonn, Jülich, Zülpich und Achen so weit als in der Folge auch hier die deutsche Sprache vordrang. Die Südgrenze reicht bis in die Eifelgegend, wo sich in dem Namen der Orte Reiferscheid bei Stadtkill, Reiferscheid bei Adenau und Franken bei Sinzig das Andenken an die alte Grenze noch jetzt erhalten hat.

Es sind die früheren Amsivarier, die als solche zuletzt Ende des vierten Jahrhunderts zwischen Chamaven und Brukterern

auf der einen und den Chatten auf der anderen Seite genannt werden. An ihrer Stelle treten hundert Jahre später ripuarische Franken auf. Als Nebenvolk erscheinen die Chattuarier, ein schon in älterer Zeit von den Chatten abgezweigter Stamm; etwa in ähnlicher Weise wie die Chamaven sich den Niederfranken anschlossen: die späteren Wohnsitze auf dem linken Rheinufer (pagus Hattuariorum) liegen zwischen Chamaven und Ripuariern in der Mitte, in dem nördlichen Winkel zwischen Rhein und Maas. Doch mag in den langen Kämpfen gegen die Römer vielfache Mischung stattgefunden haben. Beide Stämme nehmen im Bund mit den Nachbarvölkern, unter denen auch Brukterer vorkommen, von Anfang an am Namen und an den Raubzügen der Franken teil und setzen dieselben, nachdem die Salier bereits als Hilfsvolk im römischen Reich Aufnahme gefunden, noch längere Zeit fort, bis es ihnen ebenfalls gelingt, sich dauernd auf dem linken Rheinufer niederzulassen.

Schon zu Kaiser Julians Zeit war Köln einmal zehn Monate lang in den Händen dieser rheinischen Franken, auch die anderen Uferstädte am Niederrhein, wie weiter oberhalb Neuß, Bonn, Andernach und Bingen, hatten sie eingenommen. Julian trieb sie über den Rhein zurück, nahm die Uferstädte wieder und versah sie mit britannischem Getreide, ein Beweis wie traurig es mit dem Anbau im Lande selbst bestellt sein mochte. Er unternahm zugleich einen Zug in das Innere und drang dabei so weit in die Gebirge ein, wie vor ihm kein anderer römischer Feldherr: es wird das Gebiet um die obere Ruhr gewesen sein, wo die Amsivarier damals wohnten und wohin die Römer auf ihren früheren Zügen nicht gekommen waren.

Nicht lange danach (388) erhoben sich die rheinfränkischen Stämme unter ihren Führern Gennobaud, Markomer und

Sunno zu neuen Einfällen. Gegen sie kämpfte Arbogast, ebenfalls ein fränkischer Fürst, der aber in römische Kriegsdienste getreten war, weil sein Geschlecht sich mit den anderen Fürstenhäusern entzweit hatte. Wir sehen, wie der alte Hader der vornehmen Geschlechter, dem wir in der Urzeit begegnen, auch in der Folge fortdauert, und wie die dynastischen Elemente von Anfang an unsere Geschichte mit bestimmen. Ältere Historiker legen ihnen zu viel Gewicht bei, wenn sie womöglich die ganze deutsche Geschichte mit ihnen in Verbindung bringen. Neuerdings werden sie, wie es scheint, zu wenig beachtet, denn allerdings spielen sie überall mit, und die Streitigkeiten der fürstlichen Häuser geben vielfach den nächsten Anlaß zu den entscheidenden Ereignissen.

Arbogast war im römischen Dienst rasch zu Ansehen und Macht gelangt und spielte unter dem minderjährigen Valentinian II., für den er nach dem Tode Gratians (383) die Reichsregierung führte, während Kaiser Theodosius im Osten herrschte, eine hervorragende Rolle. Als Valentinian mündig geworden sich seinem Einfluß zu entziehen suchte, ließ er ihn töten und setzte einen anderen Kaiser ein (Eugenius), kam aber mit diesem zwei Jahre darauf im Kampf gegen Theodosius ums Leben (394). Es war nicht der erste und nicht der letzte deutsche Regent am römischen Hofe.

Der Grenzkrieg der Jahre 388 und 389 war unglücklich für die Römer verlaufen und hatte mit einer großen Niederlage derselben geendet, da das römische Heer den zurückweichenden fränkischen Scharen unvorsichtig ins Innere des Landes folgte, hier nach gewohnter Manier in unwegsamen, sumpfigen Wald gelockt, überfallen und beinahe vollständig aufgerieben wurde. Arbogast setzte sich deshalb selbst an die Spitze eines Zuges. Er ging im Jahre 392 um die Winterzeit, wo die Wälder kahl und die Sümpfe gefroren waren, über den Rhein,

verwüstete das Gebiet der Brukterer und Chamaven und stieß dann auf die Amsivarier und Chatten unter ihrem Herzog Markomer. Diese wichen jedoch aus und vermieden einen Kampf; weiter wagte sich auch Arbogast nicht vor. Es wurde daher Friede geschlossen, den Stilicho, ein neuer Regent am römischen Hofe aus vandalischem Stamm, ein paar Jahre darauf erneuerte.

Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts begann der Krieg wieder. Die Rheinstädte, vor allem Mainz, Köln und Trier, wurden wiederholt erobert, geplündert und verbrannt, Trier im Lauf weniger Jahrzehnte allein viermal: schon im Jahre 418 mußte die gallische Präfektur nach Arles in Südgallien verlegt werden. Aëtius versuchte eine letzte Gegenwehr und erfocht im Jahre 428 noch einmal einen Sieg. Aber er konnte auf die Dauer dem übermächtigen Andrang der rheinischen Stämme nicht widerstehen und mußte kurze Zeit darauf auch die ripuarischen Franken als Hilfsvolk in das Reich aufnehmen, mit anderen Worten, er mußte das von ihnen eingenommene Gebiet räumen. Seitdem erhielten sie den besonderen Namen Uferfranken oder Riparii in lateinischer Form, weil ihr Gebiet auf beiden Seiten des Rheines lag. Der Name rührt wohl noch aus der Zeit, da das Lateinische die herrschende Sprache in diesen Gegenden war; daß er auch in das Deutsche überging, zeigt der Name der beiden Grenzorte Reiferscheid und die umgedeutschte Form Ripuarii. Das Bundesverhältnis wurde treulich gehalten: gegen Attila kämpften sie unter Aëtius mit in der katalaunischen Schlacht. Eine Zeit lang hatten sie ihre eigenen Könige, die in Köln residierten, bis Chlodwig sie aus dem Wege räumte.

Ein paar Jahrzehnte später, nachdem die rheinischen Franken die Gebiete zwischen Maas, Rhein und Eifel eingenommen hatten, erscheint auch das dritte Hauptvolk, das der eigentlichen

Oberfranken oder Chatten, im Besitz der linksrheinischen Gebiete: von Koblenz und Bingen an die Thäler der Mosel und Nahe aufwärts bis gegen Trier, Metz und Toul im heutigen Lothringen, nach dem Abzug der Burgunder und der Niederlage der Alemannen auch weiterhin bis zum Hagenauer Forst, wo der Speyergau später der letzte fränkische Gau ist. Oberfranken oder Chatten hatten gleichfalls die Raubzüge ins römische Reich mit unternommen und sich zuletzt namentlich an der Plünderung und Zerstörung der Rheinstädte beteiligt. Koblenz, Bingen, Mainz und Trier sind wohl zunächst von ihnen erobert, wie denn gleich anfangs der Name der Franken in der Gegend von Mainz auch zuerst auftaucht.

Unmittelbar nach dem Zug Attilas erscheinen sie als Herren des Landes. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich diesem Zug, soweit sie nicht in den alten Stammlanden blieben, angeschlossen und ihn zu bleibender Niederlassung in den überrheinischen Gegenden benutzt haben. Mit den benachbarten, altbefreundeten Stämmen sind sie stets verbündet geblieben, obgleich sie gewiß ebenso wie die salischen und ripuarischen Franken bis auf Chlodwig ihre besonderen Fürsten hatten. Doch wurde bis zum Sturz der römischen Herrschaft in Gallien wohl dem Namen nach noch eine römische Oberhoheit anerkannt: der im Jahre 472 als comes Trevirorum erwähnte Arbogast hat fränkischen Namen und römischen Titel. An die Bildung eines besonderen Reiches, wie die Ripuarier ein solches gegründet hatten, konnte schon um deswillen nicht gedacht werden, weil die in Besitz genommenen Gebiete bis zu Ende des Jahrhunderts zwischen Franken und Alemannen streitig blieben. Denn gerade in diesen Gegenden haben sich fränkische und alemannische Wanderungen gekreuzt. Mit der Niederlage der Alemannen unter Chlodwig aber war die Abhängigkeit vom fränkischen Reich unmittelbar entschieden, denn erst dem Sieg

Chlodwigs verdankten die eingedrungenen Oberfranken den ſicheren Beſitz ihres Gebietes: der fränkiſche König trat ganz von ſelbſt an die Stelle des römiſchen Imperators, nur daß er den verbündeten Stammgenoſſen gegenüber nicht die gleichen Rechte erhielt. Die am weiteſten nach Norden vorgedrungenen Alemannen gaben ihre Sitze um die Moſel und Lahn auf und wurden wahrſcheinlich von Theodorich dem Großen im öſtlichen Schwaben zwiſchen Donau, Iller und Lech angeſiedelt.

Die fortſchreitende Anſiedelung der Oberfranken auf dem linken Rheinufer läßt ſich mit überraſchender Deutlichkeit an der Hand der Ortsnamen noch jetzt verfolgen. Denn in langen ununterbrochenen Reihen ſetzen ſich dieſelben von den Stammlanden aus in den neu gewonnenen Gebieten fort. Der Zug ging die Thäler der Lahn, Wied und Sieg entlang über den Rhein, dann zu beiden Seiten der Moſel und Nahe und in ihren Seitenthälern fort bis in das heutige Lothringen. Die Wetterau muß bei Beginn der Wanderungen noch in alemanniſchem Beſitz geweſen ſein, denn wäre dies nicht der Fall geweſen, ſo hätten die Chatten einen viel bequemeren und kürzeren Weg nach dem Rhein gehabt. Schon Ende des vierten Jahrhunderts waren Alemannen und Franken entzweit: Makrian, der bei Mainz mit Valentinian I. Frieden ſchloß, kam nachmals in einem Kampf mit den Franken ums Leben; vorübergehend nahmen dann die Burgunder die Sitze um den Mittelrhein ein.

Eine Zeit lang gingen die Anſiedelungen beider Stämme neben und durch einander her: ſo lange das römiſche Reich fortdauerte, hatte der eine ſo wenig Recht dazu wie der andere. Die Niederlaſſungen der Alemannen in den Thälern der Maas, Moſel und des Rheines aber drohten nicht nur die verſchiedenen fränkiſchen Stämme von einander, die Salier von den Ripuariern und dieſe von den Chatten, ſondern auch von ihren

Stammlanden auf dem rechten Rheinufer zu trennen. Daher der erbitterte Kampf in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts und das kühne, entscheidende Eingreifen Chlodwigs: erst damit war die Möglichkeit eines einheitlichen größeren fränkischen Reiches gegeben.

Die Übereinstimmung der Ortsnamen diesseits und jenseits des Rheines bis zur ripuarischen und alemannischen Grenze ist aber so merkwürdig und auffallend, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn sie zufällig sein sollte, wogegen sie überaus natürlich scheint, sobald wir annehmen, daß die Einwanderer ihre heimischen Ortsnamen auch den neuen Sitzen beilegten, wie das in Amerika noch alle Tage geschieht. Ohne Zweifel sind auch von den überrheinischen Herrengeschlechtern, die später zum Teil auf dem rechten Ufer und in Hessen selbst wieder in den Besitz von Grafschaften kamen, die meisten oberfränkischen oder chattischen Ursprunges. So das Königshaus der Konradiner, das rheinfränkische Kaisergeschlecht und die Grafen im Rheingau, von denen das Haus Nassau abstammt. Nur darf man nicht den genealogischen Zusammenhang wieder herstellen wollen. Nicht die Abstammung der Geschlechter im einzelnen, sondern die Verwandtschaft des Stammes im ganzen ist das Entscheidende. Ist diese aber wirklich unzweifelhaft, so wird die uralte Verbindung der überrheinischen Herrengeschlechter mit den diesseitigen von selbst erklärlich.

Nach dem Sieg Chlodwigs scheint eine länger andauernde Rückwanderung der Alemannen eingetreten zu sein, in größerem Maßstab aus den nördlichen Strichen zwischen Lahn und Neckar auf dem rechten und bis zur Nahe auf dem linken Rheinufer, in kleinerem aus den weiter südlich gelegenen. Denn die zurückbleibenden wurden einem Zins unterworfen, der sogen. Osterstufe, die noch in späteren mittelalterlichen Urkunden vorkommt. Wie weit unmittelbar nach dem Sieg die fränkische Herrschaft

erſtreckt wurde, wiſſen wir nicht: in die vorübergehend von den Burgundern bewohnten Gebiete um den oberen Main bis zum Kocher und zur Jagſt hatten ſich wohl gleich nach deren Abzug Hermunduren, Chatten und Alemannen geteilt, die Hermunduren im Oſten, die Chatten im Nordweſten und die Alemannen im Süden. In die von den letzteren nun verlaſſenen Gebiete rückten oberfränkiſche Einwanderer nach, in die nördlichen in ſtärkerer, in die ſüdlichen in ſchwächerer Zahl. Jedenfalls hat in der heutigen Pfalz wie im nördlichen Baden und Württemberg eine ſtarke Miſchung ſtattgefunden. Denn ſpäter reicht die fränkiſche Bevölkerung nicht allein bis zum Hagenauer Forſt und zum Neckar, ſondern noch weit darüber hinaus, in den Elſaß hinein und bis gegen die Murg, Enz, Rems und Rednitz: die Stammesgrenzen ſtimmen im allgemeinen mit den Grenzen der ſpäteren Bistümer Speyer und Würzburg überein.

Über die Art und Zeit dieſer bedeutenden Ausbreitung des fränkiſchen Stammes gegen Südoſten ſind wir nicht näher unterrichtet; es iſt kaum wahrſcheinlich, daß ſchon unter Chlodwig ſo weit alles Land unter unmittelbare fränkiſche Botmäßigkeit gekommen ſein ſollte. Aber wenn dies auch der Fall war, ſo blieb doch auf beiden Seiten der ſpäteren Stammesgrenze die alemanniſche Bevölkerung vorherrſchend. Nur waren die Alemannen ſeitdem allerdings zu einem ernſtlichen Widerſtand gegen ein weiteres Vordringen der Franken zu ſchwach. Auch der freigebliebene ſüdliche Teil des Stammes unterwarf ſich ein paar Jahrzehnte ſpäter dem fränkiſchen Reich, als der gotiſche Krieg in Italien ausbrach und damit der Schutz der gotiſchen Könige aufhörte. Dieſe Unterwerfung aber erfolgte ohne Zweifel auf Bedingungen hin, nur die Heerfolge des Stammes, nicht eine Zinspflicht des Landes wurde anerkannt, und in den Grenzen des ſpäteren Herzogtums Schwaben hat

sich deshalb die alemannische Bevölkerung ziemlich rein und unvermischt erhalten. In dem Elsaß dagegen, der eine Zeit lang ein besonderes Herzogtum bildete, drang seit dem sechsten Jahrhundert ebenfalls fränkische Einwanderung vor. Wir sehen das aus den zahlreichen fränkischen Ortsgründungen und den vielen Namen auf -heim, die wenn nicht alle, doch sicher zum größten Teil einer jüngeren Zeit angehören, wie die alten alemannischen auf -weiler, -hofen und -ingen. Es wird unter den Merovingern im Elsaß ähnlich ergangen sein, wie zweihundert Jahre später in Sachsen, wo Karl der Große die fränkische Ansiedelung gleichfalls sehr begünstigte. —

Während an der römischen Grenze sich die neuen großen Stämme der Alemannen und Franken bilden, vollzieht sich hinter ihnen in zweiter Reihe die Bildung von zwei anderen Stämmen, der Sachsen und Thüringer. Als solche erscheinen sie zwar erst etwas später und wir lernen sie zunächst nur aus ihren Rückwirkungen auf die vorderen Stämme kennen. Doch muß der Bildungsprozeß ziemlich gleichzeitig stattgefunden haben, wenn wir auch weniger darüber erfahren: die Ereignisse im Innern entzogen sich vielfach den Blicken der Alten und hatten für sie bei weitem nicht die Bedeutung wie die an der Grenze.

Erst wenn der Schatz altsächsischer und thüringischer Ortsnamen einmal gehoben ist, dürfen wir hoffen, helleres Licht über die Entstehungsgeschichte dieser Stämme zu gewinnen. Bis dahin sind wir auf größere oder geringere Wahrscheinlichkeiten angewiesen, wenn wir das Bild vervollständigen wollen, verhehlen uns aber nicht, daß dabei vor allem Bescheidenheit notthut. Wir dürfen nicht mehr verlangen, als vorläufig die Quellen bieten. Und für die Grundzüge und Umrisse des Bildes ist das vollkommen genügend: der Bildungsprozeß, wie wir ihn bei den Franken und Alemannen verfolgen konnten, wiederholt sich im wesentlichen auch hier.

Die Sachſen werden als Einzelvolk auf der Südſpitze der kimbriſchen Halbinſel zuerſt von Ptolemäus um die Mitte des zweiten Jahrhunderts genannt. Der Name bedeutet ſoviel als Meſſer- oder Schwertträger, von dem kurzen Schwert, welches ſie führten. Daß der Name der Cherusker, der ſpäter im Sachſennamen aufging, die gleiche Bedeutung hat, got. hairus, altſ. heru das Schwert, iſt wohl nur neckiſcher Zufall: weiter im Norden kommt noch ein drittes Volk vor, deſſen Name ebenfalls vom Schwert abgeleitet iſt, die Suarbonen, Nachbarn der Sachſen im Oſten.

In erweiterter Bedeutung begegnet der neue Stammname erſt Ende des dritten Jahrhunderts, wo Sachſen mit den Franken die römiſchen Küſten beunruhigen, zur Zeit der Herrſchaft des Carauſius, in den erſten Jahren Diokletians. Seine Ausbreitung auf die benachbarten Stämme erklärt ſich wohl daher, daß die Angriffe auf das römiſche Reich ſpäter von verſchiedener Seite ausgingen, nicht mehr allein von dort, wo der Sachſenname am früheſten gehört wurde: für die kriegeriſchen Unternehmungen, woran ſich Angehörige verſchiedener Stämme beteiligten, paßte der neue Name beſſer als die alten Einzelnamen. Gerade ſo wie bei den Franken und Alemannen. Mit dem weiteren Vordringen der niederdeutſchen Stämme gegen Süden und Weſten drang zugleich der neue Name vor und die früheren Einzelnamen verſchwanden.

Chauken, Angrivarier und Cherusker ſind die drei Hauptvölker, die mit den alten Sachſen zu einem neuen großen Stamm zuſammenwuchſen. Noch einige kleinere kommen hinzu, wie die Chaſuarier um die obere Haſe, oder Reſte anderer, wie der Brukterer und Chamaven, die von den Sachſen gedrängt an der Auswanderung ihrer Stammgenoſſen keinen Teil genommen hatten. Chauken werden noch einmal zu Anfang des dritten Jahrhunderts genannt, wo ſie einen Streifzug ins

römiſche Gebiet unternehmen, ſeitdem regelmäßig nicht mehr oder nur bei den Dichtern.

Ebenſo erſcheint der Name der Angrivarier, die zwiſchen den Chauken und Cheruskern um die mittlere Weſer wohnten, nach dem dritten Jahrhundert bei den römiſchen Schriftſtellern nicht mehr. Doch taucht der Name in den ſpäteren deutſchen Geſchichtsquellen als Engern (Angarii) für den mittleren Hauptſtamm der Sachſen wieder auf: wiederum ein Beweis, daß die alten Namen ſich erhielten, ſobald die Vorausſetzungen dazu vorlagen, Integrität des Stammes und Fortdauer der alten Bedeutung. Es ſind die Anwohner der fruchtbaren Uferlande um die Weſer im Gegenſatz zu den öderen Flach- oder Gebirgslanden. Die Cheruſker, welche in ihren urſprünglichen Sitzen um den Harz zurückblieben, hier ſchon Cäſar und Tacitus bekannt, werden zuletzt Anfang des vierten Jahrhunderts mit ihrem beſonderen Namen genannt, in der folgenden Zeit nicht mehr oder nur in altertümlicher, dichteriſcher Schreibart. Das ſiegreiche Vordringen der Chatten gegen ſie unter Kaiſer Domitian kann nur einen vorübergehenden Erfolg gehabt haben. Alle drei Völker im Rücken der Franken werden nun ſeit dem vierten Jahrhundert allmählich unter dem Geſamtnamen Sachſen zuſammengefaßt.

Schon im Lauf des dritten Jahrhunderts mögen die Sachſen nach Süden und Weſten vordringend bis zum Niederrhein ſich ausgebreitet und Brukterer und Chamaven aus ihren früheren Sitzen verdrängt haben. Von dort drängten ſie dann auch die Salier auf die bataviſche Inſel und beunruhigten namentlich unter Julian mit ihren Räubereien die römiſchen Grenzen. Dieſer brauchte einen vornehmen Franken, Namens Charietto, gegen ſie, der ſeiner Zeit ſelbſt das Raubhandwerk getrieben, ſich dann in Trier niedergelaſſen und römiſche Dienſte genommen hatte: im kleinen Krieg war er äußerſt geſchickt und den

Römern von größtem Nutzen; er kam nachmals unter Valentinian auf einem Zug gegen die Alemannen ums Leben, den er als Anführer des römischen Heeres leitete.

Seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts waren sie unter dem neuen Gesamtnamen mit den Franken und Alemannen die gefürchtetsten Feinde der Römer. Als Anwohner des Niederrheins waren sie auf eine lange Strecke die Nachbarn der Franken im Osten geworden. Als die ripuarischen und oberfränkischen Wanderungen auf das rechte Rheinufer begannen, rückten die Sachsen auch in die Gegend um die obere Ruhr und Diemel nach. Die Diemellandschaft führt später den Namen des sächsischen Hessengaues, muß also den Hessen von den Sachsen abgenommen sein. Sie blieb jahrhundertelang streitiges Grenzland. Die Raubfahrten zur See scheinen sie seitdem vorzugsweis den transalbingischen Sachsen und Angeln auf der cimbrischen Halbinsel überlassen zu haben; wenigstens ist zunächst von dort aus im Lauf des fünften Jahrhunderts die Eroberung von England ausgegangen.

Aber auch auf dem Festland machte die Bildung des Frankenreichs unter Chlodwig bald eine weitere Ausbreitung des Stammes unmöglich. Nur gegen Süden, an der hessischen und thüringischen Grenze, scheint eine solche noch erfolgt zu sein. Wenigstens wurde von da an zwischen Franken und Sachsen am Niederrhein und an der hessischen Grenze fast ununterbrochen gekämpft, bis es unter Pipin gelang, die südlichen Striche, und dann unter Karl dem Großen den ganzen Stamm zu unterwerfen. Gegen Südosten erfolgte eine Erweiterung der sächsischen Herrschaft mit dem Sturz der thüringischen Macht unter den Söhnen Chlodwigs, denen die Sachsen Zuzug geleistet hatten. Das nördliche Thüringen kam infolge dessen unter sächsische Botmäßigkeit, blieb jedoch wie

es scheint den Franken zinspflichtig. Vielleicht hängt es mit diesen Vorgängen zusammen, daß ein Teil der Sachsen sich im Jahre 568 dem Zug der Langobarden nach Italien anschloß. Die verlassenen Wohnsitze um die Bode und Saale wurden von den fränkischen Königen Schwaben und anderen Stämmen eingeräumt. Als die Auswanderer, die ihre Rechnung in Italien nicht gefunden hatten, zurückkehrten und ihre früheren Sitze wieder einnehmen wollten, wurden sie von den neuen Ansiedlern im Kampf größtenteils aufgerieben.

Zur Zeit Karls des Großen war die Bildung des neuen Stammes längst vollendet. Sie scheint ähnlich wie bei den Alemannen erfolgt zu sein, wo ebenfalls Völker verschiedener Abstammung zusammenschmolzen, nicht wie bei den Franken, deren Stämme sich von Haus aus näher standen und in den neuen Sitzen sich gleichwohl selbständiger erhielten. Der Stamm wird nun in Westfalen, Engern und Ostfalen eingeteilt, jeder Teil mit einem besonderen Herzog an der Spitze. Ost- und Westfalen sind die Bewohner der östlichen und westlichen Ebene (fala), die Engern die des Weserlandes in der Mitte.

Die Engern sind sprachlich und geschichtlich identisch mit den alten Angrivaren, erscheinen aber jetzt fast längs der ganzen Weser bis gegen die Mündung ausgebreitet. Vermutlich haben sie im Süden einen Teil der Cherusker in sich aufgenommen. Auch in Ortsnamen hat sich das Andenken an den alten Stamm erhalten: zwei Dörfer Engern und Bodenengern liegen bei Rinteln und Obernkirchen und sind wohl als alte Grenzen gegen die Cherusker zu deuten.

Das Hauptvolk der Westfalen sind ohne Zweifel die nach Süden vorgedrungenen Chauken, die sich aber südlich von der Lippe stark mit Cheruskern gemischt haben, je weiter nach Süden desto mehr. Auf ein Vordringen nach Süden deuten auch die niederdeutschen Ortsnamen, die bis in das mittlere

Westfalen hinauf gehen. In späteren westfälischen Urkunden treten die Personennamen mit schwacher Endung in nieder- und oberdeutscher Form auf a und o auf, was gleichfalls gemischte Bevölkerung verrät. Mit den Chauken sind wohl auch die Chasuarier und andere kleine Völkchen nach Süden gezogen, während in ihre früheren Wohnsitze von Norden her Sachsen aus der cimbrischen Halbinsel einrückten.

Der Hauptbestandteil der Ostfalen wird durch die Cherusker gebildet, die nach dem Abzug der Langobarden um das Jahr 400 vielleicht auch weiter nordwärts sich ausgebreitet haben. Doch blieb ein Teil der Langobarden zurück und ihre eigentlichen Nachfolger im Bardengau wurden wieder von Norden her einwandernde Sachsen. Später kamen noch die Nordschwaben und Nordthüringer hinzu, wurden aber zu den Ostfalen im engeren Sinne nicht mit gerechnet. Daß sich der Name Ostfalen nicht erhalten hat, während der der Westfalen als Provinzialbezeichnung noch heute fortdauert, mag daher rühren, daß Westfalen später ein besonderes Herzogtum unter den Erzbischöfen von Köln bildete, während Ostfalen zerstückelt wurde.

Man hat gemeint, daß die Cherusker, die schon im Kampf gegen die Römer an der Spitze der mitteldeutschen Völker stehen, auch bei der Bildung des späteren Sachsenbundes den wichtigsten Anteil gehabt hätten. Allein wäre dem so, so würde kaum zu begreifen sein, warum die Cherusker später unter Westfalen, Engern und Ostfalen verteilt scheinen und ihre Selbständigkeit als besonderer Stamm vollständig eingebüßt haben. Zudem sind die Cherusker unzweifelhaft herminonischer Abkunft, also mit Sigambern und Chatten ursprünglich näher verwandt als mit den niederdeutschen Völkern ingävonischen Stammes, während das spätere sächsische Volk vorwiegend niederdeutsches Gepräge zeigt.

Die treibende Kraft zur Bildung des neuen Stammes wird

also nicht von den Cheruskern, sondern von den Sachsen, Chauken und Engern ausgegangen sein. Chauken sind nur der erste nach Süden und Westen vordringende sächsische Stamm und ihnen mögen die benachbarten niederdeutschen Stämme sich angeschlossen haben. Die allgemeine Versammlung des Bundes, zu der aus jedem Gau zwölf Abgeordnete erschienen, wurde zu Markloh gehalten, das man an der unteren Weser im Gebiet der Engern sucht. An einen bewohnten Ort ist dabei wohl nicht zu denken: der Name bedeutet Grenzwald und scheint nur auf ein dort befindliches Bundesheiligtum sich zu beziehen.

Gegen Norden erstreckt sich der Sachsenname bis zur Eider, wo er nördlich von der Elbe zuerst erscheint und später als vierte Abteilung die überelbischen Sachsen begreift (Nordalbingi). Dieselben sind aus verschiedenen kleinen Völkern niederdeutscher Abkunft erwachsen und werden später wieder in Ditmarschen, Stormarn und Holtsaten eingeteilt. Der Name der letzteren, Holz- oder Waldsassen, in niederdeutscher Abkürzung Holsten, ist im Hochdeutschen in Holsteiner verkehrt worden.

An den Küsten erhielt sich der alte Name und Stamm der Friesen, die aber östlich von der Ems sich mit einem Rest der alten Chauken und Sachsen verbunden zu haben scheinen, welcher an der neuen Stammesverbindung der Sachsen keinen Teil nahm, seinen rein niederdeutschen Charakter bewahrte und deshalb später noch zu den Friesen gezählt wurde.

An die Stelle der alten Hermunduren treten später die Thüringer. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die Hermunduren das Stammvolk der letzteren sind. Denn da, wo die alten Schriftsteller, Vellejus, Plinius, Tacitus und andere, Hermunduren nennen, östlich von den Chatten, erscheint seit Anfang des fünften Jahrhunderts der neue Name Thüringer, im Rücken der Franken und Alemannen, an der Seite der Sachsen: zuerst bei Vegetius, dann bei Sidonius

Apollinaris unter den Hilfsvölkern des Attila. Aber ebenso gewiß ist es, daß beide Stämme nicht völlig identisch sind. Warum würde sich sonst nicht der alte Name erhalten haben, da doch die Wohnsitze trotz mancherlei Verschiebung im ganzen dieselben geblieben sind? Selbst wenn wir die patronymische Ableitung Duringi von Duri mit Wegfall des verstärkenden Bestimmungswortes zugeben, so sind die Namen doch nicht ganz die gleichen: Duringen und Duren würden sich gerade so zu einander verhalten wie Jutungen und Jüten. Aber schon diese gewöhnlich angenommene Ableitung unterliegt mancherlei Bedenken, da die Lautverschiebung ursprünglich Aspirata erwarten ließe. Andere wollen deshalb den Namen lieber von der Thyra ableiten, einem Zufluß der Helme, an dessen Mündung unterhalb Nordhausen noch jetzt ein Ort Thüringen liegt: wobei freilich fraglich bleibt, ob der Flußname nicht selbst wieder von den Duren abgeleitet ist und ursprünglich Thuraha gelautet hat. Der Ortsname Thüringen könnte die Anwohner der Thyra bedeuten; ein zweiter Ort Thüringenhausen, unweit des vorigen, ein paar Stunden südlich von Sondershausen, aber weist entschieden auf den Stamm. Volksnamen als Ortsnamen haben an und für sich keinen Sinn, wenn sie als solche nicht eine besondere Bedeutung haben: sie bezeichnen entweder eingestreute Orte stammfremder Ansiedler oder in der älteren Zeit regelmäßig die Stammgrenze. Dicht bei Thüringenhausen aber liegen gegen Osten Holz- und Feldengel, Kirch- und Westerengel, die auf die Grenze der Angeln deuten. Etwas weiter südlich, bei Arnstadt, begegnet ein Angelhausen, das zwar nach einem Personennamen, ebenso gut indes auch nach dem Stamm benannt sein könnte und in diesem Fall vermutlich den Gegensatz zu Thüringenhausen bilden würde. Noch weiter südlich, bei Ilmenau, liegt Angelrode; in den Orten Döringstadt bei Lichtenfels und Engelstadt (jetzt Ingolstadt) bei Würz-

burg ſcheint ſich der Gegenſatz noch einmal zu wiederholen: wir werden gleich auf die Angeln zurückkommen.

Eine Miſchung verſchiedener Völker und die Bildung eines neuen Stammes hat alſo auch hier ſtattgefunden. Über die Beſtandteile desſelben und die Art und Zeit ſeiner Bildung iſt uns jedoch ſo gut wie gar nichts überliefert. Die römiſchen Schriftſteller kümmerten ſich wenig um die Vorgänge bei den Barbaren, wenn das Reich nicht davon berührt wurde; nur die Stämme, die ſeit dem dritten Jahrhundert fortwährend die Grenze beunruhigten, hatten Wichtigkeit für ſie. Und dazu gehörten die Hermunduren wenigſtens vorerſt noch nicht. Seit dem Markomannenkrieg, womit die großen Völkerbewegungen begannen, verſchwindet ihr Name vollſtändig aus der Geſchichte. Während indes an der römiſchen Grenze gleich mit dem Beginn der Kämpfe neue Namen auftreten, dauert es bei den Thüringern noch zweihundert Jahre länger, ehe ihr Name genannt wird.

Die Grenzen der Hermunduren erſtreckten ſich von der Werra öſtlich bis zur Elbe, nördlich bis zum Harz, ſüdlich bis an das Fichtel- und Erzgebirge. Nach dem Abzug der Markomannen nach Böhmen nahmen ſie mit Bewilligung der Römer auch die verlaſſenen Sitze am oberen Main ein. Sie ſind das einzige deutſche Volk, welches lange Zeit mit den Römern aufrichtig befreundet war: Tacitus rühmt den friedlichen Verkehr mit ihnen nicht bloß an der Grenze, ſondern ſelbſt innerhalb der Provinz bis nach Augsburg hin; erſt am Markomannenkriege nahmen ſie als Feinde der Römer teil. Seitdem ſind ſie weiter nach Süden und vorübergehend bis an die Donau vorgedrungen. Denn in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts — nach der Auflöſung des Hunnenreiches — verwüſten ſie unter dem neuen Namen Thüringer, an der Seite der Alemannen, in wiederholten Einfällen die

römiſchen Donaugegenden bis nach Paſſau hin; noch Nab und Regen werden zu ihrem Gebiet gezählt.

Lange aber kann die Herrſchaft in dieſen Gegenden nicht gedauert haben. Denn bald darauf erſchienen im Oſten die Bayern und nahmen den ſpäteren Nordgau, das Land nördlich von der Donau, in Beſitz. Die Thüringer wurden alſo nach Norden zurückgedrängt, wo im heutigen Oſtfranken, ſüdlich vom Thüringer Wald bis zu den ſpäteren Stammesgrenzen der Alemannen und Bayern, oberfränkiſche und hermunduriſche Bevölkerung ſich miſchten. Noch zu Anfang des achten Jahrhunderts reſidierten thüringiſche Herzoge in Würzburg.

Indes ſind es nicht die Hermunduren allein, die unter den Thüringern begriffen werden, und nicht der ganze Stamm iſt über die Gebirge nach Süden ausgewandert. Ein Teil iſt ohne Zweifel in den alten Stammlanden öſtlich von der Werra zwiſchen dem Thüringer Wald und dem Harz zurückgeblieben.

Neben ihnen werden ſchon von Tacitus Angeln und Warnen genannt: die Angeln nach Ptolemäus nordöſtlich von den Hermunduren um die untere Saale und längs der mittleren Elbe, alſo auf dem linken Elbufer, die Warnen (Varini) nördlich von den Angeln auf dem rechten Elbufer zwiſchen Teutonen (Jüten) und Semnonen, den Langobarden gegenüber. Warnen wohnten hier noch zu Anfang des ſechſten Jahrhunderts, als ein Haufe Heruler von den früheren Sitzen an den Karpathen nach Skandinavien zog, aber gewiß nicht lange mehr, da bald nachher Slaven in dieſe Gegend vordrangen. Verſprengte Abteilungen der Thüringer und Warnen kommen um dieſe Zeit auch um die Rhein- und Maasmündung neben einander vor, wo ſie den Franken nachgerückt zu ſein ſcheinen. Wie und wann ſie dahin gekommen ſind, wiſſen wir nicht, doch wohl kaum vor Attilas Zeit. Ihre Selbſtändigkeit erlag

im sechsten Jahrhundert hier ebenso der fränkischen Herrschaft wie im Stammland.

Ein Engelgau findet sich später in Thüringen zwischen Saale und Unstrut, in der Gegend der späteren Grafschaft Beichlingen, an dessen westlicher Grenze wir die vier Dörfer Holz-, Feld-, Kirch- und Westerengel getroffen haben; ein Weringau gar noch viel weiter südlich, nördlich von Würzburg um den oberen Main, dessen Andenken, wie wir gleich sehen werden, sich ebenfalls in Ortsnamen erhalten hat. Angeln aber wohnten auch in Schleswig, wo der Landschaftsname Angeln bis heute fortdauert: zunächst von diesen nördlichen Angeln ist in Verbindung mit den benachbarten Sachsen und Jüten im fünften Jahrhundert die Eroberung von Südbritannien ausgegangen, das daher den Namen England empfing, wenn sich vielleicht auch Teile thüringischer Angeln ihren nördlichen Brüdern wieder anschlossen.

Aber wie ist das Verhältnis der sächsischen und thüringischen Angeln zu denken: sind die nördlichen oder die südlichen Gebiete die Stammsitze? Das letztere gewiß nicht. Denn daß die Angeln und Warnen ein ursprünglich von den Hermunduren verschiedenes Volk sind, kann nicht bezweifelt werden; noch das spätere thüringische Stammrecht zeigt es in der eigentümlichen Überschrift lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum: Angeln und Warnen scheinen der herrschende Stamm geworden zu sein und nur den Namen von den hermunduriſchen Thüringern angenommen zu haben. Alles weist darauf hin, daß Angeln und Warnen niederdeutscher Abkunft sind, daß sie in früher Zeit aus der cimbrischen Halbinsel — wie wahrscheinlich auch die Langobarden — in Deutschland eingewandert und, da sie das Land zu beiden Seiten der Elbe schon besetzt fanden, in einem schmalen Strich keilförmig nach Süden vorgedrungen sind.

Damit ſtimmt eine auffallende Erſcheinung überein, die uns die Ortsnamen dieſes Striches darbieten, die aber alles Auffallende verliert, ſobald wir ſie mit der Einwanderung der Angeln und Warnen in Verbindung bringen. Vom nördlichen Schleswig an zieht ſich nämlich bis in die Gegend von Würzburg, bald in breiterer bald in ſchmälerer Ausdehnung, ein langer Zug Namen mit der eigentümlichen Endung -leben, die ſonſt bei keinem anderen deutſchen Stamm ſich findet. Förſtemann deutet es als Nachlaß, Erbſchaft, altfrſ. lava, aſ. leva, was einen ſehr guten Sinn giebt, da die Namen meiſt mit Perſonennamen zuſammengeſetzt ſind, analog dem oberdeutſchen siaza Weide pascuum. Wie immer ſind die Namen gegen Anfang und Mitte des Zuges häufiger, während ſie gegen das Ende ſeltener werden und ſich allmählich verlieren. Mit Hadersleben in Nordſchleswig beginnt die Reihe, mit Ettleben, Zeitzleben, Eßleben und Günthersleben nördlich von Würzburg ſchließt ſie: am zahlreichſten und in breiteſter Ausdehnung finden ſie ſich in der fruchtbaren Magdeburger Gegend zwiſchen Ohre und Bode, dann wieder im fruchtbaren Helme- und Unſtrutthal zwiſchen dem Harz und dem Thüringerwald, beſonders gerade im Engelgau.

Die ſüdlichſte Gruppe gehört dem Weringau an. Auf die Warnen deutet hier noch das kleine Flüßchen Wern (Werinaha), die Orte Ober- und Niederwern bei Schweinfurt und der Ort Wernfeld oberhalb Gemünden, wo die Wern in den Main fließt. Sicherlich nur ein Zufall, aber doch ein recht neckiſcher iſt es, daß ſowohl dem Engelgau wie dem Weringau ein Heſſengau zur Seite liegt; jedenfalls ein Beweis, daß die Völkerwanderung doch auch im inneren Deutſchland eine ſtarke Miſchung der Stämme bewirkt hat. Die Einwanderung muß in eine verhältnismäßig frühe Zeit fallen, weil die Namen nirgends in die Gebirge hinaufſteigen, vielmehr überall, ſoweit der Raum

es gestattet, dem fruchtbaren Thalgelände folgen; im nördlichen Thüringen fand die Ausbreitung vermutlich zu der Zeit statt, als die Hermunduren bereits zum großen Teil über den Kamm des Gebirges nach Süden abgezogen waren.

Daß wirklich einst eine Einwanderung aus der cimbrischen Halbinsel nach Deutschland stattgefunden hat, zeigen noch andere Namensformen, wenn sie auch nicht so tief nach Süden vorgedrungen sind. Es sei hier nur an das ebenso eigentümliche -büttel erinnert, altf. bodl, agf. botl villa domus, Dorf Haus, das besonders häufig im westlichen Holstein vorkommt, sich von da zwischen Weser und Elbe aufwärts zieht, dann von Lüneburg dem Lauf der Ilmenau folgt und schließlich in das Ockerthal überspringt, wo es in der Gegend von Wolfenbüttel aufhört. Wir gehen also sicher nicht irre, wenn wir im Anschluß an diese altsächsische Einwanderung auch die Angeln und Warnen von dorther ziehen lassen.

Aber nicht bloß Angeln und Warnen, auch Semnonen müssen den alten Hermunduren sich beigemischt haben. Das zahlreiche und mächtige Hauptvolk der Sueven zwischen Elbe und Oder, bei welchem die übrigen Stämme ihr Bundesheiligtum hatten, das aber selbst kaum noch herminonischen Stammes ist, sondern schon dem Ostzweig angehört oder eine Mittelstellung einnimmt, verschwindet nach dem Markomannenkrieg spurlos aus der Geschichte. Und doch muß es irgendwohin gekommen sein. Daß das ganze Volk in Masse ausgewandert ist, ist kaum wahrscheinlich, weil sich dann so gut wie bei den benachbarten Langobarden und Vandalen gewiß der alte Name erhalten hätte.

Man glaubt sie in den späteren Jutungen oder Sueven wiederzufinden, die sich im dritten Jahrhundert den Alemannen anschlossen, also in den heutigen Schwaben; andere wollen sie in den Sueven wieder erkennen, die zu Anfang des fünften

Jahrhunderts mit den Vandalen nach Spanien zogen. Für beides wird ein ſtrikter Beweis ſchwer zu erbringen ſein, ſo wahrſcheinlich es auch iſt, daß ſich kleinere oder größere Abteilungen des Volkes den Wanderungen der benachbarten Stämme zugeſellt haben, den durchziehenden Jutungen im Norden wie den auswandernden Vandalen im Süden. Denn Völker, deren Namen ſpurlos aus der Geſchichte verſchwindet, ſind entweder untergegangen oder doch in ihrem früheren Beſtand erloſchen.

Vermutlich iſt alſo ein Reſt der Semnonen zunächſt im alten Stammland geblieben, dann ſeit dem Durchbruch der nördlichen Stämme nach und nach in das nördliche Thüringen ausgewandert und ſchließlich mit dem Vordringen der Slaven zu Anfang des ſechſten Jahrhunderts vollends über die Elbe und Saale hinübergedrängt. Hier gingen ſie in dem neuen Namen der Thüringer auf, der ſeit dem fünften Jahrhundert ebenſo als Bundesname erſcheint wie der Name der Sachſen, Franken und Alemannen. Dieſe erſte Miſchung des Stammes muß ſchon vor der Einwanderung der Angeln erfolgt ſein, da die Ortsnamen Thüringer und Angeln gegenſätzlich nehmen, der neue Name alſo damals bereits in Übung war.

Was es mit den zu Ende des ſechſten Jahrhunderts, als eine Schar Sachſen den Langobarden nach Italien gefolgt war, von den fränkiſchen Königen Chlotar und Siegbert in das öſtliche Thüringen verpflanzten Schwaben und anderen Stämmen für eine Bewandtnis hat, iſt mit Sicherheit ebenſo wenig zu ermitteln. Gewiß iſt nur, daß ſich hier ſpäter vier Gaue finden, deren jeder von einem beſonderen Stamm den Namen hat: der Schwabengau zwiſchen Bode, Saale und Wippra, der Frieſengau zwiſchen Wippra und Unſtrut, der Heſſengau zwiſchen dem linken Ufer der Unſtrut und der Saale, und der Engelgau zwiſchen der Saale und dem rechten Ufer der Unſtrut.

Die Schwaben, zum Unterſchied von den eigentlichen Schwaben ſpäter Nordſchwaben genannt, hält man für Warnen, die Frieſen für Angeln: aber dieſe Stämme brauchten hier doch wohl nicht erſt neu angeſiedelt zu werden, vielmehr gehörten ihnen wahrſcheinlich gerade die den Langobarden nachgezogenen Sachſen an, und der Engelgau iſt ohne Zweifel älteren Urſprunges. Der Heſſengau verdankt ſeinen Namen vermutlich allerdings einer heſſiſchen Kolonie, wie eine Vergleichung der hier vorkommenden Ortsnamen mit denen im Stammland zeigt. Ebenſo iſt der Heſſengau um Haßfurt und den Haßwald, an der Oſtſeite des Weringaues, auf eine alte Einwanderung zu beziehen, die vermutlich ſchon einer früheren Zeit angehört: alemanniſche, thüringiſche und fränkiſche Bevölkerung haben ſich in Oſtfranken gemiſcht.

In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts hatte das Reich der Thüringer ſeine größte Ausdehnung: es erſtreckte ſich über einen großen Teil des mittleren Deutſchlands, von der nördlichen Elbe bis zur Donau, öſtlich bis zum Erzgebirge und zum Böhmerwald, weſtlich zum Teil noch über die Werra hinaus bis zur fränkiſchen Saale, zum Main und zur Tauber. Aber lange hat die Macht und Blüte desſelben nicht gedauert, und in der folgenden Zeit wurden die Grenzen des Stammes von allen Seiten beſchränkt und eingeengt. Im Norden drangen die Sachſen bis zur Waſſerſcheide der Leine und Unſtrut vor, die ſüdlichen Gebiete nahmen die Bayern weg, und im Oſten gewannen die Slaven immer mehr Raum bis zur Saale, zum oberen Main und zur Regnitz, ja vorübergehend noch über die Saale hinaus. Unter den Söhnen Chlodwigs kam das ganze Land unter fränkiſche Herrſchaft (531); Nordthüringen, zwiſchen Bode, Saale, Ohre, Elbe und Aller, wurde abgetrennt und den Sachſen überlaſſen, die bei der Eroberung mitgewirkt hatten. Nur im Weſten hat eine kleine Gebietserweiterung

gegen das heſſiſche Stammland ſtattgefunden, bis zur Waſſerſcheide der unteren Werra und Fulda, ſoweit ſpäter die thüringiſche Germaramark und der Nettergau reichte: vermutlich zu Ende des fünften Jahrhunderts, als die Heſſen infolge der oberfränkiſchen Wanderungen im Stammland ſehr geſchwächt waren.

So iſt vom Ganzen nur das Mittelſtück oder das ſpätere Südthüringen übrig geblieben, wo ſich der Stammname als Landſchaftsbezeichnung bis auf die Gegenwart erhalten hat.

Das letzte Volk im Südoſten, das auch zeitlich zuletzt in die Reihe der deutſchen Stämme eintritt, ſind die Bayern. Der Name, in voller Form zuſammengeſetzt Baiu-varii, in kürzerer nur mit ableitender Endung ahd. Paigira, bezeichnet die Bewohner des Landes Baja. Baja aber iſt der abgekürzte Name für Böhmen, den es von den alten keltiſchen Bojen erhalten hat: Boiohaemum ſchon bei Vellejus, Boihemum bei Tacitus. Das Volk muß alſo längere Zeit hier gewohnt, ſich aus verſchiedenen Elementen neu gebildet und von dem Land den neuen Namen angenommen haben, den es noch heute führt. Es wird zuerſt in der ſogen. fränkiſchen Völkertafel um das Jahr 520 genannt (die Stelle bei Jornandes iſt wahrſcheinlich interpoliert), etwas ſpäter erſcheint Bayern auch als Landesname an der Oſtſeite der Schwaben zwiſchen Lech, Donau und Alpen. Das heutige Königreich hat eine viel größere Ausdehnung, obgleich die ſüdöſtlichen Teile abgetrennt und zu Öſterreich gekommen ſind: nur Oberbayern, Niederbayern und die Oberpfalz gehören zum Stammland.

Welcher Herkunft die Bayern ſind, iſt eine der berühmteſten Streitfragen deutſcher Geſchichte und war es noch mehr, ſo lange man wegen des Namens ſogar keltiſche Abſtammung für möglich hielt. Volle Klarheit haben auch die neueſten Unterſuchungen nicht gebracht. Indes darf ſoviel jetzt als entſchieden

gelten, daß die Markomannen den Hauptbeſtandteil des Volkes bilden, gleichviel ob wir es direkt oder auf Umwegen von ihnen ableiten. Daß Markomannen und Bayern aber nicht völlig identiſch ſein können, zeigt wieder die Verſchiedenheit des Namens, von anderen Argumenten, wie den fünf Adelsgeſchlechtern, die auf eine Verbindung verſchiedener Stämme mit ihren Fürſten deuten ſollen, ganz abgeſehen. Denn ein Volk giebt ohne zwingenden Grund ſeinen früheren Namen nicht auf, auch nicht infolge der Auswanderung, wie ja gerade die Bayern ihren Namen aus den alten in die neuen Wohnſitze mitgenommen haben. Wie bei den übrigen Stämmen wird daher eine Miſchung ſtattgefunden haben: vermutlich ſind die Reſte benachbarter und verwandter Völker, wie der Quaden, Skiren, Oſtſueven, Heruler, Rugier und anderer, hinzugekommen.

Zu den Völkern herminoniſcher Abkunft dürfen die Beſtandteile, ſoweit es ſich nicht etwa um einzelne verſprengte Abteilungen von Hermunduren handelt, nicht mehr gerechnet werden. Sie gehören zum Teil jedenfalls der gotiſchen Völkerfamilie an, wie denn ſchon die Markomannen, ähnlich wie die Semnonen, auch wenn man ſie im weiteren Sinn noch zu den Sueven zählt, eine Mittelſtellung zwiſchen der weſtlichen und öſtlichen Gruppe oder — die letzteren als Iſtävonen gefaßt — zwiſchen Herminonen, Ingävonen und Iſtävonen einnehmen.

Daß aber die Markomannen den Hauptbeſtandteil ausmachen, kann nicht ernſtlich bezweifelt werden. Sie erſcheinen noch volle zweihundert Jahre nach dem von ihnen benannten Kriege, ja bis in das fünfte Jahrhundert hin in ihren alten Wohnſitzen in Böhmen und beunruhigen von dort aus mit den Nachbarvölkern die römiſchen Grenzen; zum letzten Mal werden ſie unter den Hilfsvölkern Attilas genannt. Czechen treten dann ſeit dem ſiebenten Jahrhundert in Böhmen auf,

ſind aber wahrſcheinlich ſchon früher, gleich nach dem Abzug der Markomannen, dort eingedrungen und haben möglicherweiſe ſelbſt mit den Anlaß zur Auswanderung gegeben. Von einem Untergang des Stammes wiſſen wir nichts: es bleibt alſo keine andere Annahme übrig, als daß er in der neuen Stammesverbindung der Bayern aufgegangen iſt. Das Verhältnis wird ähnlich zu denken ſein wie bei Hermunduren und Thüringern: aus verſchiedenen Elementen erwuchs ein neuer Stamm und dieſer erhielt daher auch einen neuen Namen.

So wenig wir über die Bildung des Stammes etwas erfahren, ſo wenig ſind wir über die Art der Einwanderung näher unterrichtet. Die bayeriſche Stamm- und Wanderſage, die uns freilich erſt in ſpäteren Überlieferungen vorliegt, weiſt auf den Zug über den Böhmerwald, wofür manche Gründe ſprechen. Neuere laſſen die Einwanderung donauaufwärts ſtattfinden, weil das Land zuerſt mit dem alten Noricum gleichbedeutend genommen werde. In beiden Fällen ſind wohl zuerſt die fruchtbaren Thäler und Ebenen, dann erſt das Gebirgsland in den Alpen beſetzt worden; ſchon um die Mitte des ſechſten Jahrhunderts reicht Bayern bis zum Lech, begreift alſo nicht bloß Noricum, ſondern zugleich einen Teil von Rhätien. Die ſicherſte Auskunft würden uns die alten Ortsnamen in Böhmen geben, wenn ſie erhalten wären. Allein leider verhält es ſich damit ebenſo wie in der Mark Brandenburg, ſie ſind ſlaviſch geworden und geſtatten keinen Rückſchluß auf die frühere Zeit. Eine Unterſuchung aber wäre immerhin der Mühe wert.

Nur die Zeit der Einwanderung läßt ſich annähernd ermitteln. Odoaker, der letzte römiſche Heerführer und der erſte germaniſche König in Italien, machte im Jahre 488 der Herrſchaft der Rugier auf dem linken Donauufer ein Ende, gab aber gleichwohl die Donaugrenze auf, weil ſie unhaltbar ge-

worden, und ließ die romaniſche Bevölkerung aus Noricum nach Italien abführen. Nur geringe Reſte derſelben, wohl meiſt dem Stand der Kolonen angehörig oder in den Gebirgsgegenden anſäſſig, ſcheinen zurückgeblieben zu ſein; wir ſind gerade über die damaligen Zuſtände in dieſen Gegenden ziemlich genau aus dem Leben des heiligen Severin († 481) unterrichtet, das Eugippius, ein Schüler desſelben, welcher dort mit ihm zuſammen gelebt hatte, zu Anfang des folgenden Jahrhunderts beſchrieb. So entſtand hier ein freies Gebiet und dieſes ward bald darauf, wahrſcheinlich mit Zuſtimmung des oſtgotiſchen Königs Theoderich, der auf Odoaker gefolgt war, von den Bayern eingenommen. Die Einwanderung muß verhältnismäßig raſch erfolgt ſein, weil bereits zu Anfang des ſechſten Jahrhunderts das Land größtenteils im Beſitz der Bayern geweſen zu ſein ſcheint. Als der gotiſche Krieg ausbrach, kam es gleich dem benachbarten Schwaben unter fränkiſche Herrſchaft, vermutlich ebenfalls zuerſt durch Vertrag (536).

Damit iſt die Reihe der Stämme, aus deren Verbindung nachmals das deutſche Reich hervorging, geſchloſſen. Die ganze öſtliche Hälfte unſeres Vaterlandes, Sachſen, Schleſien, die Mark Brandenburg, Mecklenburg, Pommern und Preußen, iſt erſt ſpäter durch Eroberung und Koloniſation von den Slaven wieder gewonnen worden. Böhmen iſt bis auf den heutigen Tag vorwiegend czechiſch geblieben. Denn in die frei gewordenen Stammlande bis zur Elbe, Saale, zum Fichtelgebirge und zum Böhmerwald drangen alsbald ſtarke und zahlreiche ſlaviſche Völker nach, deren Überwältigung erſt nach langen, blutigen Kämpfen gelang.

Überblicken wir die fünf neuen Stämme noch einmal, Alemannen, Franken, Sachſen, Thüringer und Bayern, ſo zeigt ſich, daß auch ihre Bildung — ähnlich wie nachmals die der

Märker, Mecklenburger, Pommern, Preußen und Schleſier — in langen, anhaltenden Kämpfen ſtattgefunden hat, teils gegen das römiſche Reich, teils unter einander. Es iſt die bewegteſte Zeit der deutſchen Geſchichte: die Zeit der Völkerwanderung im inneren Deutſchland. Alle ſind ſelbſt erſt aus einer Vereinigung kleinerer Völker hervorgegangen, alle haben mit einziger Ausnahme der Thüringer ſich über den heimatlichen Boden hinaus verbreitet und benachbarte römiſche Gebiete beſetzt. Denn auch das von den Sachſen eroberte Britannien war ſeit der Zeit des Kaiſers Claudius römiſche Provinz.

Seit dem Markomannenkrieg entſteht im inneren Deutſchland ein Treiben, Drängen und Stoßen der Völker, das nicht eher zur Ruhe kommt, als bis neue große Stammeseinheiten ſich gebildet und Raum zu bleibender Anſiedelung gewonnen haben. Der erſte Anſtoß der Bewegung darf in den gotiſchen Wanderungen gefunden werden: es iſt wahrſcheinlich, daß er ſeinerſeits wieder in dem Vordringen ſlaviſcher Stämme gegen Nordoſt ſeinen Grund hat. Die gotiſchen Völker, die ſich nun weder nach Weſten noch nach Oſten ausbreiten konnten, wichen nach Süden und Südoſten aus, während den vorderen Stämmen, auf welche ſich der Stoß fortpflanzte, kein anderer Ausgang blieb als über die Donau und den Pfahlgraben ins römiſche Reich. Denn mochte auch im zweiten und dritten Jahrhundert ſchon ein Übergang zu feſterer Anſiedelung eintreten, ſo erfolgte er keinenfalls ſo ſchnell, um überall mit dem Streben nach weiterer Ausbreitung gleichen Schritt halten zu können. Der innere Ausbau des Landes durch Rodung erfordert Zeit und Ruhe: gerade daran aber fehlte es den raſch anwachſenden Stämmen, und ſo ſchnell gaben ſie ihre Freude an Raub und Krieg, an leichtem Erwerb und Gewinn im Kampf nicht auf, als daß ſie ohne weiteres auf ihre kriegeriſchen Gelüſte hätten verzichten und an dem mühſamen und

verachteten Ackerbau hätten Genüge finden sollen. Und selbst in diesem Fall wurde den westlichen Stämmen bald der Raum für ihren fortschreitenden Anbau zu eng. —

So war schon vor der eigentlichen Völkerwanderung (375—568) die Grenze des römischen Reiches im Abendland auf allen Punkten durchbrochen und überschritten. Bereits zur Zeit des Kaisers Gallienus schien der Untergang des Reiches nahe: im Innern vollkommene Auflösung, überall Usurpatoren, alle Provinzen des Reiches überflutet von eingedrungenen Barbaren. Da hatten die tapferen illyrischen Soldatenkaiser es noch einmal aus tiefer Ohnmacht erhoben, Claudius, Aurelian und Probus schlugen die Feinde zurück, Diokletian gab ihm eine neue Verfassung, Konstantin erkannte das Christentum an, Julian, Valentinian und Gratian errangen wieder große Erfolge an den Grenzen. So hätte das Reich noch jahrhundertelang fortbestehen können. Denn auch die östlichen Völker, von denen die Bewegung ausgegangen war, schienen vorläufig zur Ruhe kommen und in den neu gewonnenen Gebieten nördlich vom Schwarzen Meer und von der Donau sich häuslich einrichten zu wollen.

Aber nun wurden diese durch das Vordringen der Hunnen nach Europa von neuem in Aufruhr gebracht und ergossen sich seit dem Ende des vierten Jahrhunderts abermals in wilden Schwärmen oder in mächtigen organisierten Heeren über die Provinzen des römischen Reiches.

Einem gleichzeitigen gemeinschaftlichen Angriff aller germanischen Stämme war dasselbe nicht gewachsen: unmöglich konnte die lange Grenze vom Schwarzen Meer bis zur Nordsee gehalten werden. Von Deutschland aus wäre es möglich gewesen, von Italien aus nicht. Die Teilung des Reiches erleichterte wohl die Verteidigung, brachte aber im Innern nur neue

Schwierigkeiten und Verwickelungen. Auguſtus mochte recht gehabt haben, wenn er zum erfolgreichen Schutz der Grenze den Beſitz von Deutſchland für unerläßlich hielt; ſein Schmerz über den Untergang des Varus war nicht ohne tieferen Grund.

Es iſt bewundernswert, daß es den Römern trotzdem ſo lange gelingen konnte, den Beſtand des ungeheueren Reiches im weſentlichen ungeſchmälert zu behaupten: nur die Vorlande im äußerſten Oſten und Norden hatte man aufgeben müſſen. Wohl geſchah es in den letzten Jahrhunderten vorzugsweiſe durch germaniſche Hilfsvölker und Heerführer, und es iſt kaum zu viel behauptet, wenn man ſagt, daß im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts das Reich allmählich germaniſiert worden ſei. Denn dieſelben Kaiſer, von denen eine Wiederaufrichtung und Neugeſtaltung des Reiches ausging, nahmen auch zuerſt und in immer ſteigendem Maß Germanen in das Land und das Heer auf, erſt als Kolonen und Leten, dann ganze Scharen auf Bedingungen hin, endlich die fremden Völker ſelbſt gegen die Verpflichtung zum Grenzſchutz, bis im fünften Jahrhundert nahezu das ganze „römiſche“ Heer aus Germanen beſtand.

Und auf dieſe angeworbenen oder angeſiedelten Germanen war feſterer Verlaß als auf die römiſchen Unterthanen und Beamten: Sklaven gingen wohl zu ihren Stammgenoſſen über, wenn dieſe als Sieger in die Provinzen einzogen, freie Germanen, die vertragsmäßig römiſche Dienſte genommen hatten, niemals. Sie kämpften mit derſelben Tapferkeit und Treue gegen ihre eigenen Landsleute wie gegen fremde Feinde. Darum ſtand ihnen bald der Weg zu den höchſten römiſchen Ämtern und Ehrenſtellen offen, im Militär- wie im Zivil- und Hofdienſt, und von dem Tod Valentinians an bis zum Untergang des Kaiſertums im Abendland haben faſt ununterbrochen Germanen als allmächtige Miniſter am Hof das Re-

giment geführt: erſt jener Franke Arbogaſt, der ſchon den Herrn ſpielen wollte und einen Kaiſer nach ſeinem Gefallen ernannte, dann Stilicho, der geniale, edle und kühne Vandale, dann Aëtius, zwar von Geburt ein Römer, aber doch in germaniſcher Weiſe nach Art eines deutſchen Fürſten und Heerkönigs, dann der gewaltige Sueve Ricimer, der die letzten Kaiſer nach Gutdünken ein- und abſetzte. Auf ihn folgte endlich Odoaker, der an der Spitze des germaniſch gewordenen Heeres den letzten Schattenkaiſer verjagte, in der Verwaltung aber kaum eine andere Änderung einführte, als daß er das Heer in Italien anſiedelte und ihm in den Formen römiſcher Einquartierung ein Drittel des Landes zuwies. Das römiſche Reich ging im Abendland aus faſt wie ein Licht, und doch beherrſchte noch ſein Schatten die Welt, doch lieh es nachmals ſelbſt dem Reiche Karls des Großen noch Namen und Glanz und konnte in ſtaatsrechtlicher Fiktion fortbeſtehen bis auf unſere Tage.

So waren die Germanen außerhalb die heftigſten Feinde und im Innern zugleich die beſten Freunde und Stützen des Reiches. Freilich war mit der Aufnahme und Begünſtigung der fremden Elemente auch ein neuer Zwieſpalt in dasſelbe gekommen, während es bis dahin ſtets den kosmopolitiſchen Gedanken vertreten und die unterworfenen Nationen alle der Reihe nach aufgelöſt hatte. Aber die Germanen hatte es eben nicht unterwerfen können, ſie ſtanden ihm, wenn auch zerklüftet und geſpalten, als zweite Weltmacht gegenüber, und wohl oder übel mußte es mit ihnen fertig zu werden ſuchen, mochte man ſie als äußere Feinde bekämpfen oder als Freunde und Helfer in der Not ſich gefallen laſſen. Dieſer Gegenſatz der Nationalität arbeitete, freilich Hand in Hand mit dem religiöſen Gegenſatz zwiſchen Chriſten- und Heidentum und ſeit der Zeit Konſtantins zugleich zwiſchen katholiſchen und arianiſchen Chriſten,

auch wieder an der Zersetzung und Auflösung des Reiches und führte die merkwürdigsten Parteistellungen herbei: eine national-römische Partei, die an den alten Göttern festhielt; eine andere, welche das germanische Element begünstigte, wenn sie auch gleich der vorigen mit Verachtung auf die rohen, schmutzigen Barbaren herabsah; katholische, arianische und semiarianische Christen; heidnische und christliche Germanen und unter diesen wieder solche, die an ihrer Nationalität festhielten, während weitaus die meisten mit der ihnen eigenen Bildungsfähigkeit sich bereitwillig der römischen Zivilisation anbequemten. Nur in einer längeren Zeit friedlicher, ungestörter Entwickelung wäre eine Romanisierung des germanischen Elements möglich gewesen. Aber sie würde bei dem Fortbestand des Reiches ganz von selbst eingetreten sein, ebenso gewiß, als sie nachmals in Spanien, Gallien und Italien eintrat, trotzdem Westgoten, Franken und Langobarden die Herrschaft über die Provinzialen erlangt hatten. Zu allen Zeiten haben die Sieger von den Besiegten wenigstens die überlegene Bildung angenommen.

Vorläufig aber wurde der Untergang des abendländischen Kaisertums gar nicht als solcher empfunden. Die Maschine der Staatsverwaltung arbeitete so gut es gehen wollte ruhig weiter, und gut ging es ja längst nicht mehr. So autokratisch das Kaiserregiment war, das Reich fiel doch bei weitem nicht damit zusammen. Wie hätte es sonst so viele schlechte Regenten ertragen können: aber gut oder schlecht, es war im wesentlichen kein Unterschied mehr, die guten vermochten nicht viel zu bessern, und was vielleicht das Beste war, die schlechten nicht viel zu schaden. Nicht das Kaisertum, sondern die Überlieferung einer tausendjährigen Bildung, Litteratur und Kunst, römische Sprache und Sitte, römisches Recht, Verwaltung und Polizei, das lebhafte politische Bewußtsein und vor allem die katholische Kirche, die sich mehr und mehr an die Stelle des

Staates gesetzt und in demselben Maß an Macht, Ansehen und Reichtum gewonnen, in welchem dieser verloren hatte, das war es, was das römische Reich noch ausmachte und wofür das Kaisertum man könnte sagen nur als Symbol diente, weil es alles das mit einem Wort zusammenfaßte.

Usurpatoren und Zwischenregierungen waren etwas längst Gewohntes, und nicht anders wurde die Regierung Odoakers aufgefaßt. Die Provinzen des Abendlandes waren ja thatsächlich längst verloren und eine nach der anderen in die Hände der Barbaren gekommen: Britannien an die Angelsachsen, Gallien an die Burgunder und Franken, Spanien an die Westgoten und Sueven, Afrika an die Vandalen. Nun war auch Italien gefallen. Aber wenn nicht in Rom, so dauerte doch in Konstantinopel, der zweiten Hauptstadt, die Konstantin gegründet hatte, das Reich mit den alten Ansprüchen und Traditionen unverändert fort. Wohl mochten die oströmischen Kaiser hoffen, die in die abendländischen Provinzen eingedrungenen germanischen Völker wie bisher im Kampf gegen einander aufreiben zu können, und als Theoderich mit den Ostgoten der Herrschaft Odoakers in Italien ein Ende gemacht hatte, schien alles wieder in bester Ordnung. Der abtrünnige König war durch einen legitimen ersetzt, der im Namen und Auftrag des Kaisers regierte. In ähnlicher Art wurden die Westgoten in Spanien und die Burgunder und Franken in Gallien benutzt; hatten sich doch in Gallien römische Feldherren zunächst gerade so wie früher behauptet, und auch als diese im Kampf gegen die Franken unterlegen waren, kam es der Zeit durchaus nicht zum Bewußtsein, daß damit eine bleibende Änderung eingetreten sei. Die Dinge sahen sich eben von germanischem und von römischem Standpunkt aus ganz verschieden an, je nachdem man sie betrachtete: in Wirklichkeit waren die Germanen die Herren geworden, wenn auch die fremden Formen

noch fortdauerten und die Zustände überall noch etwas Unfertiges hatten; in den Augen der Kaiser waren die Provinzen wie früher in römischem Besitz und die Germanen nichts weiter als angesiedelte Hilfsvölker, deren man sich zu gelegener Zeit auch wieder entledigen konnte. Das insulare Britannien mochte den Angelsachsen überlassen bleiben, der Wiedergewinn von Afrika dagegen, wo die Vandalen sich unabhängig gemacht hatten, war nur verschoben: ihre Herrschaft ging nach dem Tode Geiserichs (477) ohnehin der Auflösung entgegen. Vor allem auf Gallien kam es an. Von hier aus, nicht von Italien aus, mußten sich die Geschicke Roms erfüllen, denn Gallien stand in unmittelbarem Zusammenhang mit den germanischen Stammlanden, seitdem Franken und Alemannen diesseit wie jenseit des Rheines herrschten, während Italien durch die Alpen davon getrennt war und eine zwar geschütztere, aber auch isoliertere, viel weniger entscheidende Lage hatte.

Es fragte sich nur, ob die Germanen in den Provinzen mit ihrer abhängigen Stellung auf die Dauer zufrieden sein und die Dinge ebenso ansehen würden wie die römischen Kaiser. Denn es war doch etwas wesentlich anderes, ob sie im Reich nur geduldet, als militärpflichtig angesiedelt oder besoldet und in kaiserlichem Interesse verwandt wurden, mit einem Wort, ob sie in fremdem Dienst standen, wie das im großen selbst noch bei den Westgoten, Burgundern und Ostgoten der Fall war, oder ob sie aktiv zu Werke gingen, kraft des Rechtes der Eroberung römischen Boden in Besitz nahmen und sich hier nach Belieben einrichteten, mit anderen Worten, ob sie die Herren wurden, wie es die Angelsachsen, Vandalen und später die Langobarden machten. Denn darum handelte es sich. Entweder der äußere Bestand des Reiches wurde erhalten und die Germanen blieben was sie waren, abhängige Milizen, oder er wurde gestürzt und eine neue germanische Ordnung

der Dinge trat an seine Stelle. Der Romanisierungsprozeß mochte in beiden Fällen der gleiche sein. Denn allerdings wurden die Germanen in den Provinzen, gleichviel ob sie als Diener oder Herren kamen, schließlich ebenso romanisiert, als das Reich sich seit der Zeit Diokletians und Konstantins bis zu einem gewissen Grad germanisiert hatte.

Lange schien es zweifelhaft, welche Wendung die Geschichte nehmen würde. Nur sehr allmählich änderte sich die Stellung der germanischen Hilfsvölker in den Provinzen; nur Schritt vor Schritt vermochten ihre Heerkönige zu selbständiger Herrschaft überzugehen und den occupierten Ländern das Ansehen neuer, unabhängiger Staaten zu geben: das oströmische Reich hielt seine Ansprüche nach wie vor aufrecht und machte noch im sechsten Jahrhundert erfolgreiche Versuche, die verlorenen Provinzen des Abendlandes wiederzugewinnen. Im Westreich aber wurde zu Ende des fünften Jahrhunderts das Schicksal der römischen Herrschaft entschieden. Von Gallien aus vollzog sich die neue Ordnung der Dinge: einem fränkischen Eroberer war es vorbehalten, alle Vorteile, die das Reich bot, zu benutzen, alle Machtmittel, die es noch besaß, sich zu eigen zu machen, und doch mit dessen Überlieferungen zu brechen, auf seinen Trümmern ein neues Reich aufzurichten und den Germanen zur Herrschaft zu verhelfen.

Zweites Buch.

Innere Zustände während dieser Zeit.

Erstes Kapitel.

Kulturstufe.

Zwei Völker sehen wir im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt mit dem römischen Reich in einen Kampf um ihre Existenz verwickelt, die Kelten in Frankreich, die Germanen in Deutschland, beide anscheinend unter ganz gleichen Verhältnissen und mit der gleichen Aussicht auf schließlichen Untergang. Aber wie anders ist bei beiden der Ausgang des Kampfes, den das übermächtige Weltreich hier wie dort in der sicheren Erwartung begonnen hatte, daß es sich nur um zwei neue, mehr oder minder schwierige Eroberungen handeln könne. Während die Kelten in einer Reihe verzweifelter, aber vereinzelter Kämpfe zugrunde gehen, gelingt es den Germanen, nicht bloß ihre nationale Selbständigkeit zu behaupten, sondern in der Folge umgekehrt das römische Reich selbst zu Fall zu bringen.

Wohl hatten einst auch die Gallier Rom bedroht. Dem Tag an der Rhone war dreihundert Jahre früher ein Tag an der Allia vorausgegangen, der beinahe den jugendlichen Freistaat gleich in seinen ersten Anfängen vernichtet hätte: etwa um dieselbe Zeit, als die im Norden vordringenden Germanen die Ostsee erreicht und sich zwischen Finnen und Kelten in die Mitte geschoben hatten. Schritt vor Schritt waren die letzteren

seitdem zurückgedrängt worden, in Italien durch die Römer, in Deutschland durch die Germanen, bis sie endlich in Gallien dem Angriff Cäsars erlagen, gerade als die Germanen sich anschickten, das Land für sich in Besitz zu nehmen. Und so gefährlich war den Römern diese Konkurrenz vorgekommen, daß sie glaubten, ihre Eroberungen erst dann schließen zu dürfen, wenn sie nun auch noch Deutschland zur Provinz gemacht hätten. Hier aber scheiterten ihre Angriffe; hier vermochte ihre überlegene Kriegskunst und Politik keinen Sieg mehr zu erringen: die Barbaren behielten die Oberhand.

Da drängt sich die Frage auf, wie es zu erklären ist, daß zwei nahverwandte, ziemlich gleich begabte und gleich tapfere Völker ein so verschiedenes Geschick haben konnten. Wohl mag die geistige und sittliche Kraft beider von Haus aus nicht ganz die gleiche gewesen sein. Denn überall wo Kelten und Germanen zusammentreffen, zeigen sich diese als überlegen und die ersteren müssen zurückweichen. Aber das allein erklärt nicht alles: haben doch Völker von viel geringerer Kraft und Bildung viel mächtiger und entscheidender in die Geschichte eingegriffen und ihr selbständiges Dasein gegen überlegene Nachbarn gerettet. Auch die besondere Ungunst des Geschickes reicht zur Erklärung nicht aus; denn ein starkes und gesundes Volk überwindet dieselbe: wiewohl die Kelten dadurch allerdings in der ungünstigsten Lage waren, daß sie von zwei Seiten her von überlegenen Feinden angegriffen wurden.

Der letzte Grund ist wohl kein anderer, als daß es ihnen nicht gelungen war, in der langen Zeit, die ihrer verhältnismäßig ungestörten Entwickelung vergönnt war, sich national zu einigen und irgendwo ein politisches Ganze von größerer Kraft und Widerstandsfähigkeit herzustellen, weder in Gallien, noch in Noricum, Helvetien oder Britannien. Denn nur als einheitlicher Staat vermag ein Volk sich zu behaupten, die äußeren

Schwierigkeiten zu überwinden und die Aufgaben, die ihm die Geſchichte vorgezeichnet hat, zu löſen. So wurden auch die Griechen ſchließlich eine Beute der Römer, weil es ihnen bei all ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft nicht gelungen war, einen nationalen Staat zu gründen und dem römiſchen Reich geſchloſſen gegenüberzutreten: nur daß freilich das viel reichere innere Leben der Griechen in gewiſſem Sinne ſich bereits erfüllt hatte, als die römiſche Eroberung kam.

Und doch hatte die Entwickelung bei den Kelten ſchon zweitauſend Jahre gedauert, doch waren ſie mit den Völkern der alten Welt in ſo vielſeitige und mannigfache Berührung gekommen, daß im Verkehr mit ihnen der nationale Gedanke wohl hätte ſich ausbilden und zur Gründung größerer Staaten führen können. Das aber war das Schlimme: die innere Entwickelung, die im einzelnen zu mannigfacher Ausbildung geführt hatte, war im ganzen doch mangelhaft und unvollkommen geblieben, ſie war vorzeitig gealtert, ohne daß der Mangel nationalen und politiſchen Lebens noch durch die rohe Naturkraft aufgewogen wurde wie bei den Germanen. Und gerade das war das erſte, was bei den Germanen im Kampf mit den Römern erwachte: der Gedanke nationaler Einheit und das politiſche Bewußtſein. Für die Kelten war es zu Cäſars Zeit dazu zu ſpät; wohl regte ſich auch bei ihnen das Gefühl der Zuſammengehörigkeit und Gemeinſchaft, aber es fehlte an allen Vorbedingungen einer politiſchen Organiſation.

Mit einem Wort, wir haben es bei ihnen mit einer ſinkenden und abſterbenden, einer teils unreifen, teils überreifen, bei den Germanen mit einer zwar noch rohen und unentwickelten, aber naturkräftig geſunden und aufſtrebenden Entwickelung zu thun. Es trat ein Volk in die Geſchichte, das von der Ziviliſation der alten Welt bis dahin noch beinahe ganz unberührt geblieben war, und was ihm an höherem

politiſchen Leben fehlen mochte, durch die Überfülle ſeiner nationalen Kraft und Geſundheit erſetzte.

Jahrhundertelang hatten die Kelten weniger die Blüte und Bildung als den Verfall und die Verderbnis der alten Welt kennen gelernt; ſie hatten ihre jugendliche Kraft und Friſche eingebüßt, ohne daß ihnen eine innerlich ausreifende Entwickelung dafür zuteil wurde. Selbſt das wärmere Klima und die größere Fruchtbarkeit des Landes hatte dieſelbe nicht begünſtigt: ſo weit in Südgallien griechiſche und römiſche Kolonieen vordrangen, ſo weit verbreitete ſich griechiſche und römiſche Bildung, aber zu einer ſelbſtthätigen Aufnahme und Aneignung dieſer Bildung kam es nicht. Darum bleibt die Kultur auf einer relativ niederen Stufe und hat daneben doch zugleich das Gepräge des Vorzeitigen, Frühreifen: ſie kommt nicht zur vollen Blüte, ſondern nur zu einem Wachstum, das ſchon den Verfall in ſich ſchließt.

Ein nationales Band, was über die einzelnen Stämme hinausreichte, beſtand in Gallien, von der Gemeinſchaft der Sprache und den wechſelnden Bündniſſen abgeſehen, nur in den Prieſtern oder Druiden mit ihren Prieſterſchulen, ihrem Korporationsgeiſt und ihrer Hierarchie. Da ſie nicht wie die Prieſter im Orient eine geſchloſſene Kaſte bildeten, ſondern ſich aus dem Volk ergänzten, ſtellten ſie in ihrem Kreiſe allerdings eine gewiſſe Gemeinſchaft des ganzen galliſchen Volkes dar. Aber das Band war doch nicht ſtark genug, um wirklich eine nationale Einigung in Form einer Theokratie zu begründen, und zugleich war es wieder zu ſtark, um daneben noch ein ſelbſtändiges politiſches Leben aufkommen zu laſſen. Je mehr das letztere in der Auflöſung begriffen war, deſto höher ſtieg die Macht der Prieſter. Nicht die Könige oder die gewählten Fürſten, ſondern die Prieſter mit ihren Freiheiten und Privilegien, ihrem Aberglauben und ihren Opfern, ihrer Strafgewalt

und Gerichtsbarkeit, ihrer Feldmeßkunst und Heilkunde waren die eigentlichen Herren des Volkes. Kein Gallier opferte ohne Priester; diese saßen mit ihren Familien in allen Städten und Dörfern des Landes. Daneben gab es Landesheiligtümer, wo jährlich die Stammesopfer gehalten wurden, und vermutlich noch ein Hauptheiligtum, welches mit dem Oberdruiden an der Spitze den Mittelpunkt der Vereinigung bildete. So stellte sich in der Hierarchie der Priester in der That eine gewisse Verbindung des gallischen Volkes dar, die innerhalb ihrer Organisation unabhängig von den Sonderinteressen und Parteispaltungen der einzelnen Stämme, ebensowohl national wie volkstümlich war. Aber wie jede einseitige Priesterherrschaft hatte auch diese ihre Nachteile und Gefahren. Sie war eigennützig und habgierig, hielt das Volk absichtlich in Unwissenheit und vernichtete vollends seine Selbständigkeit; zur politischen Klientel und dem Faktionswesen kam noch eine geistige Vormundschaft hinzu. Statt die Kraft des Volkes zu entfesseln und zu befreien, unterdrückte sie dieselbe vielmehr und lähmte sie.

Dagegen hat sich bei den Germanen auf den Wanderungen und in den Kämpfen mit den Römern zugleich das Heroentum entwickelt, das nirgends eine einseitige Priesterherrschaft aufkommen ließ. So tief die Germanen die übersinnlichen Beziehungen fassen mochten, diese haben zu keiner Zeit das geistige Leben der Nation vollständig beherrscht, weder in der heidnischen noch in der christlichen Zeit. Der kriegerische Geist duldete keine Unterdrückung oder Knechtschaft. Alle Geschichte beruht bei uns auf dem Gegensatz des religiösen und politischen Lebens, auf der Anerkennung beider als selbständig neben einander; nie hat der Glaube uns die irdischen Aufgaben vergessen lassen, die dem Menschen doch auch obliegen und die ihn beschäftigen, so lange er im Schweiß seines Angesichts sein Brot

essen muß. Diese irdischen Aufgaben verlangen vor allem eine wirtschaftliche Ordnung, in der sie allein gelöst werden können, ein Recht, wodurch das äußere Leben gepflegt und geschützt wird, und einen Staat, der den zeitlichen Bedürfnissen entspricht und das Recht im Innern wie nach außen zur Erfüllung bringt.

Gewiß hat es Zeiten gegeben, wo auch bei uns die religiösen Interessen wenn nicht ausschließlich, doch so vorwiegend das Volk beschäftigt haben, daß alles andere darüber in den Hintergrund trat: so zur Zeit der Kämpfe zwischen Hierarchie und Kaisertum, dann wieder im fünfzehnten Jahrhundert, als man nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern verlangte, und vor allem im Zeitalter der Reformation und des dreißigjährigen Krieges. Aber nie haben die religiösen Fragen, so ernst und nachhaltig, so lebhaft und allgemein sie erörtert wurden, das nationale Leben gefangen genommen, nie haben sie den Sinn für die politische, rein weltliche Seite unserer Entwickelung unterdrückt, und das letzte Ergebnis jener Kämpfe war nicht geistige Knechtschaft, sondern Befreiung. Freilich um den Preis der Glaubenseinheit, wie sie die romanischen Völker bis auf den heutigen Tag behauptet haben; aber doch auch mit dem Gewinn einer viel größeren Rührigkeit und Lebendigkeit dieses Glaubens, doch auch in dem Sinn, daß zu Zeiten gerade die Kirche dem Staat gegenüber die Freiheit des Gewissens und des Glaubens vertreten hat. Nur darum hat kein anderes Volk so anhaltende und so lebhafte Kämpfe zwischen Kirche und Staat geführt als das deutsche; nur darum sind in den Zeiten der Übermacht der Kirche gerade auch die politischen Interessen so stark und lebhaft verfochten worden; nur darum endete die Reformation nicht bloß mit einer kirchlichen, sondern auch mit einer politischen Spaltung. Denn die Auflösung des alten Reiches, das auf der Einheit von Kirche und Staat beruhte, war nur die notwendige

letzte Folge der Reformation: nun waren es die Fürsten, die die politischen Aufgaben der Kirche gegenüber vertreten mußten. Der deutsche Geist hat auf die Dauer niemals weder eine Unterwerfung des Staates unter die Kirche, noch eine Unterwerfung der Kirche unter den Staat ertragen, er hat beide stets als gleichberechtigt und unabhängig anerkannt, so oft auch über die äußeren Grenzen ihrer Lebensgebiete gestritten worden ist und in Zukunft noch gestritten werden mag.

Am stärksten zeigte sich der Verfall des keltischen Staates in der fortdauernden Zwietracht des Volkes, die es selbst zur Zeit der größten Not zu keiner nationalen Einigung mehr kommen ließ. Uneinigkeit der verschiedenen Konföderationen, zu denen sich je die Nachbarstaaten zusammengethan hatten, der abhängigen und der anführenden Staaten innerhalb jeder Konföderation, Parteispaltungen in den einzelnen Staaten selbst und womöglich wieder Geschlechterfaktionen in jeder Partei: das ist das trübe Bild, welches uns das politische Leben des Volkes zur Zeit der römischen Eroberung darbietet. Bei den meisten Stämmen gab es eine römische und eine germanische Partei; jede rief die Fremden ins Land und suchte mit ihrer Hilfe den Sieg zu erringen, unbekümmert darum, daß die Fremden doch dabei nur ihren eigenen Vorteil im Auge hatten.

Germanen und Kelten gründeten beide den Staat auf den Stamm und den Gau, nicht wie Griechen und Römer auf die Stadt, da die unentwickelten Verhältnisse noch keine Städte als Mittelpunkte des politischen Lebens brauchen konnten. Aber der keltische Staat löste sich auf, während der germanische in den Kämpfen mit den Römern sich erst zu entwickeln begann. Die Macht des Königtums war in Gallien zu Cäsars Zeit schon gebrochen. Während indes bei den Völkern der alten Welt auf die Aristokratie des Adels dann rasch eine republi-

kanische Verfassung mit dem gleichen Recht aller Bürger folgte, freie, selbständige Gemeinwesen, die in der Zeit ihrer Blüte erst die größten politischen Tugenden erzeugten, Uneigennützigkeit, Opferfreudigkeit, berechtigtes Selbstgefühl und volle Hingabe ans Vaterland, kam bei den Kelten der Fall des Königtums nur den Adelsfaktionen zugute, deren Familienhaß der mächtigste Bundesgenosse der Römer war und an nichts weiter als an die Sicherung der eigenen Herrschaft dachte.

Die Freiheit des Volkes wurde unterdrückt. Der gemeine Mann war abhängig geworden und verarmte; Zustände, wie sie in Rom immer nur vorübergehend zu Krisen geführt hatten, bis die Plebs ihre Gleichstellung mit den Patriziern errang, hatten in Gallien eine bleibende Verarmung und Unterdrückung fast des gesamten Volkes zur Folge gehabt und eine Klientel in allen möglichen Formen erzeugt, von einer bloß faktischen Abhängigkeit an bis zur eigentlichen Hörigkeit und Knechtschaft. Wie in Rom waren die adeligen Geschlechter nicht bloß die großen Grundbesitzer, sondern zugleich die Kapitalisten, die durch die öffentlichen Ämter, die Staatspachtungen, den Ertrag ihrer Güter und Herden, den Großhandel und die Verschuldung des gemeinen Mannes das Geld an sich gebracht hatten.

An die Stelle der Gemeinfreien war ein Ritterstand getreten, analog den römischen Equites die nach einem Zensus berufene Reiterei, zu welcher auch die Adelsgeschlechter gehörten, während das übrige Volk zu Fuß diente. Jeder Fürst hielt wieder sein reisiges Dienstgefolge für sich und suchte dadurch seine Macht und seinen Einfluß zu verstärken. Die eigentliche Masse des Volkes hatte keine politischen Rechte mehr; nur Priester und Ritter konnten an den Landesversammlungen teilnehmen, nur die Parteihäupter aus fürstlichem Geschlecht durch Wahl zu den höchsten Staatsämtern, den obersten Richter- und Heerführerstellen, gelangen. Aber dies Rittertum, das

ſich als Reſt gemeinfreier Stammesgenoſſen in den angeſehenen und begüterten Geſchlechtern erhalten hatte, vermochte weder für die verlorene politiſche Freiheit des gemeinen Mannes, noch für die davon abhängige Kriegstüchtigkeit des Fußvolkes einen Erſatz zu gewähren: es hatte ſich eben nur auf Koſten des geſamten Volkes ausgebildet.

Darum war auch die Wehrfähigkeit desſelben eine geringere wie bei den Germanen. Wohl hatten die Kelten gute Pferde und eine vortreffliche Reiterei, aber nur ein mittelmäßiges und relativ wenig zahlreiches Fußvolk. Ein Volk, welches ſeine Freiheit verliert, wird immer auch ſeine frühere Tapferkeit einbüßen. Denn der gemeine, hörig gewordene Mann kämpft nur noch leichtbewaffnet, in Notfällen und für den Herrn, wenn er von dieſem aufgeboten wird, nicht mehr als vollberechtigter Genoſſe für Freiheit und Vaterland, um Sieg oder Tod. Gewiß haben die Gallier, als es ſich um Sein oder Nichtſein handelte, noch verzweifelt gekämpft und den letzten Mann aufgeboten, aber die rechte Kriegsfreudigkeit und Kriegstüchtigkeit des Volkes war doch verloren; für die Maſſe der Bevölkerung war es ſchließlich einerlei, ob ſie einem galliſchen oder römiſchen Herrn diente. Und doch hat in nationalen Kämpfen ſtets ein geübtes, kriegsgewohntes Fußvolk den Ausſchlag gegeben, doch ruht in ihm die eigentliche Schwerkraft des Heeres, vor allem wenn es einen Feind gilt, deſſen Hauptſtärke gerade in einem vortrefflich bewaffneten, taktiſch ausgebildeten und krieges- und ſiegesgewohnten Fußvolk beſteht, wie das bei den Römern der Fall war. Es iſt merkwürdig, wie die alten Gallier und ihre Nachkommen, die heutigen Franzoſen, darin die Rollen gewechſelt haben: die Reiterei iſt bei den Franzoſen wie bei den Römern ſtets die ſchwache Seite geweſen, während es ſich bei den Galliern umgekehrt verhielt. Man ſollte faſt meinen, das Volk habe durch ſeine Miſchung mit römiſchem Blut ſeine

nationale Vorliebe verloren, wie sie durch Cäsar uns so bestimmt bezeugt ist.

Endlich trat der Verfall und die beginnende Auflösung auch in den wirtschaftlichen Zuständen ein: hier vor allem zeigt sich die eigentümliche Mischung halb roher, zum Teil noch barbarischer Kulturformen mit einer frühreifen, vorzeitig alternden Entwickelung.

Kelten und Germanen begannen beide mit Viehzucht und Weidewirtschaft, dann gingen sie zur Ansässigkeit und zum Ackerbau über. Aber die Kelten haben, selbst nachdem sie bleibend angesiedelt waren, ihre Abneigung gegen den Ackerbau nicht vollständig überwunden; sie weideten lieber ihre Herden, auch wo der treffliche Boden zum Anbau aufforderte, als daß sie planmäßige, fortschreitende Rodungen vornahmen; wurde das Land zu eng und die Weide zu klein, so schickten sie ihre herangewachsenen Söhne mit Weib und Kind aus, neue Wohnsitze zu suchen, während sie mit den jüngeren Kindern daheim blieben; ein volles Grundeigentum, was nicht mehr der Familie sondern dem Einzelnen angehört, haben sie erst unter römischer Herrschaft kennen gelernt.

Daneben aber ließ sie ihre Anstelligkeit und ihr praktisches Geschick von Griechen und Römern bald Gewerbe und Handwerk lernen; der Handelsverkehr entwickelte sich, die Liebe zu den edeln Metallen, Prunksucht und Goldgier erwachten; Schätze und Kostbarkeiten begannen vorzugsweise als Eigentum angesehen zu werden, Goldmünzen wurden allgemeines Tauschmittel, und mit einer Kultur, die im Grund noch eine patriarchalische war und nur die Herden als wahren Reichtum hätte kennen sollen, verband sich unvermittelt die Geldwirtschaft. Damit verschärfte sich der Unterschied zwischen reich und arm: die Reichen und Vornehmen gewannen, die Armen und Geringen verloren. Die Vornehmen machten es nun den Griechen nach,

zogen in die Städte und ließen ihre Höfe durch Knechte verwalten; Luxusartikel bezogen sie vom Ausland statt vom heimischen Gewerbe, wie es das kosmopolitische Kapital stets thut. Darum blieb das Handwerk, das in den Städten getrieben wurde, ohne Bedeutung: dazu hätte es einer anderen Güterverteilung und vor allem einer höher entwickelten Landwirtschaft bedurft. Denn es ist eine alte Erfahrung, die sich immer von neuem bestätigt, daß ein gesundes Handwerk einen gesunden Ackerbau voraussetzt, der es im eigentlichen Sinne des Wortes nährt, wie der Ackerbau umgekehrt wieder durch Gewerbe und Handel belebt und befruchtet wird.

Deshalb konnte das städtische Leben, das die Kelten früh von den Völkern der alten Welt gelernt und angenommen hatten, doch nicht recht gedeihen. Die gallischen Städte mit ihren überaus festen und künstlichen, aus querliegenden Balken, Erdwerk und Steinen aufgeführten Schutzwehren, die ebenso dem Feuer, wie dem Mauerbrecher und Sturmbock widerstanden, waren Zufluchtsorte im Krieg (weshalb sie im Krieg auch eine viel zahlreichere Bevölkerung hatten als im Frieden), Mittelpunkte des Kultus und zum Teil auch des Handels und Verkehrs, selbständige wirtschaftliche und politische Bedeutung aber hatten sie nicht: erst durch die Römer wurden sie Gerichts- und Verwaltungssitze für das umliegende Land. Sie erzeugten kein neues, freies Bürgertum, wie tausend Jahre später die deutschen Städte, als der Stand der alten Gemeinfreien infolge der veränderten Kriegsverfassung auch bei uns unterging, dafür aber in den Kaufleuten und Handwerkern alsbald ein neuer aufkam, der für die folgende Entwickelung viel bedeutsamer wurde als der alte. Denn dieser war ein Geburtsstand, ähnlich der Civitas im Altertum, während der neue die Schranken der Geburt gerade durchbrach und sich nachmals zum allgemeinen Staatsbürgertum erweiterte. Das

keltiſche Städteweſen war ein vorzeitiges wie das keltiſche Rittertum: es half der gemeinen Freiheit nicht wieder auf.

Faſſen wir das alles noch einmal zuſammen: eine ausgelebte wirtſchaftliche Kultur, die auf der anderen Seite zugleich nicht über ihre erſten Anfänge hinausgekommen war; eine mangelhafte Wehrkraft, die kein Volk in Waffen mehr kannte; die politiſche Unfreiheit, in welche die Maſſe des Volkes herabgedrückt war; die nationale Uneinigkeit, das Faktionsweſen, die ſtaatliche Auflöſung und eine eigennützige und herrſchſüchtige Hierarchie, die vielleicht allein imſtande geweſen wäre, den drohenden Untergang abzuwenden, wenn ſie rechtzeitig das Volk hätte einigen können: ſo wird es uns nicht mehr wundern, daß die Kelten dem römiſchen Reich mit einem Cäſar an der Spitze nach kurzem Kampf unterlagen, während das viel rohere, von aller Ziviliſation unberührte, eben darum aber noch durch und durch geſunde und man möchte faſt ſagen überkräftige Nachbarvolk nicht bloß im eigenen Lande ſich behauptete, ſondern ſchließlich das römiſche Reich ſelbſt in Trümmer ſchlug und an ſeiner Stelle die Herrſchaft übernahm.

Zweierlei iſt es beſonders, worin Natur und Geſchichte uns vor anderen Völkern begünſtigt haben: die eigentümliche Begabung, die uns zuteil geworden iſt, und daß wir die verliehenen Gaben auf das glücklichſte haben entwickeln können. Erſt beides zuſammen hat uns fähig gemacht, auch die ſchwierigen Aufgaben, die uns vorbehalten waren, zu übernehmen und die Kulturvölker der alten Welt darin abzulöſen.

Es iſt einmal die dem Germanen von Haus aus eigene Kraft und Energie, nicht bloß in leiblicher, ſondern vor allem auch in geiſtiger Hinſicht, ſeine Regſamkeit und Rührigkeit, die Leidenſchaft, womit er alles treibt, was er ergreift; ſeine Freude an Mühe und Arbeit, an Kampf und Gefahr, Sturm und Wogen, Wetter und Wind; die Liebe zu jeder Art von

Thätigkeit und Beruf, zur Viehzucht wie zum Ackerbau, zur Jagd wie zum Krieg, und dann als die Zeit gekommen war, auch zum Handwerk, zu Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft. Und den Beruf treibt er nicht bloß um des Erwerbes und der Not willen, er überträgt die Liebe auch auf die Gegenstände und Werkzeuge seiner Thätigkeit, auf das Vieh das ihn nährt und für ihn arbeitet, den Acker den er baut, die Bäume die er pflanzt, den Wald worin er jagt, das Schiff womit er fährt, die Geräte mit denen er wirkt und schafft.

Mit dieser Kraft und Energie, dieser geistigen und gemütvollen Hingabe an den Beruf, verbindet sich jene wunderbare Vielseitigkeit, welche zugleich die eigentümlichen Gegensätze unseres Charakters erklärt: die Liebe zur Heimat, die selbst krankhaft werden kann, und der Hang zu abenteuerlichen Fahrten und Wanderungen; ein starkes, lebhaftes Freiheitsgefühl, ja in der ältesten Zeit ein wilder, unbändiger Freiheitstrotz, und doch die opferwilligste, demütigste Treue gegen die Könige und Herren; die Erbitterung und Wut, womit gegen die Feinde gefochten, und die Gnade und Großmut, die geübt wird, sobald der Feind überwunden ist. Ein Schriftsteller des sogen. jungen Deutschlands hat einmal etwas boshaft gesagt, Deutschland zeichne sich vor anderen Völkern nur dadurch aus, daß es die besten Bedienten liefere. Wäre ein minder begabtes Volk gemeint, so läge die stärkste Schmähung darin. Sagen wir dafür mit einer leichten Änderung, es liefere die treuesten Diener, so enthält der Ausspruch das größte Lob und bestätigt nur die alte Erfahrung, die ihrer Zeit schon die Römer gemacht haben. Denn nur deshalb zogen sie die Germanen im Staats- und Kriegsdienst den eigenen Landsleuten vor, weil sie treuer waren.

Sodann aber ist es eine besondere Gunst des Geschickes, daß uns eine langsame, aber stätige innere Entwickelung vergönnt

war, welche die ursprüngliche Anlage und Begabung auf allen Gebieten des Lebens zur vollen Entfaltung und Reife kommen ließ.

Vor allem war es ein Glück, daß uns das Christentum zugeführt wurde, ehe der Verfall und die Entartung des Heidentums eintraten, als im ganzen noch ein verhältnismäßig reiner Naturkult ohne Tempel und Götzen bestand. Denn mögen die Germanen, wie man oft hervorgehoben hat, schon in ihrem heidnischen Glauben, in ihrer hingebenden Liebe und Treue, in ihrer Gemütstiefe und Sittenstrenge immerhin eine gewisse Wahlverwandtschaft mit dem Christentum gehabt haben, die Entartung des heidnischen Kultus würde doch so wenig wie anderwärts ausgeblieben sein, wenn sie dabei stehen geblieben wären. Zeichen dieses herannahenden Verfalles finden sich in Deutschland so gut wie später im skandinavischen Norden. Aber ehe der Verfall um sich greifen konnte, kam die Berührung mit dem römischen Reich, die Völkerwanderung und der Übertritt zum Christentum. Dagegen haben die Völker der alten Welt das Christentum erst kennen gelernt, als es zu einer Erneuerung des nationalen Lebens zu spät für sie war, und die Kelten in Gallien haben als selbständiges Volk es überhaupt gar nicht mehr kennen gelernt.

Und dann ein Zweites. Auch die Berührung mit dem römischen Reich erfolgte bei uns gerade zur rechten Zeit und in der rechten Art, als die Selbständigkeit der Nation nicht mehr gefährdet war und die langen Kämpfe sie zu einer selbstthätigen Aufnahme römischer Bildung vorbereitet und befähigt hatten. Ja die tiefere Berührung mit der Kunst und Wissenschaft des Altertums wurde bei uns im Grund erst durch die christliche Kirche vermittelt: über dem Fall des heidnischen Weltreiches reichte sie den Germanen die Hand. Auch die römische Welt war eine andere geworden zur Zeit Konstantins

oder gar Theodosius des Großen wie zu Cäsars oder Tiberius' Zeit, und so erscheint als erste Frucht jener langen Kämpfe, wie der friedlichen Verbindung, die unterdes im römischen Reich selbst stattgefunden hatte, gerade die Annahme des Christentums. Im inneren Deutschland hat dann wie im Norden die Kirche überhaupt erst die Bildung des klassischen Altertums eingeführt und verbreitet: nun waren es die großen geistigen Überlieferungen desselben, nicht der Verfall und die Sittenverderbnis, die uns zugeführt wurden. Wie das Christentum das erste, so war die Annahme der lateinischen Schrift das zweite Ergebnis, welches die Völkerwanderung für uns hatte. Damit war zugleich ein Schlüssel gewonnen, der uns die wissenschaftlichen Schätze des Altertums zugänglich machte, viel leichter, wie wenn wir unser unbeholfenes Runenalphabet beibehalten hätten, das auf einer früheren Entwickelungsstufe doch auch schon den Völkern der alten Welt entlehnt war.

Gerade umgekehrt verhielt es sich mit den Kelten. Sie wurden von griechischer und römischer Verderbnis angesteckt, ehe sie reif genug waren, dieselbe durch die Bildung der alten Welt wieder zu überwinden. Nicht die Kirche, sondern der Staat hat bei ihnen romanisiert, und lange bevor sie durch Cäsar dem Reich einverleibt wurden, hatten im Süden griechische und römische Kolonieen bestanden, die nur nachteilig und zersetzend auf sie wirkten und nicht einmal wirtschaftlich wie wir sahen von Nutzen gewesen waren. Daß aber auch bei uns wie bei jedem anderen Naturvolk Empfänglichkeit für die Schattenseiten aller Zivilisation vorhanden war, zeigt sich nicht erst in der fränkischen Zeit, sondern schon in den Kriegen Armins. Was wäre wohl aus uns geworden, wenn Augustus oder Tiberius Deutschland erobert hätten. Im besten Fall hätten wir unsere Nationalität eingebüßt und als selbständiges Volk so gut aufgehört zu existieren wie die Kelten.

So war es eine glückliche Fügung, was uns im Gegensatz zu anderen Völkern eine zweitausendjährige und im ganzen wie wir hoffen noch immer fortschreitende Entwickelung möglich gemacht hat. Wir haben das Christentum und die Bildung der alten Welt aufgenommen, ohne uns selbst zu verlieren: denn trotz aller Umwandelung ist das Volk doch noch dasselbe wie vor zweitausend Jahren, und die Germania des Tacitus spiegelt uns fast ebenso die Tugenden und Fehler der heutigen wie der alten Germanen wieder. Gleichwohl haben wir damit ein neues, zweites Leben begonnen: denn alles was wir seitdem geworden sind verdanken wir dem Christentum und der klassischen Bildung; sie allein haben uns in die Reihe der Kulturvölker eintreten lassen.

Es hat deshalb bei den Germanen ein ganz besonderes Interesse, die ersten Anfänge ihrer Entwickelung kennen zu lernen, so anziehend diese überhaupt bei jedem Volk sind: die ursprüngliche Bildungsstufe, die sie erreicht hatten, ehe im Kontakt mit der alten Welt und dem Christentum die eigentlich historische Entwickelung begann. Wie weit waren sie vorher gekommen, was kann als altes, nationales Erbgut angesehen werden, was ist später hinzugekommen und erst Folge der beginnenden Umwandelung: diese Fragen sind Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen, so lange es eine deutsche Geschichte giebt, und von jeher in ganz verschiedenem Sinne beantwortet worden. Auch wenn es ein anderes, fremdes Volk wäre, würde die Untersuchung den größten Reiz haben, wie jedesmal wo es sich darum handelt, aus der Verbindung verschiedener Kulturelemente den Ursprung eines neuen Lebens abzuleiten. Und doch ist wie überall so auch hier gerade der Ursprung vielfach in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Wir haben früher gesehen, daß die Germanen, ehe sie nach Deutschland kamen, mindestens schon eine zweitausendjährige

Entwickelung hinter sich hatten und daß ihre Kultur bereits in der asiatischen Urheimat zu einem verhältnismäßig hohen Grad von Ausbildung gelangt war. Ohne Haustiere und Herden, ohne Waffen, Geräte und Werkzeuge, ohne schützende Kleidung und die Kunst eines einfachen Hausbaues, ja ohne eine gewisse Ordnung ihrer sozialen Verhältnisse hätten sie weder den weiten Weg nach dem europäischen Westen zurücklegen, noch sich in kälteren, rauheren Gegenden behaupten können. Sicherlich müssen bei einem so eminent bildungsfähigen Volk auf den langen Wanderungen weitere Fortschritte stattgefunden haben; so gering der Verkehr mit anderen Völkern gewesen sein mag, Spuren von einem solchen zeigen sich doch, wie gerade die Annahme des phönizisch-griechischen Alphabetes als Runenzeichen etwa im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung beweist. Ja es hat vermutlich Zeiten gegeben, wo die Germanen schon in anderen Ländern auf dem Punkt waren, seßhaft zu werden und zum Ackerbau überzugehen. Denn vor aller Geschichte ist es zunächst die Natur, die den Menschen zum Fortschritt und zur Entwickelung zwingt, die ihm ihre Gaben darbietet und ihn zugleich nötigt, sie durch eigene Kraft zu erwerben, und wo sie in fruchtbaren Gefilden zum Anbau auffordert, da haben gewiß alle arischen Völker auch wirklich Ackerbau getrieben, so roh und unvollkommen er sein mochte.

Aber auch Rückschritte haben ohne Zweifel stattgefunden. Denn wenn ein Volk durch andere genötigt wird, die fruchtbaren Gefilde wieder zu verlassen, wenn es auf unwirtlicher Steppe oder in dichten Urwäldern sich einrichten muß, so hört der Ackerbau von selbst auf und es bleibt kein anderes Mittel des Unterhaltes als der Rückgriff auf Herden und Weidewirtschaft. Die Natur steht dem Menschen nicht bloß helfend und fördernd zur Seite, sie tritt ihm auch feindlich entgegen und nötigt

zum Kampf mit ihr, vor allem, wenn ein rauheres Klima Schutz gegen Kälte, Regen und Schnee verlangt und die Beſchaffenheit des Bodens keinen Anbau geſtattet. Von dieſem Schickſal mußten gerade die Germanen auf ihren Wanderungen betroffen werden, da ihr Weg ſie mit den Slaven am weiteſten nach Norden verſchlug: vielleicht ſind auf Jahrhunderte gedeihlicher Entwickelung Jahrhunderte des Rückſchrittes und Stillſtandes gefolgt. Jedenfalls hat die Natur ſie darin im Vergleich mit den übrigen ariſchen Völkern nicht ſonderlich begünſtigt und ihre Entwickelung lange aufgehalten.

Über das alles ſind wir nicht näher unterrichtet. Höchſtens daß uns die Sprache geſtattet, einige mehr oder minder ſichere Schlüſſe zu ziehen, hie und da Vermutungen zu wagen und im allgemeinen uns eine Vorſtellung von dem Leben der Urzeit und ſeinem allmählichen Fortſchritt zu machen. Eins aber iſt unzweifelhaft, daß die Germanen auf den langen Wanderungen ihre urſprüngliche Kraft und Reinheit bewahrt haben, daß ſie jugendfriſch und naturwüchſig wie kein zweites Volk in die Geſchichte eintreten. Und das iſt ſicherlich gerade ihrer langſamen äußeren Entwickelung zu verdanken, die ſie innerlich um ſo geſunder erhielt.

Sehen wir nun im Folgenden, welche Bildungsſtufe ſie erreicht hatten, als ſie in Deutſchland ihre bleibende Heimat fanden und in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung den Kampf mit den Römern begannen. Darüber haben wir hiſtoriſche Überlieferungen, vor allem die fremden Schriftſteller, die, wenn ſie auch lückenhaft ſind und zu manchen Zweifeln und Streitfragen Anlaß geben, uns doch ein viel deutlicheres Bild gewähren, als es für die rückwärts liegende Zeit aus der Geſchichte der Sprache erſchloſſen werden kann. Nur müſſen wir ihre Berichte überall wo es thunlich iſt mit den heimiſchen Quellen und der Geſchichte des eigenen Landes zu verbinden ſuchen.

Wir reden vom Niederen zum Höheren aufsteigend zunächst von den wirtschaftlichen Zuständen oder der Kulturstufe im engeren Sinn, dann vom Kriegswesen, von der politischen Verfassung und schließlich vom Glauben und geistigen Leben.

Zwei extreme Ansichten stehen sich vom vorigen Jahrhundert bis fast auf die Gegenwart über die Kultur der alten Germanen gegenüber. Nach der älteren, die für das Jahrhundert der Aufklärung charakteristisch ist, waren die Germanen der Urzeit nahezu vollständige Wilde, nicht bloß Barbaren im Sinne der Griechen und Römer, welche jedes fremd redende Volk so nannten, sondern in des Wortes eigentlicher Bedeutung: ohne ausgebildete Sprache, fast ohne alle Kleidung, ohne künstliche Speise, ohne bleibende Wohnung, ohne Ackerbau, ohne Eigentum, ohne politische Verfassung: ein Nomaden- oder Jägervolk, ähnlich wie die Indianer im heutigen Amerika oder die Malaien auf den Südseeinseln. Nur die Bärenfelle mußte man ihnen lassen; denn daß sie bei dem kälteren Klima eine Bedeckung brauchten, konnte man nicht bestreiten. Zur Nahrung gab man ihnen außer Milch und Fleisch vorzugsweise Eicheln, Nüsse und eßbare Wurzeln; zur Wohnung Höhlen in der Erde; zum Gedankenaustausch eine Sprache, die Tierlauten ähnlicher geklungen habe wie der menschlichen Stimme. In vollem Ernst teilt ein geistvoller und gelehrter Germanist aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, der auf privatrechtlichem Gebiet schätzbare Untersuchungen geliefert hat, hiernach die deutsche Geschichte in drei Perioden: in das Zeitalter der altgermanischen Barbarei, welches die ersten fünfhundert Jahre unserer Zeitrechnung begreift; in die tausendjährige Nacht des Mittelalters, die bis zum Jahre 1500 herabgeht; und in das Zeitalter der modernen Aufklärung, in welchem der glückliche Verfasser lebte. Natürlich ist man von solchen Übertreibungen jetzt zurückgekommen. Seitdem die geschichtliche Grammatik,

die deutsche Altertumskunde und Mythologie uns noch etwas weiter aufgeklärt haben, mußte das Bild sich freilich heller gestalten. Aber ein reines Nomaden- und Jägervolk blieben die Germanen doch immer.

Im Gegensatz zu dieser älteren Ansicht ist durch Justus Möser eine andere herrschend geworden, die sich die alten Germanen wie unsere heutigen Bauern denkt. Namentlich hat neuerdings Landau sich die Sache so vorgestellt. Da ist alles gerade so wie auf unseren Dörfern: ausgebaute Häuser mit weiß getünchten und gemalten Wänden, Fachbau mit Mauer- und Riegelwerk, Ställe und Scheunen, eingezäunte Höfe und Gärten, Hühner und Gänse, entwickelte Viehzucht, aufgeteilter Boden, Ackerbau und Dreifelderwirtschaft, begrenzte Staatsgebiete mit Privatrecht und politischer Verfassung. Nur die Kirchen und Schulen, die Straßen, Brücken und Wege hat man sich weg zu denken; sonst sahen die Dörfer der Urzeit nicht viel anders aus wie unsere heutigen auch. Auch diese Ansicht wird in ihrem Extrem jetzt kaum noch verteidigt. Aber wenn man noch immer von Anfang an volle Ansässigkeit, eigentlichen Ackerbau, feste politische Territorien und Sondereigen am Grund und Boden annimmt, so ist man doch von einem Bauernvolk nicht weit entfernt, nur daß es freilich nicht als ganz friedlich und harmlos gedacht werden kann. Man ist immer noch geneigt, eine tausendjährige Entwickelung zu überspringen und die Germanen des Cäsar und Tacitus wie zur Zeit Karls des Großen sich vorzustellen. Ja für das geistige Gebiet wurde diese Anschauung durch die zwar wohlgemeinte, aber doch recht ungeschichtliche Übertreibung der historischen Schule nur noch gesteigert, wenn sie in Sprache und Poesie, Verfassung und Recht fast ein höheres und reicheres Leben annehmen wollte als heutzutage.

Indes der Gegensatz hängt nicht bloß mit der verschiedenen

Zeitrichtung zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts zusammen. Wäre dies, so würde er längst vermittelt und ausgeglichen sein. Er hat noch eine tiefere Bedeutung, insofern er innerhalb gewisser Grenzen durch die fremden Quellen, welche wir über die Zustände der alten Germanen haben, unterstützt und genährt wird. Denn gerade die Hauptschriftsteller, Cäsar und Tacitus, scheinen sich zu widersprechen. Bleiben wir bei Cäsar, so möchte in der That die erste Ansicht recht haben, denn Cäsar schildert uns die Germanen allerdings noch als halbe oder ganze Nomaden. Nehmen wir aber die „Germania" des Tacitus zur Hand, so hat die zweite Ansicht recht, denn mit festen Ansiedelungen, Eigentum am Grund und Boden und einer ausgebildeten politischen Verfassung ist eine Nomadenwirtschaft unvereinbar. Man hat deshalb zu dem bedenklichen Ausweg gegriffen, je nach dem Bild, was man sich selbst von den germanischen Urzuständen machte, bald Cäsar, bald Tacitus den Vorzug zu geben: schade nur, daß der Bericht des Tacitus so außerordentlich kurz, so vieldeutig und so tendenziös ist. Käme es wieder nur darauf an, zwischen Cäsar und Tacitus zu entscheiden, so müßte unzweifelhaft Cäsar recht behalten, denn er sah mit seinem Feldherrnauge doch wohl schärfer als Tacitus, der wenn er überhaupt Deutschland gesehen, es nur oberflächlich kennen lernte, wogegen der Ackerbau für die Feldzüge Cäsars zugleich eine eminent praktische Bedeutung hatte.

Und doch scheinen sich beide Schriftsteller nur zu widersprechen, doch besteht kein eigentlicher Widerspruch zwischen ihnen. Cäsar hat für seine Zeit recht berichtet und Tacitus für seine nicht minder. Beide, Historiker ersten Ranges, haben sicherlich genau überlegt, was sie niederschrieben, beide wußten, was sie gesehen oder gehört hatten. Zwischen ihnen liegen anderthalbhundert entscheidungsschwere Jahre in der Mitte, in

denen sich die Verhältnisse wohl geändert haben konnten und, da inzwischen den Germanen der Weg nach Gallien verlegt war, auch geändert haben mußten. Ein- bis zweihundert Jahre machen oft ausnehmend viel aus: wie anders z. B. sah Deutschland vor und nach dem dreißigjährigen Krieg oder 1650 und 1750 aus. Eine neue, überaus folgenreiche Entwickelung hatte begonnen: die Römer hatten den Übergang zur Seßhaftigkeit erzwungen. So schildert uns Cäsar das Ende der alten, Tacitus den Anfang der neuen Zeit. Mochte der dreißigjährige Eroberungskrieg der Römer Deutschland verwüstet haben, so hatte es seitdem im Innern doch keinen Feind mehr gesehen, und das Volk, welches nun auf die neue Heimat beschränkt war, konnte sich in den nächsten hundert Jahren wohl etwas wohnlicher darin eingerichtet haben.

Aber auch in der nächstfolgenden Zeit haben Fortschritte stattgefunden und die Verhältnisse im Sinn einer festeren Ansiedelung sich noch weiter geändert und konsolidiert. Denn gerade zur Zeit des Tacitus begann der Bau des Pfahlgrabens, der die Grenzen der Germanen noch weiter einengte und für die folgenden hundert Jahre nicht bloß den Wanderungen, sondern selbst den räuberischen Einfällen nach Gallien ein Ziel setzte. In diese beiden Jahrhunderte fällt ohne Frage der Übergang zu dauernden, bleibenden Niederlassungen, der sich gewiß nicht plötzlich und mit einemmale, sondern nur sehr allmählich vollzog, und wenn die Einfälle zu Ende des zweiten Jahrhunderts wieder begannen, so beweist das nur, daß der Nahrungsspielraum mit der wachsenden Bevölkerung wie gewöhnlich nicht gleichen Schritt hielt, nicht daß seitdem auch wieder eine Rückkehr zum früheren, unstäten Leben erfolgte. Denn die Stämme im inneren Deutschland haben seitdem ihre Sitze nicht vollständig wieder verlassen: ihre späteren Wanderungen haben mehr den Charakter einer fortschreitenden Kolo-

nisation, die überall wo sie Raum findet das Land anbaut und neue Orte gründet, nicht wie bei den östlichen Stämmen den einer Auswanderung ganzer Völker: ein Beweis, daß inzwischen die Zustände auch im Stammland selbst andere geworden waren. Wir werden es nun sehr begreiflich finden, daß Cäsar und Tacitus sie anders auffassen, denn jener sah sie unmittelbar vor, dieser nach den großen Kämpfen mit den Römern und dem infolge derselben eingetretenen Wechsel. Daß die östlichen Stämme vollständig auswanderten, hat einmal wohl in einem äußeren Zwang, in dem Andrang zahlreicher Nachbarstämme seinen Grund, dann aber auch darin, daß die Verhältnisse hier nicht so weit vorgeschritten waren wie im Westen. Und doch scheinen sich Reste germanischer Stämme in den alten Sitzen erhalten zu haben, da neuerdings Spuren deutscher Bevölkerung zur Zeit der slavischen Herrschaft auch in den östlich der Saale und Elbe gelegenen Ländern glaubhaft nachgewiesen sind.

Glücklicherweise sind wir nicht mehr auf die fremden Schriftsteller allein angewiesen. Denn seitdem wir den Kulturzuständen der Germanen noch auf anderen Wegen, vor allem in der Geschichte des Anbaues im Lande selbst nachgehen können, kann im ganzen und großen kein ernstlicher Zweifel mehr darüber bestehen. Barbaren waren sie im Sinne der Römer allerdings, aber es waren die einzigen wirklich kulturfähigen längs der ganzen Grenze des ungeheuren Reiches, es waren die einzigen, welche den Römern gleich anfangs mit dem Vollgefühl einer gleichberechtigten, ja überlegenen Rasse entgegentraten. Und darum haben sie auch die Provinzen, in denen sie sich ansiedelten, mit neuem Leben erfüllt. Sie haben sie vor allem wieder bevölkert, das Land neu angebaut und den passiven Geist der an den Despotismus gewöhnten Romanen gebrochen. So kulturfähig sie aber sein mochten, es waren vor ihrer Berührung mit den Römern doch nur die ersten Anfänge der Kultur

vorhanden. Nichts wäre verkehrter, als sich die ursprünglichen Zustände in Deutschland nach Art der heutigen auszumalen. Denn wir können den unendlichen Fortschritt, der seit der fränkischen Zeit stattgefunden hat, deutlich verfolgen; gehen wir also noch fünfhundert Jahre weiter zurück, in denen die Geschichte doch auch nicht geruht hat, ja in denen die Germanen am meisten lernen mußten, wie auch der einzelne in der Jugend bekanntlich am meisten lernt, so bleibt von geordneten wirtschaftlichen Verhältnissen im heutigen Sinn so gut wie nichts übrig.

Ein reich begabtes Volk tritt uns entgegen, das nach einem Land sucht, wo es sich entwickeln kann, während die geschichtliche Entwickelung erst beginnt.

Die Wahrheit wird also ziemlich genau in der Mitte der früher angenommenen Extreme liegen. Denken wir uns die Germanen als vollständig roh, so leugnen wir damit ihre Entwickelungsfähigkeit, denn das würde zugleich auf geringe Anlage schließen lassen; denken wir sie uns als vollständig zivilisiert, so leugnen wir die Entwickelung selbst und es hat kein Fortschritt stattgefunden, den die spätere Geschichte doch so deutlich verkündet. Das eine ist so unrichtig als das andere.

Lassen wir einmal die fremden Schriftsteller einen Augenblick beiseite und versuchen uns die alten Zustände aus der Geschichte des Anbaues zu vergegenwärtigen, soweit wir ihn im eigenen Lande verfolgen können. Nur das nordwestliche Deutschland ist dazu geeignet, denn nur in den Strichen zwischen Rhein, Elbe und Main haben innerhalb der beglaubigten Geschichte stets deutsche Stämme gewohnt. Der Osten ist später den Slaven zugefallen und zum Teil bis auf den heutigen Tag slavisch geblieben, das Dekumatenland haben die Alemannen erst Ende des dritten Jahrhunderts in Besitz genommen, die

Bayern ſind in ihre neuen Sitze gar erſt zu Anfang des ſechſten eingewandert. Die älteſten noch vorhandenen Anſiedelungen können alſo nur in Weſtfalen, Heſſen, Thüringen und an der Nordſee geſucht werden. Die Weſtfalen und Thüringer in ihrem heutigen Beſtand aber ſind jüngere Stämme, und wenn ſich auch bei ihnen unzweifelhaft Orte finden, welche in die Urzeit zurückgehen, ſo wird die Unterſuchung doch durch die ſpätere Miſchung der Stämme weſentlich beeinträchtigt und erſchwert; die frieſiſchen Anſiedelungen und gerade vielleicht die älteſten ſind ſpäter zum Teil wieder vom Meere verſchlungen worden, geben daher auch keinen ſicheren Anhalt für den fortſchreitenden Anbau in hiſtoriſcher Zeit. So bleibt nur das alte Stammland der Chatten, in welchem ſich bis auf die Gegenwart ein Reſt derſelben als Heſſen erhalten hat, als das einzige oder weitaus beſte und ſicherſte Gebiet für die Unterſuchung übrig. Hier wo ſchon Cäſar die Sueven, Strabo die Chatten kennt, dürfen wir unzweifelhaft die meiſten alten Orte erwarten, hier allein können ſich ſolche unverändert mit ihren alten Namen von der Urzeit bis auf die Gegenwart erhalten haben, hier allein läßt ſich eine Geſchichte des Anbaues in vollem Zuſammenhang bis auf unſere Tage verfolgen.

Ziehen wir nun die Ortsgeſchichte zurate, ſo ergiebt ſich, daß die unendliche Mehrzahl der noch beſtehenden Orte erſt einer ſpäteren, größtenteils viel ſpäteren Zeit ihren Urſprung verdankt. Sie zerfallen ihrem Alter nach in drei Klaſſen, die ſich teils durch die geographiſche Lage der Orte, teils durch das relative Alter ihrer Namen beſtimmen laſſen, und zwar im allgemeinen um ſo ſicherer, als die dadurch gewonnenen Zeiträume zugleich genau den in der Geſchichte allgemein angenommenen Perioden entſprechen. Die erſte Klaſſe begreift die Namen der Urzeit bis zur Bildung des fränkiſchen Reiches oder den fränkiſchen Wanderungen im fünften Jahrhundert.

Es ſind entweder einfache, oft ſehr ſchwer zu enträtſelnde Namen, oder Kompoſita mit den ſpäter in der Sprache ausgeſtorbenen, daher jetzt ebenfalls nicht mehr verſtändlichen Worten affa (Waſſer), lar (Ort, Stätte), loh (Wald), mar (Quelle, Sumpf) und tar (Baum, Strauch). Sie ſind meiſt den einfachſten ſinnlichen Wahrnehmungen entlehnt und führen auf die örtliche Lage, die Bodenbeſchaffenheit, die Pflanzen, Bäume oder Tiere zurück, welche ſich zufällig am Ort der Niederlaſſung zuerſt fanden. Alle hierher gehörigen Orte liegen in offenen Thälern oder fruchtbaren Ebenen, während die Berge, wenn es ſich nicht etwa um alte Befeſtigungen handelt, erſt ſpäter angebaut wurden. Denn natürlich nahm man zuerſt den beſten Boden in Anſpruch und ſtieg erſt als die Bevölkerung dichter wurde in die kleinen Seitenthäler und die höher gelegenen, minder ergiebigen Gegenden hinauf. Die zweite Klaſſe begreift die Namen der merovingiſchen Epoche bis zur Einführung des Chriſtentums in Heſſen und Thüringen, alſo die Zeit vom fünften bis zum achten Jahrhundert. Sie laſſen ſich zuerſt mit Sicherheit auf den oberfränkiſchen Wanderungen, beſonders in den überrheiniſchen Gebieten, verfolgen und bezeichnen deutlich den inzwiſchen erfolgten Übergang zur feſten Anſiedelung und vollen Seßhaftigkeit des Volkes. Es ſind meiſt Zuſammenſetzungen mit den jüngeren Lokalbezeichnungen -au, -bach, -berg, -born, -feld, -ſcheid, -ſtatt, die an die Stelle der älteren Grundworte treten, oder mit Worten, die von Anfang an menſchliche Wohnſitze bezeichnen, wie -büren, -dorf, -heim, -hauſen, -wig u. a., oder ſchließlich und zwar immer häufiger mit Perſonennamen, welche auf die Erbauer oder Eigentümer der Orte gehen und die vor allem die feſtere Verknüpfung der Anſiedler mit dem in Beſitz genommenen Land andeuten. Die dritte Klaſſe endlich begreift die Namen, welche der chriſtlichen Zeit bis zum Aufkommen der Städte oder dem

neunten bis dreizehnten Jahrhundert angehören, womit die Geſchichte des älteren Anbaus ſchließt, da ſeit dem Aufkommen der Städte die Bevölkerung dichter zuſammenrückte und von den früheren Orten, namentlich gerade den ſpäter gegründeten, viele wieder eingingen: die Zeit des Interregnums bildet etwa die Grenze, wo die Rodungen in der bisherigen Weiſe aufhörten. Es ſind vorzugsweiſe die Namen auf -hagen, -rode, -ſeß, -burg, -fels, -ſtein, -kirchen, -kappel, -münſter und -zell, welche dahin zählen; daneben blieben natürlich auch die Grundworte der vorigen Periode in Gebrauch, und die jüngeren, die der dritten und letzten angehörten, kommen nur neu hinzu.

Vergleichen wir aber die Zahl der Orte, die in den beiden jüngern Perioden entſtanden ſind, mit denen der Urzeit, ſo ſtellt ſich die Zahl der letzern als eine verſchwindend kleine heraus. Und dieſe Zahl wird noch dadurch vermindert, daß einmal gerade die älteſten Namen vielfach rein lokale Bezeichnungen enthalten, die erſt ſpäter auf die Anſitze und Wohnorte übertragen wurden, alſo auf das gleichzeitige Vorhandenſein der letzteren keinen ſicheren Schluß geſtatten, und ſodann, daß doch auch ſchon in der Urzeit und gerade für das zweite und dritte Jahrhundert, in denen der Pfahlgraben keine Auswanderung über die Grenze geſtattete, ein gewiſſer Ausbau im Stammland angenommen werden muß. Ziehen wir die zwar auch noch der erſten Periode angehörigen, aber jüngeren, erſt gegen Ende derſelben entſtandenen Orte ab, ſo möchten in Heſſen kaum ein paar Dutzend Orte übrig bleiben, deren Daſein für die Zeit des Tacitus oder gar Cäſar mit voller Gewißheit behauptet werden kann. Aber auch wenn es mehr ſein ſollten, ändert das an der Thatſache, daß ihrer im Vergleich mit den nachweisbar jüngeren unendlich wenige ſind, nicht das geringſte ab. Und doch iſt gerade Heſſen dasjenige Land, wo auf kleinem

Raum verhältnismäßig die meiſten alten Namen vorkommen und dieſe auf ein ganz beſonders hohes Alter und eine wirklich in die Urzeit hinaufreichende ungeſtörte Anſäſſigkeit des Volkes ſchließen laſſen. Trotzdem liegt es auf der Hand, daß die volle Anſäſſigkeit auch für den heſſiſchen Stamm erſt nach den fränkiſchen Wanderungen eingetreten iſt, da er ſich noch in größerem Maß daran beteiligte. Alſo kann eine über das ganze Land verbreitete allgemeinere und dichtere Beſiedelung erſt nachher ſtattgefunden und demgemäß auch der Ackerbau erſt ſeit dieſer Zeit ſich über das ganze Land verbreitet haben. Mit einem Wort: die Zeit des eigentlichen Ausbaus im Stammland war die zweite Periode.

Zu demſelben Ergebnis gelangen wir noch auf einem anderen Wege, wenn wir die Namen der Feldlagen und Forſtorte zuhilfe nehmen und an deren Hand uns die urſprüngliche Beſchaffenheit des Bodens zu vergegenwärtigen ſuchen. Schon Tacitus ſagt, Deutſchland ſtarre von Wäldern und Sümpfen; wo die Wälder vielleicht weniger dicht waren, wie im nördlichen Deutſchland, waren dafür die Sümpfe um ſo ausgedehnter und zahlreicher. Aber noch jetzt, nachdem zwölfhundert Jahre lang im Land gerodet worden iſt, gehört Heſſen zu den relativ waldreichſten Ländern von Europa, mit über vierzig Prozent Waldboden: vor den großen Rodungen, deren Anfang wir mit annähernder Sicherheit in das fünfte Jahrhundert nach Chriſti Geburt ſetzen, muß alſo ſo ziemlich das ganze Land mit Urwald bedeckt geweſen ſein. Nur längs den Flußthälern und in der Ebene war das Dunkel des Urwalds vermutlich ſchon von den Kelten ein wenig gelichtet und um die bewohnten Orte eine kleine, dürftige Feldmark geſchaffen, während man ſich für die notwendigen Weideſtrecken einfach durch Niederbrennen des Waldes, wie ein ſolches noch aus dem ſpäteren Mittelalter bezeugt iſt, Platz zu machen ſuchte:

noch jetzt gehen diese Triften und Weidestrecken vielfach den kleinen Bergwässern entlang bis auf die höchsten Kämme der Gebirge, während die Feldmark bei weitem nicht so hoch hinaufreicht. Indes wo der Wald zum Anbau niedergebrannt oder gerodet ist, da hat er sich wenigstens in den Flurbezeichnungen bis auf den heutigen Tag erhalten. Weitaus die meisten Feldorte und Feldlagen, selbst in den fruchtbaren Gegenden, wo die Ansiedelungen schon früh am dichtesten waren, sind nach dem Wald benannt und erinnern noch jetzt an den früheren Waldbestand und die ursprüngliche Bodenbeschaffenheit. Und dasselbe, was von dem Wald gilt, gilt auch vom Sumpf. Denn ebenso zahlreich als die nach dem Wald benannten, sind die nach Sümpfen, stehenden Wässern, Brüchen oder Mooren benannten Feldorte, und die Synonymik der älteren Sprache muß geradezu unerschöpflich gewesen sein, um für jede spezielle Art von Morast oder Lache den treffenden Ausdruck zu finden. Viele sind jetzt gar nicht mehr verständlich, denn mit dem Einschwinden der Sümpfe verlor sich auch das Bedürfnis nach einer genaueren Unterscheidung derselben: wir finden solche in Hessen, wo die durchweg hügelige Beschaffenheit des Bodens ihre Trockenlegung ungemein begünstigte, jetzt nur noch ganz ausnahmsweise. Die Namen aber sind am Boden haften geblieben und verraten uns seinen früheren Zustand. Also auch von dieser Seite wird der Anbau des Landes für die Urzeit auf ein Minimum eingeschränkt.

Keinenfalls kann ein wirtschaftliches System gedacht werden, welches mit den natürlichen Voraussetzungen und der ursprünglichen Beschaffenheit des Landes unvereinbar gewesen wäre. Es war zweifellos eine noch halb nomadische Wirtschaft, bei der neben den Herden und Weidegründen vor allem auch die Jagd eine Hauptrolle spielte, die ebenso wohl zum Schutz der Herden wie zum eignen Unterhalt nötig war, während von

einem geordneten Ackerbau, wie er zur Zeit Karls des Großen bestand, von regelmäßiger Fruchtfolge, Wiesenbau und künstlicher Viehzucht keine Rede sein kann. Freilich trat schon mit dem Bau des Pfahlgrabens eine wesentliche Änderung ein, weil er, so lange die Grenze wohl verteidigt war, die Germanen nötigte, Äcker und Weiden zu vergrößern, wenn sie nicht verhungern wollten; aber ein erheblich ausgedehnterer Anbau darf doch erst seit der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts angenommen werden, als die Wanderungen nach Gallien aufhörten und die Stämme in Deutschland definitiv auf ihre alte Heimat beschränkt blieben. Nun aber hat der Ackerbau auch eine innere Geschichte. Er wird je weiter wir zurückgehen um so oberflächlicher: selbst auf dem verschwindend kleinen Teil des Landes, welcher als Saatfeld diente, wurde relativ viel weniger Frucht gezogen als heutzutage. Alles in allem genommen stellt sich hiernach aus der Geschichte des Anbaues im Lande selbst das negative Ergebnis heraus, daß ein Ackerbau in unserem Sinne in der Urzeit noch nicht vorhanden war: das was davon vorhanden war, ist mit dem heutigen gar nicht zu vergleichen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den fremden Schriftstellern zurück, so gewinnen wir das wichtige Resultat, daß die Berichte des Cäsar und Tacitus notwendig zusammenzuhalten sind, daß beide, weit entfernt sich zu widersprechen, umgekehrt sich ergänzen und unterstützen und nur im Zusammenhang mit einander recht verstanden werden können.

Wir treffen die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte auf dem Punkte, die alte, unstäte Lebensweise zu verlassen. Auch wo sie sich angesiedelt haben, sind sie vorläufig doch noch nicht fest ansässig, denn ein solcher Übergang vollzieht sich nicht von heute auf morgen. Es sind wie man will wandernde Ackerbauer oder ackerbauende Nomaden. Sie haben

Heimat und Wohnſitze, ſind aber geneigt, ſie leicht wieder preiszugeben und beſſere aufzuſuchen; ſie bauen Häuſer, wo ſie ſich niederlaſſen, aber nur von Holz und leichter Arbeit, die ſich allenfalls noch auf Wagen laden und mit fortführen laſſen; ſie beſtellen, wo ſie länger bleiben, auch den Boden, aber ein wirklich anſäſſiges Volk, das vom Ackerbau lebt, ſind ſie doch noch nicht geworden, denn Krieg, Jagd und Viehzucht bilden ihre Hauptbeſchäftigung und ihren Haupterwerb.

Gleichwohl ſcheiden ſie ſich von Nomaden, die nur Zelte und wechſelnde Weidegebiete haben, oder von Jäger- und Fiſchervölkern, die nicht einmal Herden haben. Das wird an dem ſcharfen Gegenſatz deutlich, den Tacitus mit wenigen Strichen zwiſchen der Kultur der Germanen und der nordiſchen Finnen zeichnet. Dieſe haben keine Waffen, nur Pfeile mit Knochenſpitzen, keine Pferde, ſtatt der Häuſer geflochtene Hütten, ſtatt der Kleider nur Tierfelle ſich zu bedecken; ſie leben von Kräutern oder von der Jagd und halten ſich trotz ihrer Armut für glücklicher, als wenn ſie mit Mühe Felder beſtellen oder häusliche Arbeit verrichten müßten. Gewiß waren auch die Germanen leidenſchaftliche Jäger und nicht bloß zum Vergnügen, aber ein bloßes Jägervolk ſind ſie darum doch nicht geweſen, und wenn Tacitus die Herden ihren einzigen Reichtum nennt, ſo macht ſie das ebenſo wenig zu reinen Nomaden.

Nur den Wandertrieb haben ſie mit dieſen gemein. Denn nachdem ſie den ungeheuren Weg von den Abhängen des indiſchen Kaukaſus nach Deutſchland zurückgelegt hatten und vielleicht zweitauſend Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen, doch immer wieder von neuem gewandert waren, darf es uns nicht wundern, wenn ſie noch jahrhundertelang nicht zur vollen Ruhe kommen konnten. Hätte das römiſche Reich ſeine Grenze behauptet, wären nicht von außen immer neue Anſtöße zur

Wanderung gekommen, so würden wir ohne Zweifel keine Völkerwanderung mehr gehabt haben. Wohl oder übel hätten die Germanen gleich im ersten Jahrhundert zu Rodungen übergehen müssen, um sich den notwendigen Unterhalt zu verschaffen, während das in größerem Maßstab erst seit dem fünften Jahrhundert geschah, als die Bildung der neuen Stämme vollendet und mit dem fränkischen Reich eine Anerkennung derselben neben einander eingetreten war, die kein unstätes Umherziehen ganzer Völker mehr gestattete. Bei ihrer Ankunft in Deutschland aber dachten sie gewiß noch nicht daran, daß sie gerade hier ihre bleibende Stätte finden würden. So sah sie Cäsar in Gallien vordringen, so berichtet uns Strabo, der etwa siebzig Jahre später schrieb, so auch noch Tacitus, der wieder siebzig Jahre später als Strabo schrieb.

Besonders merkwürdig ist der Bericht Strabos. Gemeinsam ist allen Stämmen die leichte Art auszuwandern, schreibt er, denn ihre Lebensweise ist einfach, sie treiben noch keinen eigentlichen Ackerbau und sammeln keine Reichtümer, sondern begnügen sich mit ärmlich ausgestatteten Hütten, sie nähren sich meist von ihren Herden, ähnlich wie Nomaden, laden wie diese ihren Hausrat auf Wagen und ziehen mit dem Vieh, wohin sie wollen. Ebenso sagt Tacitus, sie hätten immer denselben Grund gehabt, nach Gallien auszuwandern, die Lust ihre Wohnsitze zu wechseln und besseren Boden zu gewinnen, als das eigene Land ihnen gewähre.

Also sie suchen doch kulturfähigen Boden, sie kennen den Ackerbau und wissen ihn zu schätzen. Freilich lieben sie wie alle unentwickelten Völker vorläufig die Trägheit und den Müßiggang noch mehr und ziehen den Erwerb durch Raub und Krieg der Arbeit vor. Aber mit dem Ackerbau war doch ein Anfang der Entwickelung gegeben, der früher oder später den Übergang zur Seßhaftigkeit nach sich ziehen mußte. Denn bei einem

kulturfähigen Volk führt er notwendig zu weiterer Entwickelung, vor allem zum Handwerk, das in gewissem Sinne, soweit es die nötigen Waffen und Werkzeuge liefert, ebenso alt oder älter ist als der Ackerbau. Nur seine weitere Ausbildung ist von ihm abhängig und erfolgt Hand in Hand mit ihm.

Zugleich setzt der Ackerbau, wie er auch getrieben werden mag, schon überall eine gewisse Ordnung der Verfassung und des Rechtes voraus, die über den nomadischen Geschlechterstaat hinaus geht: ein bestimmtes wenn auch noch nicht fest begrenztes Territorium, wo das Volk ansässig ist, und irgendeine Aufteilung des in Besitz genommenen Landes. Damit sind wenigstens die Grundlagen für Staat und Recht gegeben: ein politisches Gebiet und eine Art von Privat- oder Sondereigentum.

Daß die Germanen und selbst die Sueven den Ackerbau kennen, und daß sie ihn treiben wo sie sich niederlassen, weiß auch Cäsar. Nur leugnet er das Privateigentum, während Tacitus bereits ausgebildete Besitzverhältnisse und eine vollständige Aufteilung des Bodens anzunehmen scheint. Und hier liegt der Hauptwiderspruch zwischen beiden.

Man könnte sagen, Cäsar habe nur die Sueven im Auge, die er auf ihren Wanderungen in Gallien kennen lernte. Ein wanderndes Volk aber muß den Ackerbau anders ordnen als ein angesiedeltes, das seine Wohnsitze nicht wieder verlassen will und sich bleibend darin einrichtet: es ist ein organisiertes Heer, das sich nach der Ernte vom Boden wieder löst und bei welchem die Verfassung mit wandert. Wir würden also aus Cäsar erfahren, wie es die Germanen in der Übergangszeit machten und wie sie es vermutlich auch vorher auf ihren Wanderungen gemacht hatten. Daß hier an keine förmliche Landteilung mit Sondereigen zu denken ist, liegt auf der Hand.

Allein was Cäſar an der einen Stelle von den Sueven ſagt, wiederholt er an einer anderen ausdrücklich von den Germanen überhaupt, und es iſt ſicher nicht anzunehmen, daß er ſich gerade hier geirrt haben ſollte. Wollen wir Cäſar nicht für einen einfältigen Tropf halten, ſo müſſen wir das, was er mehrmals und beſtimmt behauptet, ohne Widerrede annehmen. Die ſueviſchen Zuſtände waren damals mehr oder weniger noch die allgemein germaniſchen, und wenn Cäſar in Deutſchland einen erheblichen Unterſchied gefunden hätte, würde er es gewiß nicht verſchwiegen haben.

Alles kommt alſo darauf an, wie wir die Angaben des Tacitus zu verſtehen haben, ob wirklich in den anderthalb hundert Jahren der Übergang zu einer eigentlichen Ackerwirtſchaft mit vollſtändiger Aufteilung des Bodens vollendet war oder nicht. Gewiß, ein entſchiedener Fortſchritt war erfolgt, das unſtäte Leben hatte aufgegeben werden müſſen, und die Anfänge der neuen Entwickelung traten beſtimmter hervor. Die Frage iſt nur: wie weit? Hier liegt nun die große Schwierigkeit. Denn die berühmte Stelle in der „Germania" läßt ſich möglicherweiſe ebenſowohl noch von einem ganz rohen, halb nomadiſchen, wie von einem weit fortgeſchrittenen und entwickelten Ackerbau verſtehen; es kommt nur darauf an, was man aus der Stelle heraus- oder hineinleſen will.

Was Tacitus wirklich hat ſagen wollen, wird aus der Stelle allein ſchwerlich je ermittelt werden. Nehmen wir ſie aber im Zuſammenhang mit der ganzen geſchichtlichen Entwickelung und im Einklang mit dem, was alle anderen Schriftſteller über das wirtſchaftliche Leben der Germanen ſagen, vor allem auch im Einklang mit dem, was uns die Geſchichte des Anbaues im Lande ſelbſt gelehrt hat, ſo iſt es ganz undenkbar, die Stelle auf einen ausgebildeten Ackerbau zu deuten, wie er kaum zu Chlodwigs und Karls des Großen Zeit vorhanden

gewesen sein kann. Ein Grundeigentum im römischen oder modernen Sinn ist mit den wirtschaftlichen Zuständen zu Tacitus' Zeit ebenso unverträglich, wie wenn man umgekehrt behaupten wollte, das Vermögen eines Agrikulturvolks bestehe ausschließlich oder vorzugsweis in seinen Herden und Viehtriften. Und bleiben wir bei der den Römern geläufigen Anschauungsweise und der nächsten und einfachsten Art ihres Ausdrucks stehen, so können die Hauptworte „mit den Saatfeldern wechseln sie jährlich und es bleibt immer noch Land genug übrig (arva per annos mutant et superest ager)" nur von einem Wechsel der Saatfelder selbst, nicht bloß von einem Wechsel in der Bestellung derselben verstanden werden. Mit anderen Worten, nur ein Teil des bestellbaren Bodens diente dem Ackerbau, der übrige als Hute und Trift der Viehzucht. Zum Überfluß fügt Tacitus gleich selbst noch hinzu, daß es keine Gärten und keinen Wiesenbau gebe, daß keine Mühe auf die Bestellung verwandt und nur die Saat dem Boden anvertraut werde: das bestätigt vollends, in welchem Sinn er die Worte meint, und daß auch er nur die ersten Anfänge eines geordneten Ackerbaues und Privatbesitzes vor Augen gehabt haben kann.

Andere verstehen die Worte von der Dreifelderwirtschaft und übersetzen frischweg: mit der Bestellung der Schläge wechseln sie jährlich und ein Teil des Feldes bleibt brach. Warum nicht lieber gar besömmerte Brache, von der wir in den vorgeschrittensten und reichsten Gegenden urkundlich erst seit dem dreizehnten Jahrhundert hören, oder Klee- und Futterbau, wie er in der Gegenwart üblich ist! Eine ganz einfache Dreifelderwirtschaft wäre freilich mit einem primitiven Ackerbau nicht unvereinbar, wenn sie nur wirklich bezeugt wäre. Allein die Stelle sagt davon nichts, und der Gegensatz von Feld (arva) und Land (ager) deutet auf einen Wechsel der Äcker selbst. Urkundliche Spuren der Dreifelderwirtschaft reichen nicht über

das achte Jahrhundert zurück, doch ist sie auf den Hausgütern der fränkischen Könige und den Höfen des geistlichen und weltlichen Adels gewiß viel älter. Die großen Güter sind zu allen Zeiten mit den Fortschritten der Landwirtschaft vorangegangen, und darum haben sie ohne Zweifel auch für die ältere und älteste Zeit nach dieser Seite hin ihre besondere Bedeutung. In den gewöhnlichen Feldmarken dagegen, wo Gesamteigen und Flurzwang bestand, wird es länger gedauert haben, ehe sie durchdrang, wenn sie auch vermutlich schon in einer Zeit eingeführt wurde, wo eine Art Gesamteigen noch fortdauerte. Wenigstens scheint eine Einteilung der Feldflur in drei Schläge gerade in den ältesten Feldmarken schon sehr früh vorgekommen zu sein, indes doch wohl nicht vor dem Ende des fünften Jahrhunderts, als volle Ansässigkeit eingetreten war. Die Bewirtschaftung wird dann ursprünglich nicht nach Art unserer Dreifelderwirtschaft (Winterfrucht, Sommerfrucht, Brache), sondern vielleicht so zu denken sein, daß jährlich immer nur ein Schlag bestellt wurde und dieser erst im vierten Jahr wieder an die Reihe kam. Immerhin war damit wenigstens ein permanentes Ackerland aus der Feldmark ausgeschieden. Dasselbe führt den Namen Saatfeld oder Esch (got. atisk, ahd. ezisc) und findet sich hie und da auch in Ortsnamen, besonders in Westfalen und den überrheinischen Gegenden. Es könnten diejenigen Orte sein, wo eine solche Ausscheidung am früheſten stattgefunden hatte und die daher zum Unterschied von anderen danach benannt wurden. Indes auch wenn der Ursprung der Namen anders zu erklären ist, beweist ihr seltenes Vorkommen doch, daß in gewissem Sinn die festen Niederlassungen älter sind als die Saatfelder. Viel häufiger sind die nach der Esche (ahd. asc fraxinus, ascahi fraxinetum) benannten Orte, die mit den vorigen, sobald keine alten Schreibungen vorliegen, leicht verwechselt werden können.

Auch das Wort Feld (campus, arvum), das namentlich als Grundwort in Ortsnamen häufig ist, gehört im ganzen, wo es nicht etwa Übersetzung des keltischen magus, erst der zweiten Periode der Ortsgründung an und bedeutet ursprünglich nicht einmal immer gerade ein Saatfeld, sondern wie noch jetzt Fläche, Ebene schlechthin, wiewohl in den jüngeren Namen allerdings die erste Bedeutung immer bestimmter und entschiedener hervortritt. Denn in Verbindung mit Personennamen deutet es unzweifelhaft auf festes Ackerland. Dasselbe gilt von dem Wort Acker (ager, arvum), das vor dem achten Jahrhundert in Ortsnamen äußerst selten ist: wohl der deutlichste Beweis, daß die Ortsgründung der eigentlichen Ackerwirtschaft mit permanentem Pflugland voraufging. Älter und häufiger ist das ahd. bracha, das ursprünglich nicht den heutigen Sinn von Brache hatte, sondern das erste Umbrechen des zum Anbau bestimmten Landes bezeichnete, und sich schon in sehr alten nieder- und oberdeutschen Ortsnamen findet, in Hessen z. B. in der einfachen Form Brach für einen Centhauptort. Allein es gestattet durchaus keinen Schluß auf die Art des Anbaues und läßt es vollkommen zweifelhaft, ob das aufgebrochene Land nun auch immer unter dem Pflug blieb oder nicht. Jedenfalls zeigt das überaus seltene Vorkommen von Ortsnamen, die der Saat oder Ernte entlehnt sind, daß bleibende Saatfelder in der ältesten Zeit noch nicht angenommen werden dürfen.

Fast alle Nationalökonomen der Gegenwart, an ihrer Spitze Hanssen, Knies und Roscher, sind denn auch übereinstimmend der Ansicht, daß das ursprüngliche Feldsystem der Germanen nicht die Dreifelderwirtschaft, sondern eine wilde Feldgraswirtschaft gewesen sei, d. h. eine solche, wobei auf eine einjährige Bestellung wieder eine längere Benutzung als Weideland folgte. „Sie entspricht den ausgedehntesten verfügbaren Bodenflächen,

der dünnſten Bevölkerung und den geringſten Arbeitskräften der Urzeit; dagegen ſetzt die Dreifelderwirtſchaft ſchon höhere Betriebsmittel und Arbeitskräfte, Tendenz zur Getreideerzeugung über den eigenen Bedarf und eine feſte, planmäßige Ordnung des Feldbaues voraus" (Hanſſen). Urkundlich kommt ein ſolches Liegenbleiben von Feldern noch im ſpäteren Mittelalter vor; ſelbſt auf Kloſtergütern werden Äcker genannt, „ſo jetzund in Heide liegen". Es wurde alſo nur immer ein kleiner Teil der Feldmark angebaut und dieſer wanderte, ohne daß es bleibendes Ackerland und eine ſchlagmäßige Einteilung der Felder gegeben hätte, in der ganzen Feldmark umher. Alles war urſprünglich Gemeinweide, ſoweit es nicht vorübergehend zur Saat beſtimmt wurde; außerdem gab es immer noch ausreichende Hute- und Triftländereien, die ſich überhaupt nicht zum Anbau eigneten.

Natürlich mußte der Wechſel von Acker- und Weideland, ſobald die Niederlaſſungen und Ortſchaften ſich fixierten, unbequem werden. Man zerlegte alſo die Feldmark in zwei Teile, in bleibendes, dem Ort näher gelegenes Ackerland und in bleibendes, entfernter gelegenes Weideland, mit anderen Worten, man ging zur Dreifelderwirtſchaft über, da das Ackerland nun ſchlagmäßig eingeteilt werden mußte. Dadurch wurden die Wege verkürzt und die Beſtellung und Ernte ſehr erleichtert: auf niederer Kulturſtufe ein ganz ähnlicher Vorgang, wie heutzutage die Verkoppelung und Zuſammenlegung der Grundſtücke. Es iſt möglich, daß ſich der frühere Wechſel des Ackerlands, das Umherziehen des Feldes durch die ganze Gemarkung, im Ortsnamen Wabern erhalten hat: zum ahd. wawar vagus unſtät, wobei wohl kaum noch an das Unſtäte der Niederlaſſung ſelbſt gedacht werden kann. Der Name findet ſich mehrfach und gerade bei ſehr alten Orten: Wabern in der am früheſten angebauten heſſiſchen Ebene bei Fritzlar, Wa-

bern bei Bern, Wawern im Trierſchen bei Conz und bei Prüm, Wavre in Belgien, und Wever bei Paderborn. Es bezeichnet vielleicht umgekehrt wie Eſch diejenigen Orte, wo der Wechſel des Ackerlands ſich länger als anderwärts erhielt und daher ein unterſcheidendes Kennzeichen abgab, während in der Urzeit allerdings die Niederlaſſung ſelbſt mit gewandert ſein mag.

Auch für das Wandern der Niederlaſſungen ſelbſt giebt es vermutlich noch einen Beleg in dem ahd. lâr, das ſich einfach (Lahr, Laar, Laer, Leer, Lohr, Lohra, Lohre) wie zuſammengeſetzt häufig in Ortsnamen erhalten hat (Aßlar, Birklar, Dorlar, Dreislar, Ellar, Geislar, Goslar, Heßlar, Holzlar, Lindlar, Lollar, Mecklar, Sieglar, Uslar und andere, aber auch als Beſtimmungswort im Anfang, wie Lahrbach, Larau Lohrbach, Lohrhaupten, Lohrheim). Das Wort iſt uralt, frühzeitig erloſchen und vorzugsweis in den nieder- und mitteldeutſchen Gebieten zuhauſe, die ſtets von deutſchen Stämmen bewohnt worden ſind, mit den Wanderungen jedoch früh auch in die überrheiniſchen Gegenden und nach Süddeutſchland gekommen. Es gehört jedenfalls noch der Urzeit an und iſt wohl das erſte, was für eigentliche Anſitze oder Niederlaſſungen in Gebrauch kam und bis zu Ende des fünften Jahrhunderts auch im Gebrauch blieb. Aber es bezeichnet noch keine feſten, ausgebauten Wohnſitze, ſondern die Niederlaſſung ſchlechthin, die möglicherweiſe ihren Ort noch wechſeln kann, obgleich unter den Namen natürlich auch ſolche vorkommen, welche lokale Beziehungen enthalten und deshalb an einem beſtimmten Ort haften (wie Fritzlar der Ort des Friedens, vermutlich eine altheidniſche Kultusſtätte, Wetzlar für Wetafalar, der Ort am Furtwaſſer, und andere ähnliche). Daß das Wort noch etwas Unfertiges bezeichnet, ſehen wir einmal daraus, daß es ſpäter durch andere verdrängt wird, die wie -dorf, -feld, -hauſen und -heim

entweder auf einen Fortſchritt im Anbau oder eine bleibende Heimat deuten. Dann aber vor allem daraus, daß es als Lokalname zugleich für Orte vorkommt, die niemals eigentliche Anſiedelungen geweſen ſind, ſondern nur vorübergehend zum Aufenthalt gedient haben können. So findet es ſich in Heſſen noch jetzt vielfach als Name für Berge oder Forſtorte tief im Wald. Daß alle dieſe Orte als Gerichts- oder Opferplätze benutzt worden, iſt zu bezweifeln, denn die Namen ſind dafür zu zahlreich und enthalten nichts, was eine ſolche Beziehung rechtfertigt. Wohl aber werden es Orte geweſen ſein, die gelegentlich, wie etwa im Sommer oder in Notfällen, mit den Herden aufgeſucht wurden und ſo lange auch zu Niederlaſſungen dienten, während ſie ſich zur feſten Anſiedelung und Ortsgründung nicht eigneten: nur die Namen erinnern noch an ihre urſprüngliche Beſtimmung. Eine deutlichere Spur davon ſcheint ſich in dem mit einem Perſonennamen zuſammengeſetzten, alſo verhältnismäßig jüngern Ort Brunslar (bei dem heſſiſchen Felsberg) erhalten zu haben, deſſen Name merkwürdigerweiſe als Feldort noch einmal zwei Stunden oberhalb in einer ganz andern Feldmark wiederkehrt: offenbar eine zweite Niederlaſſung des Bruno, die nur vorübergehend geweſen ſein kann.

Doch ſei dem wie ihm wolle, das unſtäte Leben des Volks ſpiegelt ſich auch im älteſten Ackerbau ab und wiederholt ſich in jeder einzelnen Feldmark. Wie das ganze Volk wandert und vorübergehend von Ort zu Ort Äcker beſtellt, ſo zeigt ſich dieſer gleichſam wandernde Ackerbau zuerſt auch noch im Lande ſelbſt, welches vom Volk nicht wieder verlaſſen wurde.

Wann der überaus wichtige Übergang zum feſten, geordneten Ackerbau erfolgt iſt, wird ſich kaum annähernd beſtimmen laſſen. Indes doch wohl ſchwerlich vor dem fünften Jahrhundert, ehe die Bildung der neuen Stämme vollendet war. Denn gewiß hat dieſelbe auch im innern Deutſchland, beſonders

in Sachſen und Thüringen, nicht ohne längere, anhaltende Kämpfe ſtattgefunden, ein Schmelzfeuer gleichſam, worin nicht bloß die kleinen ſtammverwandten Völker, ſondern auch Völker verſchiedener Herkunft zu neuen großen Stammeseinheiten zuſammenfloſſen. Und man wird nicht annehmen wollen, daß das Volk eher in ſeinen kleinſten Abteilungen und Gliedern, in den wirtſchaftlichen Folgen und Wirkungen, als im ganzen und großen, in den wirtſchaftlichen Grundlagen und Vorausſetzungen zur Ruhe gekommen wäre. Gerade die Berührung mit dem römiſchen Reich und die Reibungen der Stämme unter einander haben den Fortſchritt wohl erſt hervorgerufen. Auf der anderen Seite wäre freilich auch die Bildung der Stämme ſelbſt wieder unbegreiflich, wenn wir nicht zugleich ein inneres Zuſammenwachſen durch fortſchreitenden Anbau und neue Ortsgründungen, eine Ausbreitung der Gaue und eine Verminderung der trennenden Weiden annehmen wollten. —

Das vollſtändige Detail der altgermaniſchen Landwirtſchaft und ihr ſucceſſiver Fortſchritt zu höheren Stufen wird im einzelnen kaum je wieder zu ermitteln ſein. Sie war unzweifelhaft ſchon damals nach Ort und Zeit ſo gut verſchieden, als es der Ackerbau im heutigen Deutſchland iſt. So reicht ein wichtiger Unterſchied der Anſiedelung, je nachdem dieſelbe in zuſammenhängenden Dörfern oder in einzelnen zerſtreuten Höfen erfolgte, gewiß in die Urzeit zurück. Denn er führt nicht bloß auf die Stammesverſchiedenheit, ſondern vor allem auf die Beſchaffenheit des Bodens zurück. Jenes iſt die Regel, dieſes die Ausnahme, die nur eintritt, wo die Bodenbeſchaffenheit keine gemeinſchaftliche Feldflur geſtattet. Wo die Fruchtbarkeit raſch wechſelt, dürre Heide und fettes Ackerland dicht beiſammen liegen, da iſt keine Anſiedelung in zuſammenhängenden größeren Feldfluren möglich. Schon Tacitus ſcheint die verſchiedene Art des Anbaues bemerkt zu haben. Er ſpricht zuerſt von der

Hofwirtſchaft, nach der ein jeder ſich nach Belieben anbaue, wo ihm Waſſer, Feld und Wald gefalle; dabei blieben nur Wald und Weide im Markverband, während ſonſt jeder ſeine Äcker und Wieſen ſeparat erhielt, ſo daß ſie eine freie, ſelbſtſtändige Feldmark für ſich bildeten. Bei dem Dorfbau, den er keinenfalls aus eigener Anſchauung kannte, macht er dann auf den Unterſchied der römiſchen und deutſchen Bauart aufmerkſam, daß die Häuſer nicht aneinanderſtießen, ſondern einzeln ſtänden und je mit einem Hofraum umgeben ſeien: der Gegenſatz läßt ſich an der romaniſchen und deutſchen Sprachgrenze noch jetzt verfolgen.

Nur die Grundzüge und Ausgangspunkte der Entwickelung können annähernd feſtgeſtellt werden. Und dieſe können im Vergleich mit der Ausbildung, welche die Landwirtſchaft in der Gegenwart erhalten hat, allerdings kaum tief genug angeſchlagen werden. Es war, um einen techniſchen Ausdruck zu brauchen, noch eine ganz extenſive Wirtſchaft mit möglichſt geringer Arbeits- und Kapitalverwendung. Das war für jene Zeit zugleich das Vorteilhafteſte. Denn Arbeit und Kapital waren koſtbar und ſelten, der Boden dagegen in überflüſſiger Menge vorhanden. Da dieſer, ſobald keine Rodungen mehr zuläſſig ſind, nicht weiter wachſen kann und doch fort und fort eine größere Bevölkerung ernähren muß, ſo bleibt ſpäter nichts übrig, als ſeine Kraft innerlich zu ſteigern, das heißt durch ſtärkere Arbeits- und Kapitalzuſätze mehr zu gewinnen. So geht man zu intenſiveren Wirtſchaftsſtufen über, bis zuletzt alle Feldgemeinſchaft aufgehoben und der Ackerbau ein reiner Induſtriezweig wird. Der erſte wichtige Fortſchritt dieſer Art, der Übergang zur Dreifelderwirtſchaft, gehört wohl noch der Urzeit, wenn auch erſt dem Ende derſelben an.

Damit hängt nun auch die Entwickelung des Eigentums an Grund und Boden zuſammen. Wahres Privateigentum ſetzt

permanentes Ackerland voraus, und nur in demſelben Grad, in welchem der Boden Arbeits- und Kapitalzuſätze aufnimmt, wird auch das Eigentum intenſiver, das heißt ein immer ſtärkeres und freieres Recht. Ob und inwieweit ein ſolches in der Urzeit bereits vorhanden war, iſt daher ebenſo fraglich, als die Art und Weiſe, wie der Ackerbau getrieben wurde. Ja die Worte bei Tacitus ſelbſt ſcheinen in einem gewiſſen Widerſpruch zu ſtehen, und nicht mit Unrecht bezweifelt Hanſſen, ob Tacitus es überhaupt zu einer deutlichen Vorſtellung des germaniſchen Agrarweſens gebracht habe. Denn während die erſten Worte auf einen Wechſel der Markgenoſſen im Beſitz der Äcker deuten (agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur), ſcheint er im Nachſatz von einer definitiven Landverteilung unter die Genoſſen zu reden (quos mox inter se secundum dignationem partiuntur). Erklärungen den Widerſpruch zu heben ſind mancherlei möglich: man könnte z. B. Vorder- und Nachſatz ſich zeitlich getrennt denken, ſo daß die Aufteilung nicht gleich nach der Beſitznahme erfolgt ſei, oder ein ſelbſtändiges Eigentum nur bei den Fürſten- und Herrengeſchlechtern annehmen, wobei das Hauptgewicht auf die Worte Rang oder Stand fiele, oder den Nachſatz nur auf die weſtfäliſche Hofwirtſchaft beziehen, bei der allerdings in gewiſſem Sinne ein freies Eigen von Anfang an vorkam. Aber man kommt damit nicht weiter; das eine iſt ſo gut möglich wie das andere. Gewiß iſt nur ſo viel, daß Genoſſenſchaft und Samtbeſitz das Urſprüngliche, Aufteilung und Sondereigen das Abgeleitete ſind: der Anteil an der gemeinen Mark darf nicht als Zubehör zum aufgeteilten Ackerland angeſehen werden, ſondern der Anteil am Ackerland war umgekehrt die Folge der Zugehörigkeit des einzelnen zur Genoſſenſchaft. Nur ſo erklärt ſich die alte Feldgemeinſchaft, die noch kein feſtes Sondereigen kannte, ſondern abwechſelnd jedem Beſitzer ſeinen Anteil am

Ackerland anwies. Und wenn Tacitus für die Urzeit von einer Occupation und Aufteilung redet, so möchte man fragen, was denn in Deutschland, so lange dasselbe mit Urwald bedeckt blieb, eigentlich aufzuteilen war. Allerdings war das anders, sobald Länder in Besitz genommen wurden, die Römer oder Kelten schon lange unter dem Pflug gehabt hatten. Im innern Deutschland dagegen kann von den letzteren vorher nur ein dürftiger und oberflächlicher Ackerbau getrieben worden sein, und das bestellbare Land bildete sicher nur einen äußerst geringen Bruchteil der ganzen Oberfläche: man irrt gewiß nicht, wenn man annimmt, daß z. B. in Hessen mindestens 99 Prozent alles bestellbaren und eigentumsfähigen Landes erst durch Rodungen gewonnen sind.

Jedenfalls waren die Sonderrechte der einzelnen, dem Umfang wie dem Inhalt nach, noch sehr gering, denn erst mit der Rodung und dem Anbau vollzieht sich die Appropriation; durch die Rodung wurde ja überhaupt erst kulturfähiger Boden gewonnen. Wenn also Tacitus von einer Occupation und Aufteilung spricht, so mögen immerhin Sonderrechte angenommen werden, aber es können doch erst Anfänge eines wirklichen Eigentums gewesen sein. Sobald aber der Begriff des Sondereigens einmal ausgebildet war, konnte er nun leicht auf das Ackerland im ganzen übertragen werden, und in den Stammrechten der folgenden Periode tritt er allerdings bestimmt und deutlich hervor. Die Einführung einer Art von Dreifelderwirtschaft mit permanentem Pflugland muß notwendig vorausgegangen sein.

Indeß auch in der folgenden Zeit zeigt sich das Eigentum im Vergleich mit dem heutigen nach zwei Seiten hin wesentlich beschränkt. Einmal konnte wegen der Abhängigkeit des Ackerbaues von der Weidewirtschaft immer nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Landes aufgeteilt werden. Von den

Urwäldern abgesehen mußten große Weidestrecken bleiben, die wie der Wald gemeinschaftlich benutzt wurden. Das sind die späteren Almenden oder Marken, die bei der Verbindung der Viehzucht mit dem Ackerbau und der rohen, einfachen Art des letzteren das ganze Mittelalter hindurch die größte Bedeutung hatten. Sie standen nur den politischen Abteilungen oder Genossenschaften im ganzen zu, nicht einzelnen allein, soweit nicht etwa Fürsten und Herren solche selbständig für sich erworben hatten. Vielleicht darf ein solcher selbständiger Besitz der Stammhäupter schon in der ältesten Zeit angenommen werden: daß sie größere Anteile an der gemeinen Mark erhielten, sagt Tacitus ausdrücklich und folgt schon aus ihrem größeren Reichtum an Herden.

Dann aber war auch das Recht des einzelnen am aufgeteilten oder ausgeschiednen Ackerland kein unbeschränktes wie nach römischem oder heutigem Recht. Es konnte nur in der herkömmlichen Weise mit Rücksicht auf die übrigen Markgenossen benutzt werden. Wenn auch der jährliche Wechsel mit dem Ackerland, wie ihn Cäsar bestimmt ausspricht und Tacitus noch anzudeuten scheint, gewiß bald aufhörte, so war die Feldgemeinschaft, die bis auf unsere Zeit fortgedauert hat, jedenfalls um so größer, je weiter wir uns in die alte Zeit zurück versetzen. So weit sie aber reichte, so weit war der einzelne in seinem Besitz und Gebrauch gebunden, denn er leitete sein Recht immer nur von der Genossenschaft ab.

Auch durfte er schon in der Urzeit gewiß so wenig wie bei den Kelten oder später zum Nachteil seiner Kinder und Erben darüber verfügen, denn der einzelne war nicht als solcher, sondern als Angehöriger seiner Sippe oder seines Geschlechts im Stamm und in der Mark berechtigt, und darum hatte er auch seinen Ansitz und Acker nicht zu freiem individuellen Eigentum. So wenig er für sich allein einen Fremden in den Stamm aufnehmen konnte, so wenig konnte er den Rechten

seiner Sippe vorgreifen. Noch im dreizehnten Jahrhundert kommen Güter vor, von denen es urkundlich heißt, daß sie seit den ältesten Zeiten im Besitz eines und desselben Hauses gewesen seien. Wenn das auch nicht gerade wörtlich zu nehmen ist, so heißt es doch wenigstens so viel, daß eine traditionelle Überlieferung bestand, wonach so weit menschliches Gedenken reichte nichts anderes bekannt war. Bei den Kelten hat sich vor der römischen Eroberung gar kein individuelles Grundeigentum ausgebildet. Das Ackerfeld war in der älteren Zeit im Gesamtbesitz des Geschlechts; die Genossen bewirtschafteten es gemeinsam oder verteilten es an die einzelnen Hausväter. Dann wurden die Familienlose Erbgut der einzelnen Familien, woran jeder Angehörige ein Genossenschaftsrecht oder eine Anwartschaft hatte. Daher war jede Veräußerung ohne Einwilligung der Berechtigten ungültig; alle Familienglieder hafteten für die Bußen die der einzelne verwirkt hatte, wie sie ein Recht zum Empfang derselben hatten: ähnlich wie das auch bei den Germanen der Fall war. —

Städte waren in der älteren Zeit vollkommen unbekannt, wie Tacitus nachdrücklich betont. Ebenso erzählt Ammian von den Alemannen, daß sie Städte als Bollwerke der Knechtschaft ansahen. Die Abneigung der Germanen dagegen ging so weit, daß sobald sie ein Land eroberten die Zerstörung der Städte und Festungswerke regelmäßig das erste war, was sie thaten: oft sehr zu ihrem Nachteil, weil sie sich dadurch eines wesentlichen Mittels beraubten, das Land zu behaupten, wie gerade die Alemannen im Elsaß zu Julians Zeit erfahren mußten. So blieb es noch beinahe tausend Jahre, bis infolge der inneren Entwickelung auch bei uns Städte aufblühten, nun in ganz anderer Weise als bei den Kelten oder den Völkern der alten Welt. Denn im gesamten neueren Europa ist das Städtewesen, soweit damit eine besondere städtische Verfassung

zusammenhängt, germanischen Ursprungs, auch da, wo wie in den Provinzen des römischen Reichs die Städte selbst viel älter sind. So lange aber die Germanen noch angreifend in der Geschichte auftraten und zur Verteidigung ihrer Heiligtümer nur Ringwälle brauchten, so lange sie bei Weidewirtschaft und Ackerbau blieben und sich infolge dessen gleichmäßig über das offene Land verbreiteten, ohne zunächst überhaupt feste Ansitze zu gründen, so lange paßten Städte noch weniger als ausgebaute Dörfer, und so lange erhielt sich auch der Gedanke, daß Festungen der gemeinen Freiheit gefährlich seien, wie es der Burgenbau seit dem elften Jahrhundert wirklich war. Dagegen haben die Städte später umgekehrt die Freiheit begünstigt und mehr als alles andere die Leibeigenschaft und Hörigkeit überwinden helfen.

Natürlich fehlte es mit den Städten auch an allem aktiven Handel und Gewerbe. Selbst fremde Kaufleute wurden ungern gesehen und nur zum notwendigen Tauschverkehr zugelassen. Cäsar bemerkt, daß namentlich die Einfuhr von Wein nicht geduldet werde. Das war sehr klug, hatte aber nicht lange Bestand. Denn schon zu Tacitus' Zeit wußten die Germanen den Wein ebenso zu schätzen wie das von ihnen selbst gebraute Bier: die ersten Anfänge des Weinbaues in Deutschland werden auf Kaiser Probus zurückgeführt.

Wenn wie Tacitus erzählt die Hermunduren des Handels wegen bis nach Augsburg kamen oder bei der Eroberung der Residenz Marbods durch Katualda ansässige römische Händler dort gefunden wurden, so waren das eben Ausnahmen, die keine weiteren Folgerungen gestatten. Denn die Hermunduren waren das einzige deutsche Volk, das mit den Römern auf freundschaftlichem Fuße lebte. Und der Handel, welcher mit deutschen oder nordischen Produkten stattfand, wurde nicht von deutschen, sondern von römischen Kaufleuten getrieben: es

waren vorzugsweise Pelze, Häute und Bernstein, daneben auch wohl Seife mit Lauge bereitet, Gänsefedern zum Füllen der Kissen und germanisches Haar, womit sich die vornehmen Römerinnen schmückten; als Gegenwert wurden Schmucksachen, geprägtes und ungeprägtes Edelmetall und am liebsten gewiß Erz und Eisen genommen, deren Ausfuhr indes von den römischen Kaisern früh verboten wurde.

Drei alte Handelsstraßen gingen von der Ostsee nach Süden: eine über die Elbe nach Gallien, die Pytheas für den Bernsteinhandel kennen lernte; eine zweite im Weichselthal aufwärts nach der Donau und dem Adriatischen Meer, die besonders in der Kaiserzeit in Aufnahme kam; und eine dritte nach Südosten dem Lauf des Dniepers entlang, die vorzugsweise von den Griechen benutzt wurde.

Nur an den Grenzen entstand ein lebhafterer Verkehr; daß die Germanen fremde Kaufleute brauchten, um ihre Beute wieder an sie zu verhandeln, berichtet schon Cäsar: doch unterlag auch dieser Verkehr in kriegerischen Zeiten, und diese bildeten ja die Regel, mannigfachen Beschränkungen. Ein eigentlicher Handel aber, an dem die Germanen selbstthätig teilnahmen, entwickelte sich erst mit dem Aufkommen der Klöster und Städte, zumal infolge der Kreuzzüge und der Verbindung mit Italien, und nun entstand auch in Deutschland ein eigner Handels- und Gewerbestand.

Von den Handwerken erlangten nur die einige Ausbildung, die für den Ackerbau und Krieg unentbehrlich waren oder das notwendige Gerät zum Haushalt lieferten, wie Schmiedekunst und Töpferei. Die letztere gedieh wohl erst im Verkehr mit den Römern zu höherer Kunstfertigkeit, wie die Funde im Dekumatenland zu beweisen scheinen. Die Verarbeitung des Eisens dagegen muß früher erlernt worden sein, denn die Germanen treten gleich mit eisernen Waffen in die Geschichte,

wenn auch dasſelbe zu Tacitus' Zeit noch ſelten und koſtbar war und die allgemeine Verbreitung eiſerner Waffen erſt der Zeit der Völkerwanderung angehört. Die Kunſt, andere Metalle zu ſchmelzen, ſcheinen ſie ſchon aus der aſiatiſchen Heimat mitgebracht zu haben, denn ſie iſt allen ariſchen Völkern eigen. Das ſchließt natürlich nicht aus, daß daneben noch längere Zeit auch Steinwaffen im Gebrauch blieben, denn das Erz war ebenſo koſtbar und ſchwer zu gewinnen wie das Eiſen. Auch Gerberei und Sattlerei konnten nicht ganz entbehrt werden: gegen die Kälte brauchte man verarbeitete Felle und Pelze, und zum Aufzäumen und Anſchirren der Pferde hatte man Leder nötig. Sättel ſcheinen zu Cäſars Zeit noch nicht im Gebrauch geweſen zu ſein, wenigſtens erzählt er, daß die Germanen es für ſchimpflich und feig hielten, ſolche zu brauchen, und geſattelte Reiter, ſelbſt wenn dieſelben in noch ſo großer Anzahl ſeien, verachteten.

Ohne Zweifel waren die meiſten eigentlichen Handwerke ſchon bekannt. Ziemlich ausgebildet und in innungsmäßigem Verband treten ſie auf den königlichen Hausgütern zu Karls des Großen Zeit auf; es iſt möglich, daß auf den größeren fürſtlichen Höfen der Urzeit etwas Ähnliches vorgekommen ſein mag, beſonders wenn es etwa gelang, kunſtfertige fremde Hörige zu gewinnen. Daß die Höfe die natürlichen Mittelpunkte für Gewerbe und Handel bildeten, darf aus dem Vorhandenſein römiſcher Kaufleute am Hof Marbods geſchloſſen werden, wenn es dazu noch eines Beweiſes bedürfte, da ſie es für die Luxusinduſtrie zu allen Zeiten geweſen ſind. Gleichwohl befanden ſich die Handwerke im ganzen noch in ſehr untergeordneter Stellung und wurden regelmäßig nur im Hauſe und für das Haus getrieben. Das zeigt ſich noch zu Karls des Großen Zeit, ja noch viel ſpäter bis in das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert auch in den Städten in der Hörigkeit des

Handwerkerſtandes, die erſt durch die ſtädtiſche Entwickelung überwunden wurde, als es im dreizehnten Jahrhundert Stadtrecht wurde, daß die Luft in der Stadt frei mache. Es waren alſo, vom Hausbetrieb abgeſehn, meiſt Leibeigene oder Hörige, denen das Handwerk überlaſſen blieb; ein öffentlicher Betrieb für andere oder auf Beſtellung konnte nur mit Erlaubnis des Herrn ſtattfinden. Davon machten nur Schmiede und vielleicht Zimmerleute eine Ausnahme, wozu ſich auch Freie hergaben: ſchon die Wielandsſage deutet darauf, daß das Schmiedehandwerk in weit höherem Anſehen ſtand als die übrigen. Sonſt mußte jeder die Arbeit, welche er brauchte, ſelbſt verrichten oder von ſeinen Hörigen verrichten laſſen, eine nationale Arbeitsteilung mit ſelbſtändigem Handwerkerſtand gab es nicht und wurde erſt überhaupt möglich, als Handel und Gewerbe in den Städten größere Bedeutung gewannen und auf eigenen Füßen ſtehen lernten. Auch den Hausbau übernahm urſprünglich jeder ſelbſt, wie es auf dem Lande zum Teil noch heute geſchieht.

Die Frauen und Mägde ſpannen, webten und nähten die Kleider, die von Flachs oder Wolle, wie Tacitus bezeugt, durchweg im Haus verfertigt wurden. Ebenſo beſorgten ſie das Mahlen, Backen und Brauen, die hörigen Mägde wie immer die gröbere und ſchwerere Arbeit, die Frauen und Töchter die feinere und leichtere. Leider fehlt uns noch immer eine Geſchichte des Mühlenbaues, die nicht bloß für Ackerbau und Gewerbe, ſondern auch für vieles andere überaus lehrreich ſein würde. Das ältere, jetzt noch in zahlreichen Ortsnamen erhaltene Wort dafür war Quirn (goth. quairnus): es bezeichnet nichts weiter, als eine Handmühle einfachſter Art, wo das Getreide durch zwei in einander paſſende Steine zerrieben wurde. Die Ortsnamen ſind ſo zahlreich und über die verſchiedenen Gegenden Deutſchlands verbreitet, daß ſich dieſe ältere Art von Mühlen lange erhalten haben muß. Daß aber ganze

Orte darnach benannt wurden, zeigt doch auch wieder, daß es größere Mühlen gewesen sein müssen, wie sie nicht in jedem Haus, nicht einmal in jedem Ort vorkamen, weil sie sonst kein unterscheidendes Kennzeichen für die Benennung hätten abgeben können. Wahrscheinlich wurden sie später so vergrößert, daß sie durch Tiere getrieben werden mußten, während daneben noch lange kleinere Handmühlen im Gebrauch blieben. Wassermühlen, welche bei den Römern in den letzten Zeiten der Republik aufkamen, lernte man zwar früh in den römischen Provinzen kennen, baute sie aber im innern Deutschland häufiger erst im spätern Mittelalter. Zu ihrer Anlage gehörte ein für die damalige Zeit so großes Kapital, daß sie anfangs nur von Fürsten, reichen Klöstern oder Städten errichtet werden konnten. In den ehemals römischen Gebieten sind sie natürlich älter, vor allem wieder auf den großen Königshöfen der merovingischen und karolingischen Zeit. Keinenfalls ist der Übergang von den alten Hand- zu den späteren Wassermühlen unvermittelt zu denken. Daß schon vorher ein Fortschritt stattgefunden hat, zeigt unter anderem das Wort Holzmühl, das sich als Ortsname für ein wetterauisches Dorf findet und im Gegensatz zu dem benachbarten Radmühl steht, aber auch einen Gegensatz zu dem älteren Quirn (Quirnbach, Quirnheim, Querfurt, Kirnbach, Körnbach, Kernbach, Kürnach, Kürnbach, Kürnberg und viele andere) anzudeuten scheint; auch die Roßmühlen, die später zur kriegerischen Ausrüstung der Städte gehörten, für den Fall, daß bei einer Belagerung die Mühlgraben abgegraben wurden, lassen darauf schließen. Als die Wassermühlen aufkamen, paßte das alte Wort Quirn nicht mehr, die Sprache ließ es daher fallen und nahm für die späteren Mühlen in unserem Sinn das ahd. muli Mühle in Gebrauch, was in jüngeren Ortsnamen bekanntlich ebenfalls häufig vorkommt, vor dem zwölften Jahrhundert aber noch sehr selten ist.

So waren in der Urzeit alle Gewerbe, welche für das tägliche Leben dienen, für Nahrung, Kleidung und Wohnung, also gerade die, welche für die eigentliche Masse der Bevölkerung arbeiten, auf den Hausbetrieb beschränkt und daher auch noch ohne technische, handwerksmäßige Ausbildung.

Gab es keinen Handel und kein Gewerbe, so kannte man selbstverständlich auch das Geld noch nicht als allgemeines Tauschmittel. Allerdings wurden die edlen Metalle gesucht und geschätzt: besonders gern in Form goldner Ringe, die um den Hals oder Arm getragen, als Geschenk gegeben, im Tauschverkehr gebraucht und als Schatz gesammelt und aufgespeichert wurden. Ebenso kannte und brauchte man das Geld, wobei man die feinen Silbermünzen der Republik gar wohl von den schlechteren der Kaiserzeit zu unterscheiden wußte. Aber es diente, wenn es nicht wie die Ringe aufgespart wurde, nur zum Grenzverkehr, nicht im Lande selbst, und eigene Münzen hatte man nicht. Das ganze wirtschaftliche Leben beruhte auf Tauschhandel und Naturalwirtschaft, wobei jeder das, was er zum Leben brauchte, wo möglich selbst zu ziehen suchte oder von anderen gegen eigene Erzeugnisse eintauschte.

Das gewöhnliche Tauschmittel oder das eigentliche Geld jener Zeit, wenn wir so wollen, war Vieh, weshalb in den nordischen Sprachen fê wie das lateinische pecunia beides zugleich bedeutet. Noch in den Volksrechten sind die Bußen zum Teil in Vieh angesetzt; ebenso werden Tribute in Pferden, Rindern oder Häuten auferlegt, wie z. B. die Friesen an die Römer jährlich eine Anzahl Ochsenhäute entrichten mußten. Später trat für regelmäßig wiederkehrende Abgaben an die Stelle des Viehes mehr und mehr das Getreide, das wieder den Fortschritt von der älteren Viehzucht und Weidewirtschaft zum Ackerbau mit vorwiegender Fruchtgewinnung bezeichnet. In diesem Sinn hat sich die alte Naturalwirtschaft mit ihren

Fruchtzinsen, Zehnten, Käs-, Honig-, Eier-, Hühner- und Gänselieferungen für den Haushalt des geistlichen und weltlichen Adels das ganze Mittelalter hindurch erhalten, ja im Grunde bis auf die Ablösungsgesetze der neueren Zeit fortgedauert.

Mit den einfachen älteren Zuständen stimmt auch die Lebensweise in Beziehung auf Nahrung, Kleidung und Wohnung überein.

Was die Nahrungsmittel anlangt, so waren es vorzugsweise Milch- und Fleischspeisen, weniger Getreide und Brot, wovon man lebte, genau der wirtschaftlichen Kultur entsprechend, welche noch an das frühere Nomadenleben erinnert. Doch erwähnt Plinius auch Haferbrei als allgemein verbreitete Kost, der sich auf dem Land bekanntlich bis in dieses Jahrhundert als solche erhalten hat. Wir dürfen daraus schließen, daß Hafer, der von allen Getreidearten am leichtesten mageren Boden und ein rauhes Klima verträgt, verhältnismäßig auch am meisten gebaut wurde, neben der Gerste, die man zum Bier brauchte; Korn und Weizen gewiß noch sehr wenig, wie es in ärmeren Gegenden selbst im Mittelalter nicht viel anders war. Tacitus nennt außer dem Wild insbesondere Äpfel und sauere Milch. Der Apfel war jedenfalls das älteste und verbreitetste Obst, wie wir aus den zahlreichen alten Ortsnamen sehen, die von Apfelbäumen entlehnt sind (Affoldern, Affoltern, Effelder, Effeltern, Apelern, Affeltrach, Affalterbach, Effolderbach, Aplerbeck, Affeltrangen und andere: darunter ist besonders das alemannische Affoltern bei Zürich bemerkenswert, das zwar noch der Urzeit angehört, aber doch nicht vor dem fünften Jahrhundert gegründet sein kann, als die Alemannen das Land zwischen Bodensee und Alpen in Besitz nahmen; Affoldern unter Waldeck an der Eder, Centhauptort, mag älter sein). Schon Jakob Grimm macht auf den merkwürdigen Umstand

aufmerkſam, daß das Wort Apfel Kelten, Germanen und Slaven eigentümlich iſt, während Griechen und Römer ein anderes dafür haben; es iſt entweder urſprüngliches Gemeingut der drei erſtgenannten Stämme, oder Germanen und Slaven haben es von den Kelten entlehnt. Saure Milch iſt in den altgermaniſchen Gegenden, wie Weſtfalen und Heſſen, noch jetzt vielfach ein Lieblingsgericht. Cäſar fügt noch den Käſe hinzu, ſicher der einfache, kleine Handkäſe, wie er in den Lieferungen des Mittelalters ſchock- und malterweiſe vorkommt, denn die künſtliche Käſebereitung, wie ſie in der Schweiz und in den Niederlanden üblich iſt, hier aber allerdings ſchon ſehr früh, haben wir erſt von den Römern gelernt.

Unter den Fleiſchſpeiſen ſteht natürlich das Wild obenan. Denn die Jagd war tägliche Übung und ſchon um des Unterhalts willen nötig. Von zahmem Vieh war das Schwein bis zu Ende des Mittelalters das wichtigſte Kulturtier. Es weidete faſt halb wild in den Wäldern und fand überall die beſte Eichelmaſt. Sein Fleiſch wurde in allen möglichen Formen und Arten gegeſſen, friſch, gekocht und gebraten, geſalzen und geräuchert, gehackt und ungehackt. Daher ſpielen Speck, Schinken und Wurſt das ganze Mittelalter im Küchenzettel eine Hauptrolle: ſelbſt Karl der Große hielt es nicht unter ſeiner Würde, im Kapitulare für die königlichen Hausgüter Vorſchriften für Schinken und Wurſt zu geben. Auch bei Gaſtmählern wurde das Schweinefleiſch in den verſchiedenſten Zubereitungen aufgetiſcht: ſo z. B. noch im zwölften Jahrhundert bei den feſtlichen Basler Domherrnmahlzeiten, deren Beſchreibung uns erhalten iſt. Man rechnete dabei auf je acht Herren täglich ein Schwein. Es müſſen demnach, ſelbſt wenn das Geſinde mit gegeſſen hat und der Appetit erheblich größer als heutzutage war, ziemlich magere geweſen ſein; wie Tacitus von den alten Germanen ſagt, ſie hätten viel, aber ſchlecht genährtes Vieh. Dagegen

war Rindfleiſch ſelten und faſt ein Leckerbiſſen: das Rind wurde mehr als Milch-, wie als Schlachtvieh gehalten. Nur im Herbſt wird ſo viel geſchlachtet worden ſein, als junges Vieh vorhanden war, um möglichſt wenig überwintern zu müſſen. Das Fleiſch wurde ebenfalls meiſt getrocknet, geſalzen oder geräuchert und für den Winter aufbewahrt, wo die Nahrung auch für den Menſchen ſchwieriger zu beſchaffen war; friſch wurde dasſelbe gewiß nur ausnahmsweiſe gegeſſen, und eine eigentliche Mäſtung war vollkommen unbekannt. Noch im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert kam es vor, daß deutſche Höfe fette Ochſen aus Holſtein und den Marſchen kommen ließen, um eine Abwechſelung für das ewige Einerlei von Wildpret und Fiſchen zu haben. Pferdefleiſch wurde hauptſächlich bei den Opfermahlzeiten gegeſſen und daher ſpäter von der Kirche verboten; zunächſt daher mag, wenn auch unbewußt, der Widerwille rühren, der ſich in der Gegenwart vielfach gegen den Genuß desſelben kundgiebt, obgleich natürlich auch unſer Geſchmack verwöhnter geworden iſt. Von Vegetabilien wurden noch im ſpäteren Mittelalter neben dem Brot beſonders Hülſenfrüchte genoſſen, Erbſen, Bohnen und Linſen: es wird in der Urzeit nicht anders geweſen ſein, denn ein ausgebildeter Gemüſe- und Gartenbau gehört erſt der jüngſten Entwickelungsſtufe an. Nur die einfachſten Kraut- und Rübenarten dürfen als bekannt vorausgeſetzt werden.

Die ſchweren Speiſen bedurften dann wieder ſtarker Gewürze, weshalb ſpäter im Mittelalter der Pfeffer ſo beliebt wurde und ſo oft als Abgabe erſcheint. In der Urzeit mußte man ſich natürlich mit Salz und einheimiſchem Lauch begnügen. Das Salz wurde auf die roheſte, einfachſte Art gewonnen, indem man die Sole über Kohlenfeuer goß und den Niederſchlag ſammelte. Salzquellen waren daher bei ihrer außerordentlichen Wichtigkeit für Menſchen und Vieh häufig ein

Streitgegenstand zwischen benachbarten Stämmen und gaben Anlaß zu erbitterten Kriegen, so die an der Werra zwischen Hermunduren und Chatten, die bei Schwäbischhall später zwischen Burgundern und Alemannen.

Das scharfe Gewürz aber reizte den Durst, und so mußte zu der nahrhaften Kost auch tüchtig getrunken werden. Daß der Trunk eine Hauptleidenschaft war, berichten übereinstimmend alle alten Schriftsteller. So fanden später die christlichen Glaubensboten bei ihrer Ankunft die Germanen wohl gerade bei Trinkgelagen zu Ehren des Wotan versammelt; denn selbstverständlich wurde auch bei den Opfermahlzeiten vor allem getrunken. Wein hatte man nicht, seine Einfuhr war sogar in der ältesten Zeit bei den Nachbarstämmen der Römer verboten, aber man trank verschiedene Arten Bier, das wie bei uns durch Gärung aus Malz gewonnen wurde, ob auch schon aus Hopfen, bleibt für die älteste Zeit fraglich. Zu Tacitus' Zeit scheint das Verbot nicht mehr gegolten zu haben, denn er erzählt gerade umgekehrt, daß die am Rhein wohnenden Stämme außer Bier auch gekauften Wein tränken.

Verhältnismäßig am wenigsten genau sind wir über die Kleidung und Tracht der alten Germanen unterrichtet. Was die Schriftsteller haben, ist dürftig und vieldeutig; auch die Gräberfunde reichen vorläufig nicht aus, um uns ein vollständiges und deutliches Bild zu geben. Nehmen wir die Nachrichten bei Cäsar, Pomponius und Tacitus buchstäblich, so könnte es scheinen, als ob die Germanen der Urzeit wirklich wie Wilde halbnackt gegangen seien. Allerdings mag das den Römern im Vergleich mit ihrer nationalen Tracht so vorgekommen sein. Die Kinder wuchsen wohl im Hause und Stall mit dem Gesinde und Vieh halbnackt auf; im Sommer bei der Arbeit, auf der Jagd oder im Kampf legten auch Erwachsene ihr Obergewand ab und trugen Brust und Nacken

bloß; und ebenſo mögen ſie ſich, wenn ſie zuhauſe am Herd oder auf der Bärenhaut lagen, nur mit einem Mantel bedeckt haben, wie nach Müllenhoffs treffender Bemerkung ja auch noch heutzutage gelegentlich der Schlafrock die übrige Kleidung vertritt. Daß ſie aber regelmäßig nur ein Fell oder ein Stück Zeug umgeſchlagen hätten und im übrigen unbekleidet geweſen ſeien, iſt nicht bloß unwahrſcheinlich, ſondern geradezu unmöglich. Denn bei aller Abhärtung konnte man der Natur doch nicht trotzen: der germaniſche Winter verlangte im Freien einen wärmeren und ſtärkeren Schutz.

Zwei Kleidungsſtücke ſind übereinſtimmend bei Männern wie bei Frauen anzunehmen, nur daß ſie bei den Frauen vermutlich etwas länger waren: das Obergewand oder der Mantel und der Rock oder das Kleid. Der Mantel, den Tacitus Sagum nennt, muß dem römiſchen Soldatenmantel ähnlich geweſen ſein. Es war ein großes, viereckiges Stück Wollenzeug, wie es auch die Kelten und zwar beſonders gern bunt oder farbig trugen, das um die linke Schulter gelegt, auf der rechten mit einer Spange oder Haspe befeſtigt wurde, den rechten Arm frei ließ und bis auf die Kniee herabfiel. Neben dem Mantel, der der römiſchen Toga entſprach, nur daß dieſe länger war, wurde noch ein enger Rock oder bei den Frauen ein Kleid getragen, das von Leinen gefertigt ziemlich eng anſchloß, ebenfalls bis auf die Kniee reichte und bei den Frauen ohne Ärmel war. Daß nur die Vornehmen ein ſolches Unterkleid, ähnlich der römiſchen Tunika, getragen hätten, ſagt Tacitus nicht ausdrücklich, ſondern nur, daß die Vornehmen daran zu unterſcheiden geweſen ſeien: ſie werden eben wie zu allen Zeiten ein feineres und beſſeres gehabt haben. Es vertrat die Stelle unſeres heutigen Hemdes, denn der allgemeine Gebrauch des letzteren datiert erſt ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert. Vermutlich wurde von den Männern außerdem auch noch eine

kurze Hoſe getragen, die wenigſtens die Oberſchenkel bedeckte: das alte Wort dafür iſt Bruch, das erſt außer Gebrauch kam, als ſpäter längere Hoſen üblich wurden und Bruch und Hoſen zuſammenfielen. Von Hoſen, welche den Unterſchenkel bedeckten, findet ſich in den erſten Jahrhunderten keine Spur. Das Wort iſt freilich ebenfalls alt, bedeutet aber urſprünglich ebenſowohl Strümpfe wie Hoſen. Gegen die Kälte hatte man warme Pelzröcke (Rhenonen), die ganz allgemein im Gebrauch geweſen ſein müſſen, denn die Germanen werden von römiſchen Schriftſtellern geradezu bepelzte Männer genannt. Auch Schuhe wurden getragen, wie das in allen germaniſchen Sprachen übereinſtimmende Wort Schuh und die Gräberfunde zeigen; nur waren es allerdings noch grobe, haarige Schuhe aus einem Stück Leder. Daß daneben die Germanen gelegentlich auch barfuß gingen, verſteht ſich ebenſo von ſelbſt, wie es noch heutzutage geſchieht. Aber auch Schmuck und Putz ſind vielfach bezeugt und in den mannigfachſten Formen und Arten aus den Gräbern zutage gekommen: vor allem Spangen in ſehr verſchiedener Geſtalt und von verſchiedenem Stoffe, und bei den Vornehmen wie wir bereits wiſſen beſonders häufig größere Ringe um Hals oder Arm.

Natürlich wird Tracht, Farbe und Schnitt der Kleider bei den einzelnen Stämmen nicht ganz gleich geweſen ſein, ſo wenig als es die Art und Form der Waffen war.

Auch über den älteſten Hausbau ſind wir nur ungenügend unterrichtet. Was die ſpäteren Volksrechte darüber enthalten, darf nicht ohne weiteres auf die Urzeit übertragen werden. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß er mit dem Übergang zur feſten Anſäſſigkeit gleichen Schritt hielt, mit anderen Worten, daß eigentliche Häuſer erſt gebaut wurden, ſobald man die Niederlaſſung als bleibend anſah. So erklärt ſich wieder der ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen Cäſar und Tacitus: Cäſar

ſchweigt ganz darüber, während Tacitus ſchon einen Hausbau kennt, ſo roh er ihm auch im Vergleich mit dem römiſchen noch vorkam. Wenn Cäſar zugleich berichtet, die Sueven und die Germanen überhaupt blieben an demſelben Ort nicht länger als ein Jahr, ſo folgt hieraus von ſelbſt, daß, ſo lange das unſtäte Leben dauerte, auch die Wohnſitze nicht für einen längeren Aufenthalt eingerichtet wurden, denn niemand wird Häuſer bauen wollen, die man wenn ſie fertig ſind wieder verlaſſen muß. Daß aber der Übergang zur Anſäſſigkeit und die Berührung mit den Römern ſofort andere Verhältniſſe hervorrief, ſehen wir nicht bloß aus Tacitus, der doch ſchon manches vom germaniſchen Hausbau zu erzählen weiß, ſondern vor allem aus Ammian, der im vierten Jahrhundert zur Zeit der Kriege Julians die Wohnungen wieder viel beſſer und den römiſchen ähnlicher fand. Alſo auch hier werden wir gerade für die erſten Jahrhunderte auf weſentliche Fortſchritte hingewieſen, wie ſolche mit der Umgeſtaltung der wirtſchaftlichen Zuſtände in notwendigem Zuſammenhang ſtanden.

Tacitus bemerkt ausdrücklich, daß der Steinbau den Germanen unbekannt ſei. Das mußte einem Römer beſonders auffallen, weil er ſich keinen Bau ohne Bruch- oder Backſteine denken konnte, war aber für Deutſchland ſehr natürlich und wird noch aus viel ſpäterer Zeit durch die Geſchichte der mittelalterlichen Bauten auf das beſtimmteſte beſtätigt. Denn der Steinbau iſt erſt von Italien aus mit den Kirchen und Klöſtern zu uns gelangt. Anfangs waren ſelbſt die Kirchen, Pfalzen, Burgen und Feſtungsmauern noch von Holz; Pfahlburger hießen die Bürger, die außerhalb der Ringmauern wohnten, weil die älteſten Mauern aus Pfahlwerken beſtanden; noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bildeten in den Städten die ſogen. Baumhäuſer, d. h. die ganz aus Holz gebauten, die Regel, ebenſo wie ſich das Andenken an den

Holzbau der älteren Burgen in dem Namen Baum- oder Boimeburg erhalten hat. Noch viel weniger konnte man in der Urzeit auf den Gedanken geraten, Steinbauten zu verſuchen, wo der Wald in möglichſter Nähe das prächtigſte Holz lieferte, ſo wenig wie man heutzutage in den amerikaniſchen Wäldern daran denkt. Die Bäume wurden indes nicht nach Art der amerikaniſchen Blockhäuſer der Länge nach übereinandergeſchichtet, ſondern Pfahl an Pfahl nebeneinandergeſtellt, wie es das Wort Stockwerk anzeigt. Oder man ließ Zwiſchenräume und füllte ſie, wie es auf dem Lande noch jetzt geſchieht, mit Lehm, Erde oder Geflecht aus: denn der ſogen. Fach- oder Riegelbau, aus Balken und Mauerwerk gemiſcht, iſt erſt viel jüngeren Urſprunges. Ohne Zweifel hatten alle Häuſer urſprünglich nur ein einziges Stockwerk, wie es in manchen Gegenden gleichfalls noch heute der Fall iſt; nur die königlichen oder fürſtlichen erhielten ſchon früh ein zweites. Erſt als ſpäter in den Städten der Raum enger und die Bauplätze teurer wurden, begann man allgemein mehrere Stockwerke aufeinanderzuſetzen, wie damit zugleich, um die Feuersgefahr zu verringern, ſich der Steinbau verbreitete. Sogen. Erdhäuſer, aus Holz und Lehm, kommen auf dem Lande urkundlich das ganze Mittelalter hindurch vor. Daß man übrigens trotz des rohen und unförmlichen Stoffes, womit man baute, auch in der älteſten Zeit etwas auf freundliches Ausſehen gab, zeigt doch ſchon Tacitus. Denn er erzählt, daß einzelne Stellen mit einer glänzenden Farbe getüncht wurden, daß es faſt wie Malerei und Linienzeichnung ausſah: es werden die Zwiſchenräume zwiſchen den Balken geweſen ſein, die man, wie der Bauer noch heutzutage thut, mit einer weißen Lehmfarbe anſtrich und vermutlich mit allerlei Figuren zierte.

Je weniger künſtlich der Hausbau war, deſto größere Sorgfalt verwandte man auf die Keller. Das ältere Wort dafür

ſcheint Tung oder Dung geweſen zu ſein, weil ſie im Winter der Kälte wegen mit Dung zugedeckt wurden; das dem Lateiniſchen entlehnte Wort Keller ſcheint urſprünglich einen Weinkeller zu bedeuten. Solche Keller oder Gruben, trichterförmig und von ziemlicher Tiefe, in der Mitte durch eine Balkenlage in eine obere und untere Abteilung geſchieden, kamen auch für ſich allein, abgeſondert von Häuſern vor. Die obere Abteilung diente namentlich im Winter zum Wohnen, im Sommer umgekehrt gerade der Kühle wegen zur Arbeit, beſonders für die Frauen zum Weben, die untere zur Aufbewahrung der Vorräte und Früchte. Alſo doch Höhlen, wenn wir wollen, nur kunſtgerecht ausgeführt und dem rauhen Klima ſehr angemeſſen; meiſt aber ſtanden wohl kleine einſtöckige Häuſer darüber, in ſpäterer Zeit ganz gewiß. Ohne allen Überbau empfahlen ſie ſich beſonders zum Bergen der Vorräte bei feindlichen Überfällen, da ſie von außen leicht unkenntlich gemacht werden konnten. Das hebt denn auch Tacitus nachdrücklich hervor.

Der Fortſchritt im Hausbau, wie er unzweifelhaft in der Zeit von Cäſar bis Tacitus und wieder von Tacitus bis zum fünften Jahrhundert ſtattgefunden hat, iſt zwar im einzelnen nicht näher bezeugt. Doch läßt er ſich ziemlich beſtimmt an den verſchiedenen Namen verfolgen, mit denen in der älteſten Zeit die Niederlaſſungen und Wohnſitze bezeichnet werden. Denn in der Reihenfolge der Namen, die dafür in Gebrauch kommen, ſpricht ſich deutlich nicht bloß ein Übergang zur eigentlichen Anſäſſigkeit, ſondern auch ein Fortſchritt im Hausbau ſelbſt aus.

Die Namen, welche von Anfang an bewohnte Orte bezeichnen, nicht wie die auf -bach, -berg, -born, -feld, -ſcheid und andere auf ſolche erſt übertragen wurden, ſind von den minder häufigen oder minder charakteriſtiſchen abgeſehen vorzugsweiſe die auf -lar, -dorf, -heim, -hofen, -hauſen und -weiler:

alte Appellativa, die urſprünglich ſowohl einfach wie zuſammengeſetzt vorkamen, ſeitdem ſie aber als Eigennamen maſſenhaft auf beſtimmte Orte übergingen, zur Unterſcheidung noch einen Zuſatz erhalten mußten und daher jetzt regelmäßig nur als Endungen auftreten.

Das älteſte Wort iſt das oben ſchon beſprochene Lahr, als Endung abgekürzt -lar. Es bedeutet im Grunde nichts weiter als Ort oder Stätte und kann daher ebenſo gut noch eine wandernde Niederlaſſung wie einen feſten Wohnſitz bezeichnen. Es iſt unſtreitig das erſte, was für eigentliche Anſitze gebraucht wurde, wie ſeine Verbindung mit Perſonennamen zeigt, paßte aber nicht mehr, ſeitdem man Häuſer zu bauen anfing und die neuen Orte auch neue bezeichnende Namen haben mußten. Auffallenderweiſe fehlt es ſo gut wie ganz den Alemannen und Bayern, von denen jene erſt ſeit dem vierten, dieſe erſt ſeit dem ſechſten Jahrhundert ihre heutigen Wohnſitze eingenommen haben. Der Grund dafür liegt vermutlich darin, daß in dieſer Zeit bereits andere Ausdrücke üblich waren, die für feſte Niederlaſſungen und Orte mit ausgebauten Häuſern bezeichnend waren, denn vollſtändig fremd iſt es auch den Schwaben und Bayern nicht. Bei den älteren deutſchen Stämmen, in Weſtfalen, Heſſen, Thüringen und Oſtfranken, iſt es nicht bloß viel häufiger, ſondern auch länger in Gebrauch geblieben und mit den Wanderungen frühzeitig in die überrheiniſchen Gebiete gekommen.

Seit dem fünften Jahrhundert kamen neue Ausdrücke auf, die zur Zeit des früheren halb nomadiſchen Lebens noch nicht gebraucht werden konnten, nun aber gerade für die feſten Anſiedelungen und den dauerhafteren Bau derſelben im Gegenſatz zu den älteren charakteriſtiſch ſind: Dorf, Heim, Haus, Hof und Weil oder Weiler. Die erſten vier (Haus und Hof regelmäßig im Dat. Pl. Hauſen und Hofen) finden ſich ſo

ziemlich bei allen deutſchen Stämmen, Heim vorzugsweiſe bei den rheinfränkiſchen, Hofen bei den Schwaben und Bayern, Weiler bei den Alemannen. Auch Büren, ahd. bûr Wohnung, gehört in dieſe Reihe; es iſt zwar viel weniger verbreitet, aber deshalb beachtenswert, weil es vorzugsweiſe bei den Sachſen und Schwaben begegnet.

In allen tritt der Begriff einer bleibenden Niederlaſſung beſtimmt und deutlich hervor: am beſtimmteſten in Hauſen und Heim, ebenſo in Weiler, das dem lateiniſchen villare entſpricht wie Weil dem lateiniſchen villa, weniger in Dorf und Hof, von denen das erſtere im Gegenſatz zu Hof die gemeinſchaftliche, von mehreren bewohnte Niederlaſſung bezeichnet, wie das urverwandte lateiniſche turba nur den Begriff der Vielheit oder Menge enthält. Heim, das griechiſche κώμη, mag urſprünglich das gemeinſchaftliche Lager zur Nacht bezeichnet haben, nahm aber früh den Sinn von Heimat an und ſteht in der Mitte zwiſchen Lahr, das noch auf keinen Hausbau ſchließen läßt, und dem jüngeren Hauſen, das auf den Begriff des letzteren das Hauptgewicht legt. Hauſen iſt daher das relativ jüngſte und findet ſich auf dem Weg, welchen die fränkiſchen Wanderungen genommen haben, noch verhältnismäßig ſelten, am häufigſten ſpäter im fränkiſchen Heſſen: die Heimat war hier älter, alſo paßte für die ſpäter neu gebauten Orte auch weniger Heim als Hauſen. In den älteſten Urkundenbüchern, wie den Weißenburger, St. Galler, Fulder und Lorſcher Schenkregiſtern, ſind übrigens alle im Vergleich zu den abgeleiteten und übertragenen Ortsnamen noch verhältnismäßig ſelten, denn zuerſt, ehe man Niederlaſſungen gründete, wurden die Bäche, Quellen, Felder und Berge benannt: ein Beweis, daß von unſeren Ortsnamen kaum der eine oder andere in die Urzeit hinaufreichen mag, wenn auch die Sprache natürlich alle Worte bereits kannte. Aber es waren eben

reine Appellativa, die als Eigennamen keinenfalls schon in größerer Zahl auf bewohnte Orte übergegangen waren. Als dies häufiger geschah, kamen sie dann besonders als Endungen oder Grundworte in Gebrauch und wurden zugleich für die verschiedenen Gegenden und Stämme charakteristisch. —

Vielleicht mag das Bild, welches wir von der altgermanischen Kultur entworfen haben, mit unseren patriotischen Gesinnungen und Wünschen nicht ganz übereinstimmen. Aber es ist für die Germanen gewiß ehrenvoller, wenn sie von primitiven Anfängen aus sich zur Kultur der Gegenwart emporgerungen haben, wie wenn sie wirtschaftlich zu Cäsars oder Tacitus' Zeit schon nahezu dieselbe Stufe erreicht hätten, die sie jetzt einnehmen. Je höher und vielseitiger die Aufgaben waren, welche die Geschichte ihnen vorbehalten hatte, je geringer die Ausbildung, mit der sie in die Geschichte eintraten, desto schwieriger war es für sie, dieselben nach allen Seiten zu lösen. Denn nicht einseitig wie die Völker der alten Welt, sondern nach den verschiedensten Richtungen hin haben die Germanen sich mit der Zeit entwickelt. Sie haben sich nicht wie die Phönizier und Karthager nur auf den Handel, nicht wie die Griechen allein auf Kunst und Wissenschaft, nicht wie die Römer auf Politik, Staat und Recht geworfen, sondern auf allen Gebieten menschlicher Bildung und Thätigkeit mit den übrigen Kulturvölkern gewetteifert und auf jedem allmählich die schönsten Blüten und Früchte zur Reife gebracht. Gerade in der allseitigen, universellen Ausbildung hat die Geschichte sie ganz besonders begünstigt; aber eben darum hat sie die Früchte derselben auch nur nach und nach, langsam und sehr allmählich gezeitigt.

Zweites Kapitel.

Kriegsweſen.

Weitaus am bedeutſamſten für das Leben der alten Germanen war der Krieg. Denn hier brach ihre Naturkraft am unmittelbarſten hervor, hier zeigten ſie ſich von Anfang an trotz ihrer mangelhaften Bewaffnung und Kriegskunſt dem römiſchen Reich gewachſen. Und davon hatten ſie ſelbſt ein lebhaftes Bewußtſein. Mit echt ariſchem Stolz ließen ſich frieſiſche Geſandte zur Zeit Neros im römiſchen Theater vernehmen, „kein Volk der Welt übertreffe die Germanen an Tapferkeit“, und ſetzten ſich infolge deſſen auf die Ehrenplätze, welche für ausgezeichnete Bundesgenoſſen vorbehalten waren. Aber auch die Römer hatten ein Gefühl davon, daß ihnen von Deutſchland aus die Weltherrſchaft ſtreitig gemacht werde. Mit Schrecken erinnerten ſie ſich der Cimbern- und Teutonenkriege; furchtſam und beklommen waren ſie unter Cäſar Arioviſt, unter Germanicus Armin entgegengezogen; faſt verzweifelt ruft Tacitus aus, daß die Germanen nun ſchon zweihundert Jahre lang beſiegt würden, und nichts Beſſeres weiß er für das römiſche Reich, da deſſen Geſchick ſich zu erfüllen drohe, als ihre Uneinigkeit zu wünſchen. Auf entſcheidende Siege durch eigene Kraft hoffte er kaum noch.

Gleich in den ersten feindlichen Zusammenstößen hatten die Germanen sich den Römern ebenbürtig gezeigt; Heerführer, die im großen Krieg ganz unerfahren waren, boten einem Marius und Cäsar die Spitze: ein wenig mehr Besonnenheit und Umsicht, ein wenig mehr Kunst und Geschick und vor allem etwas mehr Glück, und die Würfel der Entscheidung wären anders gefallen. Darum ist der Untergang der Cimbern und Teutonen vielleicht eine der größten Tragödien, welche die Geschichte kennt, und auch die Niederlage, welche Ariovist schließlich im Kampf mit Cäsar erlitt, erweckt unsere Teilnahme.

Freilich sind wir vom Standpunkt der römischen Geschichte aus gern geneigt, die Dinge anders anzusehen. Wir versagen uns nicht ein gewisses Gefühl der Befriedigung, daß es den Römern noch einmal gelang, die feindlichen Barbarenschwärme niederzuschlagen, daß Cäsar in seinem Siegeslauf nicht von einem rohen Germanenkönig aufgehalten wurde. Die Zeit war noch nicht da, wo die Germanen die Bildung der alten Welt in sich aufnehmen konnten. Was hätte werden sollen, wenn die Cimbern und Teutonen wirklich Herren von Italien, die Sueven Herren von Gallien geworden wären? Aller Voraussicht nach wären beide Barbaren geblieben und trotzdem schließlich im Romanentum untergegangen.

Aber doch kann nichts Tragischeres gedacht werden, als das Ende dieser nach Hunderttausenden zählenden Cimbern- und Teutonenheere, die wohl vorbereitet und ausgerüstet, notgedrungen mit Weib und Kind ihre Heimat verlassen hatten, um neue Wohnsitze zu suchen, nur mit Widerstreben den Krieg gegen das römische Reich begonnen und ihn dann, als er unvermeidlich geworden, nach einem großartigen Plan aufgenommen und mit beispiellosem Erfolg durchgeführt hatten, um fast am Ziel ihres Unternehmens, getrennt und vereinzelt, eine Beute der römischen Kriegskunst zu werden und mit ihren Leichen die

Schlachtfelder zu decken, während die Weiber den Kindern und ſich ſelbſt den Tod gaben, um nicht in die Sklaverei und Schande verkauft zu werden.

So mochte das Volk der Germanen jahrhundertelang vorher gewandert ſein; nur war es noch nie mit der geſchloſſenen Macht eines Weltreiches zuſammengeſtoßen. Es iſt als ob die Wanderungen der Urzeit in dieſen letzten gewaltigen Zug auslaufen. Denn die ſpäteren Wanderungen haben ſchon einen weſentlich anderen Charakter: die Stämme im inneren Deutſchland haben vollſtändig den heimiſchen Boden nicht mehr verlaſſen, und auch die öſtlichen Stämme ſchienen bereits zur Ruhe gekommen zu ſein, als ſie Ende des vierten Jahrhunderts durch den Andrang der Hunnen von neuem zum Aufbruch genötigt wurden. Deshalb bilden die Cimbern- und Teutonenkriege nicht ſowohl den Anfang einer neuen, wie das Ende einer früheren Epoche: ſie ſchließen die vorgeſchichtlichen Wanderungen im großen Stil und bilden nur indirekt mit den folgenden Siegen Cäſars einen Wendepunkt, indem ſie vorläufig der freien Völkerbewegung ein Ziel ſetzen.

Wohl hatten die Germanen zu ſiegen, aber nicht den Sieg zu benutzen verſtanden. Sie ſahen den Kampf weniger als Mittel zum Zweck wie als Selbſtzweck an und glaubten, daß ihrer Tapferkeit auch ferner der Sieg nicht fehlen könne. In dieſer Zuverſicht wurden ſie getäuſcht. Noch einmal behielten Kunſt und Geſchicklichkeit über die rohe Naturkraft die Oberhand; und zugleich war den Römern die Glut und der Staub des italieniſchen Sommers zuhilfe gekommen. Nicht von Marius und Catulus allein ſind die Cimbern und Teutonen beſiegt worden: auch von dem italieniſchen Klima und ſeiner Hitze. Hätten ſie Wind und Wetter für ſich gehabt oder gar den Schutz des eigenen Landes: das Glück, was ſie zehn Jahre lang an ihre Feldzeichen gefeſſelt hatten, wäre ihnen treu geblieben.

Auch Arioviſt hätte ein beſſeres Los verdient. Wäre es nur nicht gerade Cäſar geweſen, vielleicht der größte Feldherr aller Zeiten, mit dem er zuſammentreffen mußte. Fünfzig Jahre ſpäter hätte ein Armin aus ihm werden können; ein paar hundert Jahre ſpäter würde er vermutlich die Rolle Chlodwigs geſpielt haben. Denn ſo lange dauerte es noch, ehe dem fränkiſchen Stamm das auszuführen gelang, was Arioviſt mit ſeinen Sueven vorhatte. Aber ſelbſt einem Cäſar gegenüber war er kein verächtlicher Gegner, und wenn uns die Cimbern- und Teutonenkriege ein germaniſches Volksheer noch in ſeinem Untergang großartig und bewundernswert erſcheinen laſſen, ſo zeigt uns der Kampf des Arioviſt, was ein germaniſcher Feldherr vermochte, und auch die Niederlage ſchmälert kaum ſeine Größe. Denn von Cäſar geſchlagen zu werden, war keine Schande, ihm mit Geſchick widerſtanden und den Sieg aufs äußerſte erſchwert zu haben, immerhin ein Ruhm.

Der Ausgang des Feldzuges hätte gar leicht ein anderer ſein können. Kleinere Vorgefechte, die ſtattgefunden hatten, waren für die Römer ungünſtig ausgefallen; die Schlacht, welche Arioviſt zur Unzeit aufnehmen mußte, blieb lange zweifelhaft und unentſchieden. Mit größter Kunſt hatte er Cäſar von ſeiner Rückzugslinie und ſeinen Verbindungen abzuſchneiden geſucht, und der vollendete Meiſter der Kriegskunſt ſah ſich zu Anfang des Feldzuges von einem Barbaren in arge Verlegenheit gebracht. Mit welchem Selbſtgefühl er aber Cäſar gegenübertrat, zeigen die uns in den Kommentaren zum galliſchen Krieg überlieferten Reden. „Es ſcheine ihm wunderlich", äußerte er gegen Cäſar, „daß die Römer ſich in den von ihm eroberten galliſchen Gebieten zu ſchaffen machten; er habe das gleiche Recht der Eroberung wie ſie; wollten ſie es aber auf den Kampf ankommen laſſen, ſo würden ſie erfahren, was unbeſiegte

und kriegsgewohnte Germanen in der Tapferkeit leisten könnten.“ Eine solche Sprache war für die Römer, welche die halbe Welt erobert hatten, seit Jahrhunderten nicht mehr erhört. So mußte denn auch Cäsar mit der Vertreibung der germanischen Macht aus Gallien den Krieg beginnen: man kann sagen, nicht von den Galliern, sondern von den Germanen habe er das Land erobert, denn mit dem Sieg über Ariovist war die Eroberung in der That schon halb gelungen. —

Der Krieg ist zu allen Zeiten der sicherste Maßstab für die nationale Kraft. Denn die Kriegführung eines Volkes wird in erster Linie durch seine Kriegstüchtigkeit bedingt. Die Kriegstüchtigkeit aber ist nur der äußere Ausdruck seiner moralischen Kraft und Gesundheit. Alle Tugenden und Fehler treten im Krieg in potenzierter Gestalt auf: hier rächt sich jede Untugend und Schwäche des Volkes und wird oft genug verhängnisvoll für sein Schicksal, hier entfaltet es seine materiellen, geistigen und sittlichen Hilfsmittel in ihrer wahren Größe. Taktische Kunst und Disziplin geben erst in zweiter Linie den Ausschlag, und wie sie selbst wieder nur das Produkt nationaler Fähigkeiten und Tugenden sind, so weiß ein kriegstüchtiges Volk sich dieselben im Kampf mit einem geübteren Gegner, so weit es nötig ist, bald zu eigen zu machen. Darum zeigt der Krieg, wie viel ein Volk wert ist: von ihm allein hängt die Stellung ab, welche es in der Geschichte einnimmt, der größere oder geringere Einfluß, den es auf andere Völker ausübt, seine Erhebung und Macht, wie sein Verfall und Untergang. Was hilft aller Handel und Gewerbfleiß, aller Wohlstand und Reichtum, alle Kunst und Wissenschaft, wenn das Volk sie nicht zu schützen und die nationale Selbständigkeit zu behaupten weiß?

Deshalb können aufsteigende Völker im Krieg nur gewinnen, sinkende nur verlieren. Denn er ist nicht bloß der sicherste

Maßſtab, ſondern unter normalen Verhältniſſen auch ein Haupthebel der nationalen Kraft. So paradox es klingt und ſo niederſchlagend es für das Gefühl menſchlicher Würde ſein mag, er iſt jederzeit ſo lange es eine Geſchichte giebt das notwendige Übel geweſen, das vielleicht am wirkſamſten zur Erhaltung und Ausbreitung der Kultur beigetragen hat: nichts befördert ſo ſehr den Verkehr der Völker unter einander, nichts ſtählt und hebt im gleichen Maß die nationale Kraft wie er, aber nichts verzehrt ſie auch raſcher als er, wenn die ſittlichen Grundlagen einmal ins Wanken gekommen ſind.

Allerdings pflegt die ſtärkſte Machtentfaltung nach außen nicht gerade mit der größten Blüte im Inneren zuſammenzutreffen. Regelmäßig wird jene erſt eintreten, wenn die nationale Kraft wieder zu ſinken anfängt. Denn das Geſetz, daß die Mitteilung der Kraft Zeit erfordert, gilt in der Geſchichte nicht minder wie in der Natur. Die aufſteigende Entwickelung wirkt nach außen noch eine Zeit lang nach, während ſie ihren Höhepunkt bereits überſchritten hat, ja ihre letzte Wirkung äußert ſie vielleicht erſt, wenn die Quelle der Kraft ſchon erſchöpft iſt. Wir ſehen das am deutlichſten am römiſchen Reich, wo längſt der ſittliche Verfall eingetreten war, ehe das Reich äußerlich ſeinen größten Umfang erreichte. Die Geſchichte desſelben iſt aber ſo einzig in ihrer Art und liegt dabei ſo fertig und abgeſchloſſen vor uns, daß wir von ihr nicht auf andere Völker zurückſchließen dürfen. Nur das iſt ſicher, daß der Verfall großer Staaten jederzeit mit Luxus, Üppigkeit und Verweichlichung beginnt; dann geraten die ſittlichen Grundlagen ins Wanken; und damit beginnt zugleich der Verfall ihrer Kriegstüchtigkeit und Machtſtellung nach außen. Nun kann er äußerlich wohl eine Zeit lang verzögert und aufgehalten werden, allein ſchließlich wird die innere Auflöſung doch eintreten. Und wenn es den Römern gelang, ihre Herrſchaft noch jahrhunderte-

lang nach eingetretenem Verfall zu behaupten, so geschah das weniger mit eigner, wie mit fremder Kraft, weil ihnen einmal noch längere Zeit die Hilfsmittel der unterworfenen Länder und Völker zugebote standen und sie ihr Leben durch die nationale Kraft der letztern gleichsam zu verjüngen wußten, und weil sie dann später, als auch die Hilfsmittel der Provinzen aufgebraucht waren, in immer steigendem Maß fremde Elemente in ihre Dienste nahmen. So sind es in den letzten zweihundert Jahren, von Diocletian bis auf Odoaker, vorzugsweise gerade die Germanen gewesen, die den Staat gestützt und erhalten haben. Endlich aber haben sie ihn doch gesprengt, die aufgenommenen Hilfsvölker wurden selbständig und gründeten eigene Reiche, und die Auflösung erfolgte im Innern und von außen zugleich.

So lange dagegen ein Volk noch im Aufsteigen begriffen ist, begünstigt und fördert der Krieg mehr wie alles andere die nationale Entwickelung. Und das war bei den Germanen der Fall. Der Krieg zeigte die ganze Fülle ihrer jugendlichen Kraft und Gesundheit, er offenbarte alle die glänzenden Eigenschaften ihres Charakters, Mut, Kühnheit, Todesverachtung, Treue, Ritterlichkeit, Großmut. Und zugleich ist er es gewesen, der alle diese Tugenden erst recht entwickelt und zur Reife gebracht, die nationale Kraft geweckt und gesteigert und, was vielleicht das Merkwürdigste ist, in gewissem Sinn das Volk sogar zivilisiert hat.

Wohl war das Leben der Germanen nicht ausschließlich auf den Krieg gestellt. Dazu waren sie zu reich veranlagt, zu bildungsfähig und vielseitig: der deutsche Universalismus ist so alt als der deutsche Partikularismus. Aber doch waren sie, als sie in die Geschichte eintraten, vornehmlich ein kriegerisches Volk, doch war der Krieg ihre Hauptleidenschaft, doch galt er als Sache des nationalen Kultus. Darum hatten sie ihre Hauptgötter alle in Kriegsgötter verwandelt oder in Beziehung zum Krieg gebracht, darum riefen sie bei Beginn des Kampfes

Wotan, Donar und Ziu an, darum glaubten sie im Tod auf dem Schlachtfeld unmittelbar die ewige Freude und Seligkeit zu erringen. Nur so erklärt sich die Todesfreudigkeit, womit sie in den Kampf gingen, der brausende Jubel des Schildgesangs, womit sie die Schlacht eröffneten, die unnütze Blutverschwendung, mit der sie selbst im Fall der Niederlage den Kampf bis auf den letzten Mann fortsetzten. Daß ein solches Volk den Römern im Krieg furchtbar sein mußte, ist leicht begreiflich, denn unter allen Völkern, die sie bekämpft und besiegt hatten, war ihnen kein zweites vorgekommen, das mit gleicher Leidenschaft und Begeisterung, nicht um irdischer Güter willen, ja im Grunde nicht einmal für Freiheit und Vaterland, sondern um seines Glaubens, um der heimatlichen Götter willen, für Sieg oder Tod gekämpft hätte.

Nahezu vierhundert Jahre hat der Krieg mit dem römischen Reich gedauert, mit längerer Unterbrechung im zweiten, fast ohne solche in den drei folgenden Jahrhunderten. Seit dem Ausbruch des Markomannenkriegs hörte er an den Grenzen kaum je ganz auf. Wohl gab es Ruhepausen, Momente beiderseitiger Erschöpfung, in denen man vorübergehend des Kampfes müde war; aber dann brach er nur mit erneuter Gewalt wieder aus, und es hat Zeiten gegeben, in denen die ganze Grenze des römischen Reiches von der Nordsee bis zu den Küsten des Schwarzen Meeres ein einziges, ungeheueres Kriegstheater war: im äußersten Osten die Goten, an der mittleren Donau die Markomannen und Quaden, im Dekumatenland die Alemannen, im Nordosten die Franken und Sachsen.

Der Gedanke liegt nahe, daß der Krieg gegen das selbst im Verfall noch übermächtige Weltreich die Kraft der Germanen in dieser langen Zeit wohl hätte erschöpfen und aufreiben können. Unzähligemale sind sie geschlagen und besiegt worden, Hunderttausende sind auf dem Schlachtfelde gefallen,

aber zuletzt blieben sie doch Sieger, und ihre gefährlichsten Feinde waren in den letzten beiden Jahrhunderten nicht die Römer, sondern ihre eigenen Brüder und Stammverwandten, die in die Dienste des fremden Reiches übergetreten waren.

Mit jedem Kampf wuchs ihre Kraft, während die der Römer sank. Wohl verloren sie bei der überlegenen Taktik des Feindes mehr Gefangene als dieser, und diejenigen, welche sie selbst gemacht hatten, mußten sie oft genug in den Friedensschlüssen wieder herausgeben. Aber doch war der unendliche Vorteil des Kampfes auf ihrer Seite, nicht auf der römischen. Bei längeren Kriegen zwischen reichen und armen Völkern kann das nicht anders sein: der Vorteil ist regelmäßig auf Seite der letzteren, um so mehr, je mehr der Schauplatz des Kampfes das Gebiet der ersteren ist. Das waren vorzugsweise die Länder, aus denen das Reich seine besten Kräfte zog, Gallien, Italien, Illyrien, die Süddonauländer und Kleinasien.. Die Provinzen des Reiches litten unter den unaufhörlichen Einfällen und Raubzügen unsäglich, der Boden wurde verheert und verwüstet, ihre Städte geplündert und zerstört, ihr Wohlstand vernichtet, ihre Hilfsquellen erschöpft. Die Beute dagegen, welche die Römer bei ihren Kriegszügen in Deutschland holten, war nicht groß, und wenn sie auch mit Feuer und Schwert alles vernichteten, was sie erreichen konnten, die Ansiedelungen und Ernten verbrannten und die Herden wegtrieben, das Land erholte sich dabei verhältnismäßig sehr rasch wieder, und der Mangel alles eigentlichen Reichtums war im Bunde mit dem dürftigen Anbau und den unendlichen Wäldern der mächtigste Bundesgenosse der Germanen. Den Boden konnten die Feinde nicht mitnehmen, und das Holz zum Hausbau lieferte der nahe Wald in überreicher Fülle: gerade so wie die zahllosen Stadtbrände im zwölften und dreizehnten Jahrhundert das Aufblühen der Städte nicht wesentlich gehindert haben. Denn

jede Verminderung des überflüssigen Waldbestandes wirkte ähnlich wie die fortschreitende Rodung.

Man könnte sagen, der Krieg sei für die Germanen in der damaligen Zeit ein Element ihres wirtschaftlichen Lebens gewesen, während er die hochentwickelte Kultur des römischen Reiches aufs äußerste schädigte. Er sorgte nur für den notwendigen Abfluß der überschüssigen Volksmenge und stellte das Gleichgewicht zwischen dem raschen Wachstum derselben und den engen Grenzen ihres Nahrungsspielraumes her. Darum vermochte keine Niederlage die Germanen auf die Dauer zu schwächen. Wenige Jahrzehnte sind die Verluste immer wieder ersetzt; ja man möchte fast glauben, daß die Kriege das Anwachsen der Bevölkerung im ganzen nur begünstigt hätten. Selbst die langen und blutigen Kriege, welche die Kaiser Probus, Aurelian, Julian, Valentinian und Gratian führten, vermochten die Kraft des Volkes nicht zu brechen: kurze Zeit nach jedem Kriege stehen die Germanen allemal von neuem in ungeschwächter Kraft und Zahl den Römern gegenüber. Daher das Staunen der fremden Schriftsteller, daß selbst nach den blutigsten Schlachten bald wieder neue und größere Scharen die Grenzen des Reiches überfallen konnten, ihr unheimliches Grauen vor den unendlichen Barbarenschwärmen, die im Norden des Reiches sich im Dunkel endloser Wälder verborgen hielten und dem Reich schließlich den Untergang bringen würden.

Aber nicht bloß äußerlich blieb die Kraft der Germanen im Kampf mit den Römern ungebrochen. Sie wurde auch innerlich vermehrt und gesteigert. Denn die eigentliche Kunst der Kriegführung lernten sie erst von ihren Feinden. Sie hätten nicht so bildungsfähig sein und den Krieg nicht so leidenschaftlich lieben müssen, wenn er hätte ohne Nutzen für sie bleiben und ihre Ausbildung nicht begünstigen sollen. In Strategie und Taktik, in der Kriegführung im offenen Feld

wie in der Kunst der Belagerung und Befestigung waren sie die gelehrigsten Schüler der Römer. Nahmen doch die Römer selbst fort und fort Germanen in ihre Dienste, bis zuletzt unter Odoaker fast das ganze römische Heer in Italien nur aus Germanen bestand. Ähnlich waren die Ostgoten in Italien, die Burgunder und Franken in Gallien, die Westgoten in Spanien nichts weiter als römische Hilfsvölker. So wurde das Reich wohl eine Zeit lang noch durch fremde Kraft unterstützt und gehalten, aber schließlich kamen die Dienste, welche die Germanen im römischen Heere oder als Bundesgenossen leisteten, doch nur der Steigerung ihrer eigenen Wehrkraft und Kriegstüchtigkeit zugute. Die abhängigen Hilfsvölker wurden bald die Herren der römischen Bevölkerung.

Und nicht allein die Künste des Krieges, auch die des Friedens haben die Germanen in dem langen Kampf mit den Römern gelernt. Das erste Kulturvolk der damaligen Welt und eine noch unentwickelte, aber jugendfrische und bildungsfähige Nation jahrhundertelang im Kampf mit einander: da hätte es mit einem Wunder zugehen müssen, wenn die letztere in dem andauernden vielseitigen und lebhaften Verkehr nicht alles hätte lernen sollen, was sie für jene Zeit lernen und brauchen konnte. Wohl wurden die Germanen im inneren Deutschland von römischer Bildung zunächst wenig berührt, aber doch verdanken auch sie alle Fortschritte in Ackerbau und Handwerk, Kunst und Wissenschaft nur den langen und anhaltenden Kämpfen mit dem römischen Reich. Die blutige Saat ist aufgegangen und hat reiche Frucht getragen.

Bei der außerordentlichen Bedeutung, welche das Kriegswesen für das nationale Leben der Germanen und seine Entwickelung hatte, gewährt es ein doppeltes Interesse, die äußeren Mittel kennen zu lernen, die ihnen dabei zugebote standen: Ausrüstung, Bewaffnung, taktische Gliederung, Oberbefehl,

Art und Weiſe der Kriegführung, Belagerungs- und Befeſtigungskunſt; mit einem Wort die Anfänge der eigentlichen Technik der Kriegskunſt, womit ſie den Römern gegenübertraten.

Auch darüber ſind uns in den alten Schriftſtellern im ganzen nur dürftige Nachrichten überliefert. Dennoch ſind ſie immerhin reichhaltiger wie über viele andere Zweige der deutſchen Altertumskunde. Und ein vortreffliches Hilfsmittel zu ihrem Verſtändnis haben wir in dem überaus wertvollen Werk des verſtorbenen Generals von Peuker über das deutſche Kriegsweſen der Urzeiten (in drei Teilen zu Berlin 1860 und 1864 herausgekommen, leider unvollendet, da der dritte Teil, der eine Wanderung über die altgermaniſchen Schlachtfelder enthält, mit den Feldzügen des Druſus abbricht). Es iſt mit außerordentlichem Fleiß, kritiſcher Sorgfalt und erſchöpfender Benutzung aller zugänglichen Quellen, insbeſondere auch der bisherigen Gräberfunde, verfaßt und gehört wegen der ſelbſtloſen Hingabe an ſeinen Gegenſtand und des reinen patriotiſchen Sinnes, in dem es geſchrieben iſt, zu den Büchern, welche nicht bloß wiſſenſchaftlichen, ſondern zugleich ſittlichen Wert haben. Vor allem haben wir mit Dank zu erkennen, daß es ein Meiſter der Kriegskunſt iſt, der ſich der Bearbeitung des Stoffes unterzogen hat und der darum die überlieferten Thatſachen überall mit den Augen eines Fachmannes anſieht und zu beurteilen verſteht. Je mehr Schwierigkeiten er nach anderer Seite hin zu überwinden hatte, deſto größer bleibt ſein Verdienſt. Die folgende Darſtellung ſchließt ſich dem Werk möglichſt genau an: mitunter iſt es ſchon ein Verdienſt, das Verdienſt anderer ungeſchmälert anzuerkennen. Nur in kleinen Einzelnheiten ſchien hie und da eine Abweichung geboten.

Für die Waffenkunde wurden daneben noch andere Hilfsmittel zurate gezogen, vor allem das Handbuch der germaniſchen Altertumskunde von Guſtav Klemm (Dresden 1836), das

auch Peuker vielfach benutzt hat. Es ist immer noch das einzige, welches die Ergebnisse der Gräberfunde in kritisch geordneter, übersichtlicher Weise zusammenfaßt. Freilich ist seitdem unendlich viel Neues zutage gefördert: in Deutschland hat namentlich Lindenschmit in Mainz mit unermüdlichem Fleiß und Eifer gesammelt, und auch in Frankreich und der Schweiz sind die gelehrten Antiquare nicht müßig gewesen. Aber an einer übersichtlichen Zusammenstellung der neuen Ergebnisse fehlt es bis jetzt, und mit der Menge der Funde scheint zugleich die Zahl der verschiedenen Ansichten darüber sich noch vermehren zu wollen. Um so dringender wird der Wunsch, das verdienstvolle Buch von Klemm in zeitgemäßer Gestalt erneuert zu sehen. —

Die zwei ersten Kriegsvölker der Welt waren es, die mit ungleichen Waffen und doch ziemlich gleichen Kräften ihren Kampf ausfochten. Wäre es anders gewesen, so würde der Kampf nicht jahrhundertelang gedauert haben. Aber Natur und Kunst schienen sich die Wage halten zu wollen, und was die Stärke des einen Volkes ausmachte, darin lag allemal zugleich die Schwäche des anderen. Das eine hatte eine lange glänzende Kriegsgeschichte hinter sich und darin alles gelernt und erfahren, was Kunst und Übung zu lehren vermögen, Strategie, Taktik, Disziplin, Verpflegung und Ausrüstung, Lager-, Straßen- und Festungsbau, es hatte Feldherren ausgebildet und in entscheidender Stunde immer solche gefunden, welche das Heer zum Siege zu führen wußten. Das andere trat mit den Cimbern- und Teutonenkriegen erst in die Geschichte ein und führte den Krieg noch in roher, naturalistischer Weise, den Römern gegenüber ein Barbarenvolk wie alle anderen auch, das bei aller persönlichen Tapferkeit den Krieg eben noch nicht als besondere Kunst erlernt hatte, die Freiheit höher achtete als militärischen Gehorsam und daher an die einheit-

liche, allein maßgebende Leitung eines Feldherren im römiſchen Sinne nicht gewöhnt war. Nur an leiblicher Stärke, moraliſcher Kraft und kriegeriſchem Geiſt war es den Römern überlegen. Und mit dieſen Eigenſchaften hat es ſchließlich dennoch alle Kriegskunſt der Römer zuſchanden gemacht. Die letzteren ſahen ſich auf die Dauer außerſtande, mit ihrer hergebrachten Legionstaktik den Angriffen der Germanen zu widerſtehen, und mußten im offenen Felde ebenſo zu einer mehr defenſiven Schlachtordnung übergehen, wie ſie ſchon aus Mangel an Mannſchaft genötigt waren, die langen Grenzen des Reiches durch Verſchanzungen und Kaſtelle zu decken. Das beſtätigt die alte Erfahrung, daß, ſo groß der Einfluß der Kriegskunſt ſein mag, zuletzt doch immer die ſittlichen Faktoren und die darauf ruhende kriegeriſche Tüchtigkeit der Völker den Ausſchlag geben.

Schon die Körpergröße, Kraft und Gewandtheit der Germanen erregte Bewunderung und Schrecken bei dem verhältnismäßig kleinen römiſchen Menſchenſchlag. Männer von ſechs bis ſieben römiſchen Fuß waren etwas Gewöhnliches; der Gote Maximin, der ſich im römiſchen Heerdienſt bis zum Kaiſer aufſchwang, ſoll gar acht Fuß groß geweſen ſein; noch Karl der Große maß ſieben ſeiner eigenen Füße an Leibeslänge. Dazu kam das wilde Ausſehen, die trotzige Miene, der kühne Blick ihrer großen blauen Augen, den, wie die Gallier Cäſar verſicherten, kein Feind aushalten könne.

So groß ſie waren, ſo rieſenhaft waren ſie auch an körperlicher Stärke. Als die Cimbern den römiſchen Konſul Catulus an der Etſch angriffen, riſſen ſie Baumſtämme mit den Wurzeln aus der Erde oder ergriffen Felsblöcke und ſchleuderten ſie in den Fluß, um die von den Römern erbaute Brücke zu zerſtören. Ein altes Glarner Geſchlecht führt bis auf den heutigen Tag eine Tanne im Wappen, weil der Ahnherr bei einem Kampf mit den Schwyzern eine Tanne mit den Wurzeln

aus der Erde gerissen und damit die Feinde in die Flucht getrieben haben soll. Ebenso erzählt Ammian aus den Kriegen Julians, daß gefangene Alemannen Baumstämme von vierzig Fuß Länge und darüber mit Leichtigkeit auf den Schultern getragen und zu den Festungsbauten herbeigeschleppt hätten.

Mit der Stärke verband sich eine außerordentliche Gewandtheit. Teutoboch, der König der Teutonen, der bei Aquä Sextiä in Gefangenschaft geriet, vermochte über vier bis sechs Pferde hinwegzuspringen; beim Aufsitzen sprangen in der ältesten Zeit alle germanischen Reiter auf die Pferde, da der Gebrauch der Steigbügel unbekannt war. In gleicher Weise wurde die Schnelligkeit und Ausdauer im Lauf geübt. Das gab Veranlassung zur Ausbildung einer eigenen Truppe, die aus leicht bewaffnetem Fußvolk bestand und in Verbindung mit der Reiterei kämpfte: jedem Reiter wurde ein Fußgänger beigegeben, meist jugendliche, ausgewählte Krieger, welche beim Angriff neben den Pferden herliefen und die feindlichen Reiter und Pferde im Kampf besonders von unten zu treffen suchten, daß sie stürzten, im Fall des Rückzuges aber sich an den Mähnen festhielten und so wieder zu den Ihrigen zurückkamen. Cäsar fand diese Kampfesweise so vorteilhaft, daß er nach ihrem Vorbild eine leichte Legion errichtete, welche nachmals bei Pharsalus den Ausschlag gab. Auch die Reiter wußten unter Umständen rasch vom Pferde zu springen und in ungünstigem Terrain den Kampf zu Fuß aufzunehmen: die Pferde waren dazu abgerichtet, ruhig stehen zu bleiben, bis die Reiter sich wieder aufschwangen.

Von Jugend auf waren alle Germanen an den Gebrauch der Waffen gewöhnt und damit vertraut. Dazu dienten Schwerttänze, Waffenspiele, kriegerische Übungen, die Jagd auf die wilden Tiere und vor allem der Krieg selbst. Waffen waren die Weihgeschenke der Verlobten, bewaffnet hielten die

Germanen ihre Verſammlungen, mit den Waffen gaben ſie ihren Beifall zu erkennen, darauf wurden die Eide abgelegt, ſie nahmen ſie mit ins Grab; ſo wuchſen ſie von Jugend auf mit denſelben zuſammen und trennten ſich ſelbſt im Tode nicht von ihnen.

Es liegt auf der Hand, daß dieſe Stärke und Gewandtheit in Verbindung mit einer außerordentlichen Sicherheit in der Führung der Waffen den Germanen ſelbſt der ausgebildetſten Taktik gegenüber von größtem Vorteil ſein mußte. Sie war der nächſte Grund zu der perſönlichen Überlegenheit im Kampf Mann gegen Mann, trotz der viel beſſeren römiſchen Waffen und der Gleichmäßigkeit und Übereinſtimmung im Gebrauch derſelben. Zugleich ſteigerte ſie in hohem Maß das Selbſtvertrauen und die Siegeszuverſicht der Germanen. Denn bei der Kampfesweiſe des Altertums, ja ſelbſt bis zu Ende des Mittelalters, hatte ſie eine ganz andere Bedeutung wie jetzt: erſt die allgemeine Einführung der Schußwaffen hat ihre Bedeutung weſentlich vermindert. So lange aber in jeder Schlacht ſchließlich das Handgemenge den Ausſchlag gab, gehörte ſie mit zu den weſentlichen Faktoren der Entſcheidung. Darum liebten die Germanen auch vorzugsweiſe das Nahgefecht und den Einzelkampf; ihre Feldherren ließen es ſich nicht nehmen, in der Schlacht mit zu kämpfen und dem Heere in perſönlicher Tapferkeit und Bravour voranzuleuchten, ja ſie mußten es, wenn ſie nicht dem Verdacht der Feigheit ſich ausſetzen wollten, ſo ſehr der Überblick dabei verloren ging und die eigentliche Oberleitung darunter litt. Es war das wirkſamſte Mittel der Anfeuerung, viel wirkſamer als der Befehl. War freilich der Führer einmal gefallen, und auf ihn richteten ſich deshalb die Angriffe des Feindes immer zunächſt, ſo wankte die Schlacht dann um ſo leichter. So fiel Tejas, der letzte Heldenkönig der Oſtgoten, im Jahre 552 in der Schlacht bei Nocera,

nachdem er faſt den halben Tag über unermüdet gekämpft und zahlloſe Einzelkämpfe beſtanden hatte, als er von neuem den vielfach durchbohrten Schild wechſeln mußte und ſich dabei nur einen Augenblick der nötigen Deckung beraubte.

Nicht minder waren die Germanen im Ertragen der Strapazen von Jugend auf geübt und abgehärtet. Beſonders gegen Hunger und Kälte, weniger gegen Durſt und Hitze. Schnee, Kälte und Regen aber war ihnen gleichgültig, trotz ihrer mangelhaften Bekleidung, und ſie marſchierten und kämpften dabei ebenſo ausdauernd und tapfer wie bei Sonnenſchein. Mit größtem Behagen ließen die Cimbern bei ihrem Übergang über die Alpen ihre halb nackten Leiber beſchneien und fuhren dann auf den Schilden die Gletſcher hinab, unbekümmert um die Schluchten und Abgründe.

Alle waren geübte Schwimmer, auch die Reiterei mit ihren Pferden verſtand ſich vortrefflich auf dieſe Kunſt. Selbſt reißende Ströme wie der Rhein wurden auf ſolche Art überſchritten. Oft genug mag es bei den Einfällen in Gallien geſchehen ſein, und wenn das Überſetzen in Nachen und Fähren bequemer war, ſo war das Überſetzen durch Schwimmen, beſonders in der Dunkelheit, viel weniger leicht bemerkbar.

Nehmen wir dazu den größeren Mut und alle jene glänzenden geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften, die wir bereits beſprochen haben, ſo hatten die Germanen in dieſer phyſiſchen und moraliſchen Überlegenheit allerdings vieles vor den Römern voraus. Und wurden ſie im eigenen Lande angegriffen, ſo kam ihnen in der damaligen Beſchaffenheit desſelben noch ein mächtiger Bundesgenoſſe hinzu: die Römer hatten dann nicht bloß das Volk, ſondern auch das Land gegen ſich. Das war aber auch ſo ziemlich alles, was bei einem Kampf mit dem damals erſten Kriegsvolk der Welt und der geeinten und einheitlich organiſierten Macht des ungeheuren Reiches zu ihren

Gunſten in die Wagſchale fiel. In allem Übrigen konnten ſie ſich mit den Römern nicht meſſen, um ſo weniger, als es an einer politiſchen Einigung fehlte und die einzelnen Stämme, meiſt jeder für ſich, auf eigene Hand den Kampf mit den Feinden aufnahmen. Das wird ſich noch deutlicher herausſtellen, wenn wir nun die Hauptpunkte des germaniſchen Kriegsweſens im einzelnen erörtern.

Wir beginnen mit den Waffen. Ohne Zweifel waren ſie weder bei den verſchiedenen Stämmen, noch innerhalb desſelben Stammes gleich, wie ſchon aus den Berichten der Alten geſchloſſen werden kann und die Gräberfunde noch weiter beſtätigen. So z. B. führt Tacitus als unterſcheidendes Kennzeichen der gotiſchen Stämme an, daß ſie runde Schilde und kurze Schwerter hätten. Ebenſo wenig iſt eine gleichmäßige Bewaffnung der einzelnen anzunehmen. Jeder hatte ſelbſt für ſeine Waffen zu ſorgen, und wenn dabei eine gewiſſe Übereinſtimmung aus der nationalen Kampfweiſe und Heerordnung ſich von ſelbſt ergab, ſo war doch gewiß vieles auch vom Zufall und der Willkür abhängig. Den Römern, die ihre eigenen Waffenfabriken hatten (ſpäter im Weſten namentlich in Trier), kamen die germaniſchen Waffen ſo unvollkommen und mangelhaft vor, daß wie ſie ſagen es überhaupt keiner Kunſt zu ihrer Anfertigung bedurft habe. Denn wie jeder ſeine Ausrüſtung ſelbſt zu beſchaffen hatte, ſo mußte er auch imſtande ſein, dieſe leicht wieder ausbeſſern zu können, wenn ſie ſchadhaft geworden war. Regelmäßig geſchah das im Felde vor jeder Schlacht: noch im ſechſten Jahrhundert war es ſo bei dem fränkiſch-alemanniſchen Heer, welches den Goten zuhilfe nach Italien gezogen war. Doch befanden ſich ohne Zweifel in jedem Heer Schmiede und andere Handwerksleute, die im Notfall aushalfen, und wäre es auch nur unter den Hörigen des Troſſes geweſen.

Gewöhnlich denken wir uns Schild, Schwert und Lanze als die allgemeinen Waffen der alten Germanen. Zu Chlodwigs oder Karls des Großen Zeit war das auch wirklich der Fall, in der Urzeit aber bei weitem noch nicht. Der Schild war allerdings als Schutzwaffe unerläßlich, denn da der Kampf Mann gegen Mann geführt wurde, konnte eine Deckung im Handgemenge nicht entbehrt werden: auch gegen Pfeile und Wurfgeschosse gewährte er in den meisten Fällen Schutz, wenn sie nicht mit Maschinen geschleudert wurden. Dagegen waren Schwert und Lanze nach Tacitus' ausdrücklicher Angabe noch selten. Nur die vorderen Glieder trugen Lanzen. Bei der keilförmigen Schlachtordnung hätten die hinteren Glieder keinen freien Gebrauch davon machen können; auch sonst erwiesen sie sich wegen ihrer Länge im Gefecht oft hinderlich, besonders im Wald, worauf Germanicus vor der Schlacht an der Weser seine Römer aufmerksam machte, um ihnen Mut einzuflößen.

Die Schwerter aber konnten schon um deswillen nicht allgemein sein, weil das Eisen noch verhältnismäßig selten und kostbar war. Zwar führen drei Stämme vom Schwert den Namen, die Suardonen im östlichen Holstein, die Sachsen im westlichen und die Cherusker um den Harz und die Weser. Allein gerade ihre Namen zeigen, daß zu der Zeit als dieselben aufkamen, der Gebrauch der Schwerter noch nicht bei allen Stämmen verbreitet sein konnte, weil man sie sonst nicht zur Unterscheidung danach hätte benennen können. Immerhin beweisen sie, daß das Schwert sehr weit in die Urzeit zurückreicht, nur nicht als regelmäßige und allgemein verbreitete Waffe. Am merkwürdigsten ist der Name der Cherusker, den schon Cäsar kennt, denn das altsächsische heru bezeichnet wirklich ein größeres Schwert, das nur von gehärtetem Erz oder Eisen sein konnte. Sehr viel älter als die erste Erwähnung des Namens bei Cäsar wird übrigens sein Ursprung nicht sein.

Die Sachſe aber (sahs culter), wovon die Sachſen ihren Namen haben und die bei ihnen und den Angeln verbreitet waren und nachmals bei der Eroberung von Britannien ſo gute Dienſte leiſteten, ſind lange Meſſer, die wie das dem lateiniſchen saxum verwandte Wort zeigt, urſprünglich von Stein geweſen ſein müſſen: in Ortsnamen hat ſich die urſprüngliche Bedeutung von Fels oder Stein bis auf den heutigen Tag erhalten. Natürlich wurden ſie ſpäter allgemein aus Erz oder Eiſen gefertigt wie die eigentlichen Schwerter. Denn ſobald metallene Waffen aufkamen, mußten die ſchwächeren ſteinernen mit der Zeit ſchwinden, ebenſo wie dann die ehernen (aus einem Gemiſch von einem bis zwei Teilen Zinn und acht bis neun Teilen Kupfer) von den eiſernen verdrängt wurden, weil ſie im Kampf gegen die letzteren zerſprangen oder durchgeſchlagen wurden. Doch haben ſich Waffen von Stein oder von Holz mit ſteinernen Spitzen und Schneiden, wie die Gräberfunde zeigen, noch lange neben den metallenen im Gebrauch erhalten. Erſt während der Kriege mit den Römern mögen ſie allmählich verdrängt worden ſein, denn Erz und Eiſen war die liebſte Beute der Germanen, noch lieber als Gold und Silber, und wenn man gleich fertige Waffen erbeuten konnte, was bei den Niederlagen der Römer nichts Seltenes war, ſo nahm man natürlich auch dieſe in Gebrauch. Die allgemeine Verbreitung von eiſernen Waffen aber erfolgte erſt während der Völkerwanderung, nur daß daneben ſich wieder das Erz oder die Bronze noch längere Zeit behauptete. Bei einzelnen Stämmen, wie bei den Langobarden, ſcheint ſelbſt zu Karls des Großen Zeit das Erz noch nicht vollſtändig verdrängt geweſen zu ſein, während es bei den zum fränkiſchen Reich gehörigen Stämmen allerdings der Fall war.

Die älteſten Waffen waren alſo noch ſehr roh und einfach und gewiß von denen der ariſchen Urzeit nicht weſentlich verſchieden. Wie Schild, Wurfſpeer und Keule bei allen Völkern

die erſten Waffen ſind, aus denen ſich die übrigen dann nach und nach entwickeln, ſo waren ſie es neben dem Streithammer und der Streitaxt auch bei den Germanen. Eigentümlich war ihnen die Framea oder der Streitmeißel, ein kurzer hölzerner Schaft, deſſen Ende in eine beilartige Schneide von Stein, Erz oder Eiſen auslief. Sie diente ebenſowohl im Handgemenge zum Stoß oder Hieb wie bei Beginn des Kampfes zum Wurf und war deshalb auch wohl mit einem Öhr und Riemen zum Zurückziehen verſehen. Bei den Franken wurde ſpäter die Streitaxt beſonders beliebt und daher in der bei ihnen üblichen Form Franziska genannt; ebenſo kam der Ango oder der gezackte Wurfſpeer bei ihnen auf, der wenn er traf, aus der Wunde nicht wieder herausgezogen werden konnte und daher meiſt tödlich war, oder wenn er im Schild ſtecken blieb, wenigſtens den Schild niederriß und unbrauchbar machte. Außerdem war wie überall für das Ferngefecht der Bogen mit Pfeilen und die Schleuder im Gebrauch. Daneben verbreiteten ſich im Kampf mit den Römern auch Schwerter und Dolche immer allgemeiner. Alle Waffen waren im Vergleich mit den römiſchen ſchwer und plump: zwar feſt und ſolid, aber regelmäßig ganz ohne Kunſt gearbeitet und viel weniger widerſtandsfähig. Betrachten wir ſie uns der Reihe nach noch etwas näher.

Von Schutzwaffen waren nur Schilde im allgemeinen Gebrauch. Sie waren groß und unförmlich: viereckig, bis zu vier Fuß breit und ſechs Fuß lang, im Verhältnis zur Größe aber ſehr leicht, meiſt nur aus Flechtwerk oder dünnen bemalten Brettern gefertigt. Doch auch ſo waren ſie noch ſchwerfällig genug, ſo daß Germanicus darüber ſpotten konnte. Indes wenn ſie den ganzen Mann und unter Umſtänden ſelbſt eine Kolonne decken ſollten, mußten ſie notwendig die entſprechende Größe haben.

Das leichte Fußvolk und die Reiterei hatten kleinere runde, daher nicht so lange, aber etwas breitere Schilde, ähnlich wie bei den Römern. Die östlichen Stämme hatten durchweg runde Schilde, übereinstimmend mit den hinter ihnen wohnenden Sarmaten. Später kam allgemein eine kleinere Form der Schilde in Gebrauch, und sie hatten in dieser späteren Gestalt nur noch eine Größe von vier Fuß Länge und zwei Fuß Breite.

Dagegen wurde ihre Widerstandskraft durch Metallbeschläge und Lederüberzüge verstärkt.

Zum Festhalten dienten zwei Handhaben im Inneren, eine zum Durchstecken des Oberarms, die andere für die Hand. Zugleich erhielten sie Riemen, die durch die Griffe gezogen wurden, zum Überhängen über die Schultern, damit wenn beide Hände zur Führung der Waffen nötig waren, der Schild auf den Rücken geworfen werden konnte. Das Schwert hing, wo ein solches vorkam, auf der rechten Seite, entweder an einem Wehrgehenk über die linke Schulter oder an einem Gürtelband.

Nur im Norden kamen auch metallene Schilde vor, eiserne im fränkischen Reich wohl nicht vor dem neunten Jahrhundert: rund, oval oder unten spitz zulaufend; in der Folge verwandelte sich die Form in ein längliches Dreieck. Das gewöhnliche Material aber blieb leichtes, zähes Holz oder ein Geflecht von Weiden oder Wurzelfasern. Noch im dreizehnten Jahrhundert finden sich Rittersiegel, deren Zeichnung auf Flechtwerk deutet. Besonders merkwürdig ist ein bohneburgischer Wappenschild aus dieser Zeit, der aus vier einfachen Feldern besteht, von denen je zwei abwechselnd eine geflochtene und eine glatte Fläche zeigen. Denn der Schild war zugleich das Wappen, weshalb die gewöhnlichen Rittersiegel bis Ende des Mittelalters regelmäßig auch eine dreieckige Form haben.

Die Sitte, Sinnbilder und Embleme auf dem Schilde zu führen, ist uralt. Sie dienten zum Schmuck wie zum Kennzeichen: schon Tacitus berichtet, daß man dazu die ausgesuchtesten Farben genommen habe. Doch scheinen in der Urzeit mehr die Stämme als die Geschlechter sich durch die Farben unterschieden zu haben; feststehende eigene Wappen kamen erst viel später auf, zuerst wie jede Auszeichnung bei den Fürsten- und Herrengeschlechtern. So hatten die cimbrischen Reiter weiße, die Arier an der oberen Weichsel schwarze Schilde; Skandinavier und Sachsen rote, die Friesen braune, die Franken im fünften Jahrhundert weiße mit gelben Buckeln. Die Nationalfarben mögen damit zusammenhängen, doch verdanken sie ihren Ursprung zunächst wohl den Feldzeichen und Fahnen. Denn die altfränkischen Farben sind rot und weiß, die alemannischen rot und gelb.

Panzer und Helme bildeten seltene Ausnahmen und wurden nur etwa geführt, wenn sie als Beute oder Geschenk in die Hände der Germanen gekommen waren. Doch hatten schon die cimbrischen Reiter metallene Helme und Panzer, wie denn im skandinavischen Norden und von da auch weiter in Jütland die Schmelz- und Schmiedekunst sich früher ausgebildet hat als in Deutschland. Dann kamen sie besonders bei Fürsten und Vornehmeren in Gebrauch; im Alemannenkrieg gegen Julian scheinen die Könige Helme mit farbigen Büschen gehabt zu haben. Häufiger, aber auch nur bei Vornehmeren, war der Gebrauch von Tierfellen, die als Mantel um die Schultern getragen wurden und deren Kopfhaut man mit den Ohren, Hörnern oder Geweihen über den Kopf zog. Das vermehrte das ungeheuerliche Aussehen der germanischen Krieger und flößte den Feinden Schrecken ein: die spätere Helmzier des Mittelalters ist ein Rest dieser alten Sitte. Der gemeine Mann dagegen kämpfte regelmäßig ohne Kopfbedeckung, auch

Bruſt und Nacken waren bloß. So blieb es bis in das ſechſte Jahrhundert, ja im Grunde auch ſpäter, denn eine volle Rüſtung iſt noch lange Zeit ein Vorzug der Fürſten und Herren geweſen und erſt, als ſich im zehnten Jahrhundert der Kriegsdienſt änderte, auf die Ritterſchaft übergegangen.

Die älteſten Angriffswaffen ſind der Streitkolben und die Keule, letztere in doppelter Geſtalt als Schlag- oder Wurfkeule. In den Gräbern fanden ſich auch ſolche mit ehernen Köpfen und Stachelſpitzen nach Art der ſpäteren Morgenſterne. Die Keule ſcheint urſprünglich allgemein in Gebrauch geweſen zu ſein, denn ſie führte nach Iſidor bei den Galliern den Namen Teutone. Zum Wurf reichte ſie nicht weit, war aber dafür von um ſo ſtärkerer Wirkung. Als Mark Aurel zwei Löwen gegen die Markomannen über die Donau ſchickte, hielten dieſe ſie für große Hunde und erlegten ſie mit ihren Keulen.

Aus dem alten Streitkeil, der urſprünglich von Feuerſtein, Hornblende oder Granit und mit ſcharfer Schneide verſehen war, ſpäter aber von Erz gefertigt wurde (von einem halben bis zu zehn Pfund ſchwer, vier bis zwölf Zoll lang, an der Schneide zwei bis vier Zoll breit), ging ſpäter der Streitmeißel oder die Framea hervor. Sie fügte ihm einen hölzernen Schaft von etwa drei bis vier Fuß Länge hinzu und verlieh ihm dadurch nicht allein eine viel größere Gewalt beim Stoß oder Schlag, ſondern machte ihn auch zum Wurf brauchbar. Nur mußte die Spitze jetzt etwas verkleinert werden: dieſelbe iſt in der Regel nicht über ſechs Zoll lang, zwei breit und ein Pfund ſchwer; ſie wurde entweder in den Schaft eingelaſſen und mit Sehnen und Riemen daran feſtgebunden oder am unteren Ende mit einer Höhlung zum Aufſtecken verſehen und angenietet oder angenagelt.

Die Framea kann als die eigentliche Nationalwaffe der alten Germanen gelten. Sie wird häufig von Tacitus ge-

nannt, meiſt in Verbindung mit dem Schild, auch wohl mit Schild und Schwert, und als mörderiſch und ſiegreich von ihm bezeichnet. Die Funde und Ausgrabungen haben ſie in großer Menge zutage gefördert, zuweilen mit größeren Stücken Bronze, was auf förmliche Gußanſtalten ſchließen läßt. Soweit ſie aus Bronze hergeſtellt wurden, ſind ſie meiſt wohl erhalten; auch einzelne erhaltene Schafte ſind gefunden worden. Die Schneide wurde geſchliffen und ſcheint gelegentlich durch eine hölzerne oder lederne Scheide gegen Abſtumpfung geſchützt worden zu ſein. Im Wurf reichten ſie weniger weit als der Wurfſpieß, aber doch immer bis auf dreißig Schritt. Da ſie zum Teil mit Riemen zum Zurückziehen verſehen waren, kam es offenbar weniger auf die Wirkung in die Ferne, als auf die Kraft und Gewalt des Stoßes an, und dieſe war allerdings ſtark genug, um nicht bloß breite und tiefe Wunden zu ſchlagen, ſondern ſelbſt Knochen zu zerſchmettern.

Die Wurfſpieße oder Gere (ahd. gero die Spitze, auch in vielen Ortsnamen) dienten vorzugsweiſe dem leichten Fußvolk und konnten im Bogen bis auf hundertundfünfzig Schritt, horizontal bis auf fünfzig Schritt mit Erfolg geworfen werden, kleinere noch weiter und mehrere auf einmal. Sie waren zunächſt für das Ferngefecht beſtimmt, womit das leichte Fußvolk den Kampf eröffnete. Von der Framea unterſchieden ſie ſich durch ihre größere Leichtigkeit und die ſcharfe, zweiſchneidige Spitze, die, in der Regel zwei bis drei Zoll lang, auch am hinteren Ende ſpitz zulief und ſtets in eine Schaftſpalte eingelaſſen wurde. Es finden ſich Spitzen von Stein, Bronze und Eiſen, ja ſelbſt von Knochen, und im Notfall, wenn keine Spitzen vorhanden waren, begnügte man ſich auch mit Härtung des zugeſpitzten Holzes im Feuer, wie Tacitus bezeugt. Übrigens diente der Wurfſpieß nicht bloß zum Gebrauch im Krieg, ſondern vornehmlich auch zur Jagd, und für dieſen

Zweck wurde er das ganze Mittelalter hindurch beibehalten, während die ſtärkeren Schutzwaffen ihn ſpäter aus dem Krieg verdrängten.

Bei den Franken kam in der Folge eine eigentümliche Art von Wurfſpieß auf, die an die Stelle der alten Framea trat und wie dieſe ſowohl zum Nahkampf als zum Wurf gebraucht wurde. Es iſt der Ango (lancea uncata bei Sidonius, ἄγγων bei Agathias), deſſen Spitze ſich vermutlich in der ſogen. bourboniſchen Lilie erhalten hat und zwei nach unten gebogene Widerhaken zeigt.

Der Schaft war mit metallenen Schienen beſchlagen, teils um die Waffe ſchwerer und wirkſamer zu machen, teils um ſie gegen den feindlichen Hieb beſſer zu ſchützen. Alſo ein kurzer, ſchwerer Spieß nach Art des römiſchen Pilums, deſſen eiſerne Spitze ebenfalls gewöhnlich einen Widerhaken hatte und deſſen Wirkung auf zehn bis zwölf Schritt Entfernung am größten war.

Der Ango verurſachte ſchmerzhafte und tödliche Wunden, da er nur äußerſt ſchwer wieder herausgezogen werden konnte; drang er in den Schild ein, ſo geſtattete er dieſen niederzureißen und machte den Gegner wehrlos. Da ſeine Anfertigung ſchon größere Kunſtfertigkeit vorausſetzt, ſcheint er erſt in der ſpäteren Zeit aufgekommen zu ſein, als die Franken in Gallien feſten Fuß gefaßt hatten. Im ſechſten Jahrhundert aber war er nächſt der Streitaxt die Hauptwaffe derſelben: ſo in dem fränkiſch-alemanniſchen Heer, welches 552 in Italien gegen die Griechen kämpfte, während er in dem früheren Feldzug Theodeberts von 539 noch nicht genannt wird.

Die ſchwere Lanze war nur zum Nahkampf und zur Bewaffnung der vorderſten Schlachtreihen beſtimmt. Sie ſollte vorzugsweiſe zum erſten Einbruch in die feindlichen Linien dienen. Die Germanen führten anfangs ſolche von ungeheurer Länge,

bis zu ſechzehn Fuß und darüber, wie aus der Anrede des Germanicus an die römiſchen Soldaten vor der Schlacht bei Idiſtaviſo hervorgeht. Das hatte in der Ebene, beſonders auf ſumpfigem Boden, große Vorteile, weil man den Feind ſchon von weitem erreichen konnte, war aber im Wald und Gebirge nachteilig, weil die Länge hier am freien Gebrauch der Lanze hinderte. Sie wurde deshalb ſpäter etwas verkürzt und ſcheint zu Tacitus' Zeit in dieſer Größe nur noch ſelten im Gebrauch geweſen zu ſein (raro maioribus lanceis utuntur). Nur einzelne Stämme wie die Quaden und Sachſen behielten die längere Lanze bei.

Um ihr Gewicht zu vermindern, brauchte man zu den Schaften vorzugsweiſe die leichten und zähen Holzarten, beſonders gern die Eſche, aber auch Linde und Fichte. Die Spitze, von Bronze oder Eiſen, war zweiſchneidig, meiſt neun bis fünfzehn Zoll lang und mit einer Höhlung verſehen, die auf den Schaft aufgeſetzt und mit Nägeln daran befeſtigt wurde. Fähnchen zur Verzierung der Spitze kamen erſt in der nachkarolingiſchen Zeit auf, Schaftbeſchläge oder Seitenblätter, in welche die Spitze auslief, zuweilen ſchon früher.

Die Lanze iſt von jeher die Hauptwaffe der Reiterei geweſen und war es auch bei den Germanen. Daher erklärt ſich der Sprachgebrauch des Mittelalters, wonach man unter Lanze oder Gleve (frz. glaive) geradezu den gerüſteten Ritter zu Pferde mit ſeinen Knechten verſtand. Stämme, die hauptſächlich zu Pferd kämpften, führten deshalb auch vorzugsweiſe die Lanze als Waffe. So war dieſelbe mit dem Schwert die alleinige Waffe der Vandalen im Krieg gegen Beliſar.

Aus einer Verbindung der Lanze mit der Streitaxt ging ſpäter die Hellebarde hervor, Hiltbarte oder Kampfbeil, auch Helmbarte oder Speerbeil, da die lange, mehrſchneidige Spitze Helm genannt wurde: auf der Rückſeite hatte ſie einen Haken

zum Herabreißen des Reiters. Sie war ausschließlich für das Fußvolk bestimmt und wurde im Mittelalter die gewöhnlichste Waffe der Söldner und Landsknechte. Doch findet sie sich annähernd schon auf karolingischen Münzen und mag bis an die Urzeit hinaufreichen.

Die einfache Streitaxt dagegen gehört jedenfalls schon der Urzeit an und ist von den Germanen wahrscheinlich schon aus Asien mitgebracht worden, ursprünglich von Stein, später von Erz oder Eisen. In der Form unserer gewöhnlichen Äxte, mit einem kurzen handlichen Stiel versehen, diente sie ebensowohl auf kurze Entfernung zum Wurf (drei Meereswellen weit), wie im Nahkampf zum wuchtigen Hieb. Die Westgoten schleuderten sie an einem Riemen und zogen sie nach dem Wurf wieder zurück; auch die Franken verstanden sie mit großer Sicherheit auf den Gegner zu werfen und so bei Beginn des Kampfes dessen Schild zu zertrümmern, worauf sie zum Schwert griffen. Bei den Franken war auch die Rückseite schneidig: daher der Name Bipennis, zweischneidiges Beil, oder nach dem Namen des Stammes Franziska.

Im fünften Jahrhundert scheint sie, wie dies aus der Geschichte Chlodwigs hervorgeht, bei dem fränkischen Fußvolk in allgemeinem Gebrauch gewesen zu sein. Auch das fränkische Heer, welches im Jahre 539 unter König Theodebert den Goten zuhilfe nach Italien zog, war mit Schild, Schwert und Streitaxt bewaffnet; bloß die Reiterei, welche die Leibwache des Königs bildete, hatte Lanzen.

Eine der ältesten Streitäxte, in Gestalt einer einfachen Holzaxt, schon von Eisen, ist im 17. Jahrhundert zu Tournay im Grab König Childerichs I. († 481) aufgefunden: das Eisen acht Zoll lang und an der Schneide vier Zoll breit. Doch kommen auch größere vor, bis zu vierzehn Zoll lang, zwei Zoll dick und vierzehn Pfund schwer.

Im ganzen sind indes die Funde selten, was darauf zu deuten scheint, daß die Waffe nur bei den Franken verbreitet war und erst seit der Zeit aufkam, als die alte Framea allmählich durch andere Waffen verdrängt wurde. Sie scheint gleichzeitig mit dem Schwert in häufigeren Gebrauch gekommen zu sein und verrät insofern jedenfalls einen Fortschritt in der Bewaffnung.

Ebenso ist der Streithammer schon der Urzeit angehörig, wie gewöhnlich zuerst von Stein, dann von Erz oder Eisen, gleich der Streitaxt zum Wurf wie für den Faustkampf geeignet. Er war dem Donar oder Thor geheiligt und diente daher vielfach zu symbolischen Handlungen. Als Waffe wurde er in der Urzeit besonders von der Reiterei geführt.

Das Schwert ist als allgemeine Waffe verhältnismäßig am spätesten in Gebrauch gekommen, hat dann aber die meisten älteren Waffen verdrängt. Es konnte aus Stein nicht wohl hergestellt werden, denn dieser war in der dazu erforderlichen Länge schwer zu verarbeiten und wenig haltbar, metallene Waffen aber waren in der Urzeit kostbar und selten. Wie teuer es noch im sechsten Jahrhundert war, sehen wir aus der Wergeldsbestimmung des ripuarischen Stammrechtes, wonach ein Schwert mit Scheide dem Wert von sieben Kühen, ohne Scheide von drei Kühen gleichgesetzt wird, während Schild und Lanze zusammen nur zweie wert waren. Doch hatten nach der Angabe Plutarchs die cimbrischen Reiter schon lange, gekrümmte, eherne Schwerter, und ebenso werden solche im Heere Ariovists erwähnt. Zu Tacitus' Zeit waren sie noch selten, wie die „Germania" ausdrücklich sagt, wenngleich sie an einer Stelle mit dem Schild und der Framea unter den Geschenken der Verlobten, und kurze Schwerter als Eigentümlichkeit der östlichen, gotischen Völker genannt werden. Hiernach scheinen sie bei den westlichen Stämmen damals kaum schon

in häufigerem Gebrauch gewesen zu sein: in der Anrede des Germanicus vor der Schlacht an der Weser werden sie gar nicht erwähnt, obgleich darin die Rüstung der Germanen ziemlich genau geschildert wird.

Erst infolge der langen Kämpfe mit den Römern, in denen man ihre mörderische Wirkung kennen lernte, der steigenden Kunstfertigkeit und der großen Beute, die man erwarb, wurden sie allgemein üblich und nun in verschiedener Form bei allen Stämmen Nationalwaffe, so sehr, daß Schwert und Lanze, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise als die Waffen des freien Mannes galten und der Ausdruck Schwert oder Schwertmagen bildlich zur Bezeichnung des Mannesstammes diente. Schon in den Volksrechten kommen sie häufig vor; zu Chlodwigs Zeit gehörten sie mit zur notwendigen Ausrüstung, und im sechsten Jahrhundert bildeten sie mit der Streitaxt und dem Ango die Hauptwaffe der fränkischen Heere. Darum knüpfte sich an das Schwert wie an die Lanze auch eine reiche Symbolik, und es begreift sich leicht, daß bei der Kostbarkeit eiserner Waffen eine besondere Erbfolge des Mannesstammes für dieselben sich ausbildete: Vieh, Waffen, Gerät und Kleider blieben lange die Hauptgegenstände des beweglichen Vermögens.

Die ältesten Schwerter, die man gefunden hat, sind gewöhnlich zwei bis drei Fuß lang, gerade, zweischneidig und spitz, ohne Parierstange und mit kurzem Griff, also offenbar dem römischen Gladius nachgebildet und wie dieses weniger zum Hieb wie zum Stoß. Die Klinge ist entweder mit dem Griff aus einem Stück gearbeitet oder durch denselben durchgesteckt, angenietet oder angenagelt.

Sie wurden an Ketten, Riemen oder Wehrgehängen über die linke Schulter an der rechten Hüfte getragen, auch wohl an einer um den Leib gehenden Koppel oder einem Gurt. Auch

die Scheide war ſpäter von Eiſen: die, welche man im Grab Childerichs I. zu Tournay gefunden hat, war mit Gold und Edelſteinen beſetzt, das Schwert ſelbſt breit und kurz (dritthalb Fuß lang), einſchneidig und ohne Spitze.

Die zunehmende Stärke der Schutzwaffen machte größere und längere Schwerter nötig. Solche kamen ſchon im ſechſten Jahrhundert auf und erreichten ſpäter ein Gewicht von fünfzig Pfund und darüber.

Mit den Schwertern hat man auch Dolche gefunden, die, wenn ſie nicht gerade von römiſcher Arbeit ſind, doch den römiſchen nachgeahmt ſcheinen. Sie ſind in der Regel nicht über einen Fuß lang, ſonſt den Schwertern ganz ähnlich und wurden wie dieſe, aber wohl ohne Scheide getragen.

Die Nationalwaffe der Sachſen war der Sachs, wovon das Volk ſeinen Namen erhalten hat. Es waren beſonders kurze Schwerter oder lange Meſſer, die aber wegen ihrer Kürze bequem zu führen und doch gleich den römiſchen Schwertern ſehr gefährlich waren. Später fanden ſie, etwas gekrümmt, auch bei den Franken Eingang und wurden von ihnen in dieſer Form Skramaſaxe genannt.

Neben dieſen Waffen kommen ſchon in älteſter Zeit, wie bei allen Völkern, noch die Schleuder und der Bogen vor. Indes ſo alt ſie ſind, ſie gelangten bei den Germanen, die vor allem den Nahkampf liebten, zu keinem rechten Anſehen und galten hauptſächlich als Waffen der Hörigen, wenn ſie auch gelegentlich bei Eröffnung des Gefechtes, der Verteidigung feſter Plätze oder dem Schutz von Flußübergängen gute Dienſte leiſteten und gewiß kein Germane die Übung im Bogenſchießen verſchmähte. Auch zur Jagd waren ſie unentbehrlich.

Die ſchweren Waffen, wie Äxte, Streithämmer, Schwerter und Meſſer, dienten erforderlichenfalls zugleich zum Holzfällen und Schanzenbau. Eigene Werkzeuge und Geräte nach rö-

mischem Vorbild (ferramenta) führte, wie Tacitus erzählt, nur das chattische Fußvolk; indes scheint die Sitte nicht allgemein geworden zu sein. Erst in den späteren fränkischen Heeren wurden solche in den Karren des Trosses nachgefahren, darunter auch Handmühlen.

Vom Lager- und Schanzenbau hielten die Germanen überhaupt nicht viel. Gegen Überfall sicherten sie sich durch Späher und vorgeschobene Reiter, die mehrfach erwähnt werden, und im Lande selbst machte ihre genaue Ortskenntnis den Lagerschutz überflüssig. Statt dessen errichteten sie zum Schutz in der Nacht nach altasiatischer Sitte ihre Wagenburgen: ringförmige, dicht an einander schließende Kreise der kleinen Wagen, die sie auf ihren Zügen mitführten und die nach den Bildern auf der Antoniussäule aus viereckigen Kasten auf vier massiven Rädern bestanden. Blieb das Heer länger an einem Ort, so wurden die Wagenburgen wohl noch durch Erdwerke und Palissaden verstärkt und die Wagen bis an die Nabe eingegraben. Solche waren bei den Goten noch im sechsten Jahrhundert in Gebrauch: sie wurden besonders gern auf Anhöhen oder in der Nähe von Flüssen angelegt, wo zugleich das Terrain noch eine weitere Deckung gewährte. Erst in der folgenden Zeit gingen die Franken zum römischen Lagerwesen über, als die Wanderungen aufgehört hatten und Frauen und Kinder im Krieg zuhause blieben.

Die einzelnen Stämme und größeren Heeresabteilungen hatten ihre eigenen Feldzeichen. Tacitus unterscheidet Bilder und Symbole (effigies et quaedam signa). Die ersteren bestanden, wie wir aus anderen Quellen wissen, vorzugsweise in Tierbildern, die den Göttern geheiligt waren und die Anwesenheit der Götter im Kampf vertraten, die Zeichen vermutlich ebenfalls in Bildern oder auch in bloßen Attributen oder Waffen, die man den Göttern beilegte. Sie wurden in den

heiligen Hainen aufbewahrt, von dort abgeholt und mit den dem Feind abgenommenen Feldzeichen wieder dahin zurückgebracht, wie später noch vielfach die christlichen Kirchen zu gleichem Zweck dienten. So führten die Cimbern einen ehernen Stier, die Teutonen einen Drachen, die Vandalen eine Schlange, die Sachsen bei der Eroberung von Burgscheidungen im Jahre 531 einen Löwen und einen Drachen, worüber ein Adler seine Fittiche ausbreitete. Mit der Annahme des Christentums verschwanden die heidnischen Tierbilder und es traten Fahnen und Banner an ihre Stelle, welche einzelne Stämme, wie die Westgoten, schon zu Ende des vierten Jahrhunderts führten.

Auch Trommeln und Hörner waren in der Urzeit schon im Gebrauch. Indes doch wohl mehr, um das allgemeine Zeichen zum Angriff zu geben, den brausenden Schlachtenlärm zu erhöhen und die Kampfbegeisterung vollends zu entflammen, als zu eigentlichen Signalen in unserem Sinne. Wenigstens wurden in den cimbrischen Kriegen die Trommeln von den Priesterinnen gerührt, was wieder auf eine Beziehung zum Kultus deutet. Sie bestanden aus großen Rädern oder geflochtenen Hürden, die mit Tierhäuten überspannt waren und einen gewaltigen Lärm machten. Ebenso kamen metallene Hörner vor, die einen schrecklichen Ton gaben, von roher Form, meist rückwärts gebogen. Sie werden später auch im batavischen Krieg, bei den Goten und Alemannen erwähnt.

Wie der einzelne für seine Waffen selbst zu sorgen hatte, so mußte er für die Dauer des Feldzuges auch für seine Verpflegung sorgen. Diese bestand bei förmlichen Wanderungen wohl größtenteils in den mitwandernden Herden, deren Ernährung durch die ausgedehnten Weiden sehr erleichtert wurde, aber auch in Getreide und sonstigen Vorräten, die man auf Karren oder Saumtieren mitführte. Dauerte die Wanderung

oder der Krieg länger, so war eine vorübergehende Bestellung des Bodens nötig, um die erschöpften Vorräte wieder zu ergänzen. Oder ein Teil blieb zuhause und sorgte daheim für den Ackerbau, während der andere ins Feld rückte. Natürlich war die Verpflegung auf Eroberungs- oder Beutezügen leichter als bei den Kriegen im eigenen Land, wo man das Eigentum der Freunde und Stammesangehörigen schonen mußte. Sie wurde daher im fränkischen Reich um so schwieriger, je mehr sich dasselbe vergrößerte und in je entferntere Gegenden die Kriegszüge gingen. Die Selbstverpflegung wurde daher auf den Marsch bis zum Sammelplatz und die nächstfolgenden drei Monate beschränkt; Gras, Holz und Wasser hatte das durchziehende Heer frei; für alles Weitere mußte die Heerführung sorgen.

Maschinen und größere Wurf- oder Schleudergeschütze (Ballisten und Katapulten), wie sie bei den Griechen und Römern seit der Zeit Alexanders des Großen allgemein in Gebrauch kamen, waren den Germanen vollkommen unbekannt. Auch in der Belagerungs- und Verteidigungskunst waren sie anfangs ganz unerfahren, lernten sie aber in den Angriffen auf die römischen Plätze so schnell, daß ein in den Kriegen Julians gefangener Alemannenkönig wegen seiner besonderen Geschicklichkeit im römischen Festungskrieg gebraucht und zu Belagerungen im Orient verwandt wurde.

Es gab also nur Reiterei und Fußvolk, keine Spezialwaffen, außer den leichten Truppen und den in Verbindung mit je einem Reiter kämpfenden Fußgängern. Die Hauptstärke des Heeres lag im Fußvolk, wie Tacitus zuerst von den Germanen überhaupt und dann mit besonderem Nachdruck noch einmal von den Chatten sagt. Das konnte bei der Beschaffenheit des Landes nicht anders sein, denn im Wald kann sich kein Reitervolk ausbilden. Aber auch davon abgesehen hat das

Fußvolk zu allen Zeiten stets den großen Vorteil vor der Reiterei voraus, daß es von Zufälligkeiten viel weniger abhängig und in jedem Terrain brauchbar ist. Insofern enthielt der Übergang zum späteren Dienst zu Roß und Harnisch einen Rückschritt gegen die altgermanische Kriegsverfassung, und schon in den Kriegen Kaiser Friedrichs II., im Söldnerwesen der Städte und vollends in den Landsknechten und den stehenden Heeren, die seit der Verbreitung der Schußwaffen aufkamen, gelangte das Fußvolk wieder zu seinen alten Ehren.

Der größte Teil des Fußvolkes war schwer bewaffnet. Zu den Leichtbewaffneten scheinen ursprünglich nur die auserlesenen jugendlichen Krieger gehört zu haben, welche als Elitetruppen in Verbindung mit der Reiterei kämpften. Denn der freie Mann wollte auch mit den Waffen des Freien kämpfen, und dies waren die schweren. Zur Verteidigung des Landes oder auf Geheiß der Herren nahmen auch wohl die Hörigen am Kriege teil: dieselben bildeten dann ebenfalls leichtes Fußvolk und wurden mit Schleuder, Bogen und Pfeilen oder kleinen Wurfspießen bewaffnet. Später, in der fränkischen Zeit, scheint das leichte Fußvolk in ausgedehnterem Maß zur Anwendung gekommen zu sein und außer den Hörigen zugleich die ärmeren Freien enthalten zu haben.

Die Reiterei war verhältnismäßig nicht zahlreich, aber wo sie vorkam ausgezeichnet und der römischen überlegen. Ihre Stärke und Ausbildung richtete sich vornehmlich nach den Wohnsitzen der verschiedenen Stämme. Daher hatten die Chatten in ihrem durchweg hügeligen und bewaldeten Land nur wenig, Bataver, Friesen, Tenchterer und Sigambern, welche in den rheinischen Niederungen wohnten, eine starke und besonders ausgezeichnete. Ebenso berühmt war später die Reiterei der Alemannen und Vandalen; bei den letzteren war sie Hauptwaffe des ganzen Volkes geworden. Dagegen scheinen die

Franken bis auf die Zeit Karls des Großen nur eine verhältnismäßig ſchwache Reiterei gehabt zu haben; wenigſtens tritt ſie in ihren Heerzügen meiſt wenig zahlreich auf. Erſt ſpäter wurde ſie zahlreicher und der Reiterdienſt allgemein: bereits zu Ende des neunten Jahrhunderts wird geſagt, daß es bei den Franken nicht üblich ſei zu Fuß zu kämpfen. Das ſind aber ſchon die Anfänge des ſpäteren Ritterweſens, die auf das romaniſche Weſtfranken zurückführen.

Wie zu allen Zeiten wird auch in der Urzeit die Reiterei vorzugsweiſe aus den reicheren und angeſeheneren Geſchlechtern, alſo aus dem Adel hervorgegangen ſein. Ihre Ausrüſtung iſt koſtſpieliger; wer mehrere Pferde mitnahm, brauchte auch einen Knecht, und ſchon der Beſitz brauchbarer Kriegspferde ſelbſt ſetzt Wohlſtand voraus. Das war ſpäter, als allgemein reiſiger Dienſt gefordert wurde, der Grund, weshalb viele Gemeinfreie ihrer Dienſtpflicht nicht mehr genügen konnten und deshalb in Abhängigkeit oder Vogtei gerieten.

Die Waffen des Reiters beſtanden außer dem Schild regelmäßig in Lanze, Schwert oder Streithammer. Der Streithammer wurde erſt ſpäter allgemein durch das Schwert verdrängt, doch kommen ſolche ſchon bei den cimbriſchen Reitern vor. Auch im Mittelalter blieben Lanze und Schwert die Hauptwaffen des Ritters; nur kam zum Schutz noch die volle Rüſtung hinzu.

Die Pferde waren klein und unanſehnlich, aber gewandt und ausdauernd; auch die in den Gräbern gefundenen Hufeiſen deuten auf kleinen Schlag. Die Gebiſſe, die man gefunden hat, ſind meiſt von Bronze. Sättel und Steigbügel waren lange unbekannt, indes finden ſich Sättel ſchon auf den Bildern der antoniniſchen Säule.

Das bewaffnete Volk war zugleich das Heer, denn Heer und Volk ſind gleichbedeutend und nur die Unfähigen, Kinder,

Frauen und Greise, von der Wehrpflicht ausgeschlossen. Das ist in der älteren Zeit bei jedem Volk der Fall und verstand sich bei den Germanen um so mehr von selbst, als die Stämme auf der Wanderung notwendig kriegerisch organisiert sein mußten: es sind wandernde Heere, die jeden Augenblick zur Verteidigung bereit sein mußten.

Die Abteilungen des Volkes, Gaue, Hundertschaften und Gemeinden, bilden daher auch die Abteilungen des Heeres; oder wie man vielleicht richtiger sagen kann, die Abteilungen des Volkes verdanken umgekehrt der heermäßigen Gliederung desselben ihren Ursprung. Hierbei wurde natürlich auf die Verwandtschaft und Geschlechterverbindung die möglichste Rücksicht genommen, wie wir denn aus Tacitus wissen, daß die nächsten Verwandten auch in der Schlacht beisammen standen; allein eine volle Übereinstimmung der taktischen Einheiten mit den Stämmen und Geschlechtern konnte nicht durchgeführt und noch weniger erhalten werden, denn die lebendigen, fortwachsenden oder absterbenden Verbindungen vertrugen sich nicht mit dem für die Gliederung des Heeres erforderlichen Zahlensystem. Die letztere mußte also notwendig die Geschlechterverfassung der Urzeit durchbrechen, und dies war um so folgenreicher, als sie bei der Ansiedelung zugleich auf das Land und dessen politische Abteilungen übertragen wurde. Wir werden im folgenden Abschnitt auf die Gau- und Centverfassung zurückkommen: sie ist bis in das zehnte und elfte Jahrhundert die Grundlage unserer Verfassung geblieben.

Dagegen ist es unmöglich, daß schon in der Urzeit ein Zusammenhang zwischen Dienstpflicht und Grundbesitz bestand und die Art und das Maß der Leistung von der Größe des letzteren abhängig gewesen wäre. Vielmehr war der Anteil, den jeder am Grund und Boden erhielt, erst eine Folge der Ansiedelung und die Dienstpflicht zunächst eine persönliche;

beides, Recht und Pflicht, ergab sich aus der Genossenschaft oder der Stammesangehörigkeit, ein fester Grundbesitz aber konnte nicht eher sich ausbilden, als bis das Volk selbst fest ansässig geworden und die verschiedenen Stämme nicht mehr, wie es während der Völkerwanderung noch geschah, im ganzen oder einzelnen vielfach die Gebiete wechselten. Nur die Identität der Gliederung des Heeres mit den allgemeinen Ordnungen des Volkes läßt sich behaupten.

Die Einteilung des Heeres scheint schon in der arischen Urzeit nach dem Decimalsystem erfolgt zu sein, wie die römische Centurie, der keltische Kanton und die deutsche Cent- oder Hundertschaft zeigt. Bei den nordischen Germanen tritt dafür das Großhundert zu 120 auf. Die Hundertschaft als mittlere Einheit ist überall nachweisbar, während dies für die Zehnschaft oder Dekanie wie für das Tausend oder den späteren Gau nicht in gleichem Maße der Fall ist. Daher bleibt auch bei der Übertragung der Heeresordnung auf die politischen Gebiete nur die Cent als Zahlname erhalten, während die Unterabteilungen durch die einzelnen Feldmarken (Gemeinden) und die größeren Gemeinschaften durch den Gau (Civitas) gebildet werden. So wenig das Zahlensystem mit der früheren Geschlechterverfassung übereinstimmt, so wenig konnte es, als feste Ansässigkeit eintrat, mit der Einteilung des Landes in Einklang gebracht werden, und es ist nicht daran zu denken, daß ein Gau gerade zehn Hundertschaften, und die Hundertschaft zehn Dekanien hätte enthalten müssen. Alle Institute der Verfassung und des Rechtes entspringen dem Leben und seinem Bedürfnis, aber nicht als fertige Schablonen, sondern nur als fruchtbare Keime, die sich unter dem Einfluß der Geschichte, d. h. der äußeren und inneren Schicksale des Volkes, erst entwickeln und fort und fort umgestalten. Wie die Stärke und Volksmenge der Stämme wechselte, kleine mit nur einem

Gau und größere mit mehreren oder vielen vorkamen, so war in der Folge auch der Besitz derselben von Zufälligkeiten abhängig, und die politischen Gebiete wurden mit der Ausbreitung oder Beschränkung der Stämme größer oder kleiner, so sehr man dabei auch die alten, einmal bestehenden Landeseinteilungen zu erhalten suchte. Nur bei den gotischen Stämmen erscheint das Tausend als durchgebildete militärische Einheit und für den Anführer derselben der besondere Ausdruck Millenarius oder Thusundisaths (Tausendführer); die Westgoten hatten sogar noch einen Quingentenarius oder Fünfhundertführer. Aber alle größeren Völkerschaften bedurften für die Einteilung des Heeres einer weiteren Gliederung nach Tausenden, wenn dieselben auch für die Abteilungen des Landes keine weitere Bedeutung mehr hatten.

Die allgemeinen Obrigkeiten des Volkes waren daher zugleich die Heerführer im Krieg: die richterliche und militärische Gewalt sind überhaupt wenn nicht die einzigen, doch weitaus die wichtigsten Befugnisse, welche das Volk seinen Oberen beilegte. Bei Völkern, welche Könige hatten, waren diese auch im Krieg die obersten Anführer. Andere, die im Frieden gar keine gemeinschaftliche Obrigkeit hatten, wählten für die Dauer des Feldzuges einen Herzog zum Anführer: unter ihm standen dann die einzelnen Stammhäupter oder Gaufürsten, unter den letzteren als Unterbefehlshaber die Centenare. Der deutsche Ausdruck dafür ist unbekannt, das Wort Graf gehört vermutlich erst der fränkischen Zeit an und scheint eine Übersetzung des lateinischen Comes. In späteren Urkunden findet sich dafür der Ausdruck Hunne (hunno); daß eine ähnliche Bezeichnung überall im Gebrauch war, zeigt das gotische Hundafaths für Centurio, wie in lateinischen Urkunden für Hunne oder Centenar umgekehrt auch Centurio gesagt wird.

Die Waffenpflicht erscheint zugleich als Waffenrecht, denn

die unbeschränkte Befugnis, überall Waffen zu tragen, war eines der wesentlichsten Freiheitsrechte. Die Wehrhaftmachung, die mit erreichter Mündigkeit eintrat, war daher ein wichtiger Akt und wurde in der Volksversammlung von einem der Fürsten, dem Vater oder den nächsten Verwandten vollzogen. Damit trat der Freie als Waffengenosse in die Gemeinschaft des Stammes und die Ausübung seiner Freiheitsrechte ein, wenn er auch vielleicht nicht alle politischen Rechte alsbald ausüben konnte. So z. B. ist es sehr wahrscheinlich, daß der eben wehrhaft gemachte Germane nicht sogleich zur Ausübung des Stimmrechtes in der Gemeinde mit den Familienhäuptern zugelassen wurde; dazu mußten vielmehr wohl noch andere Bedingungen kommen, wie erreichte Volljährigkeit, Abschichtung aus dem Hause des Vaters oder Gründung eines eigenen Hausstandes: auch das spätere Recht kennt ja einen doppelten Mündigkeitstermin, zu seinen Jahren und zu seinen Tagen kommen. Die Waffen aber legte er nicht wieder ab, es sei denn in den heiligen Hainen der Götter oder innerhalb der umfriedeten Gerichtsstätte. Bei Gelagen, Versammlungen oder vor Gericht dagegen erschienen alle Germanen bewaffnet. In dem Fehderecht, welches dem einzelnen zustand, konnte er im Fall der Beleidigung die Waffen selbst gegen einen Genossen brauchen, und so lange die Blutrache galt, wurde in gewissen Fällen die Fehde sogar zur Pflicht. Insofern bildeten die einzelnen Geschlechter wieder engere Friedensgenossenschaften innerhalb der Gemeinde für sich, die aktiv wie passiv für ihre Angehörigen einstehen mußten: ein Rest der alten patriarchalischen Verfassung, welcher lange Zeit der Ausbildung eines Strafrechtes vonseiten der Staatsgewalt hindernd im Wege stand.

Obgleich alle Waffenfähigen dienstpflichtig waren, rückte das ganze wehrhafte Volk doch nur im Notfall, zur Verteidigung des Landes oder im Fall einer Wanderung aus. Zur Ver-

teidigung mußte jeder auch ohne Aufgebot erſcheinen: die Nachricht von einem drohenden Angriff verbreitete ſich mit großer Schnelligkeit und wurde durch Boten von Ort zu Ort mitgeteilt; als die Sueven (Chatten) den Rheinübergang Cäſars durch Kundſchafter erfahren hatten, hielten ſie ſogleich eine Landesverſammlung und ſchickten nach allen Richtungen hin Boten mit dem Befehl an die waffenfähige Mannſchaft, ſich im Innern auf einem beſtimmten Punkt zu verſammeln, Frauen, Kinder und Habe aber in den Wäldern zu verbergen. Angriffskriege wurden in der Landesverſammlung beſchloſſen und, wenn nicht alle auszurücken brauchten, wohl auch das Aufgebot dafür beſtimmt: hierbei fand dann wie zu jeder Zeit eine Auswahl oder ein beſtimmter Wechſel oder freiwillige Einigung ſtatt: vorzugsweiſe wird die Jüngeren das Los getroffen haben. Von den Sueven berichtet Cäſar, daß aus jedem Gau jährlich je tauſend zum Krieg auszögen, während die übrigen das Feld beſtellen und für den Unterhalt ſorgen müßten, im folgenden Jahre dann der erſte Auszug zuhauſe bliebe und der andere Teil ins Feld rücke. Das konnte natürlich nur ſo lange gelten als der Krieg dauerte, doch wird ein ähnlicher Wechſel zwiſchen Kriegern und Ackerbauern gelegentlich überall vorgekommen ſein.

Dauerte einem Volk der Friede zu lange, ſo unternahmen einzelne mit einem freiwilligen Gefolge Kriegszüge auf eigene Hand. Gingen ſolche Unternehmungen gegen benachbarte Stämme, ſo bedurften ſie ohne Zweifel der Genehmigung des Volkes. Gegen das römiſche Reich ſcheint ſie ein- für allemal gegolten zu haben, denn ſeit dem dritten Jahrhundert hörten die Einfälle und Raubzüge über die Grenze kaum wieder auf, und die Römer machten in den meiſten Fällen nicht einmal den ganzen Stamm für die Räubereien einzelner beuteluſtiger Scharen verantwortlich. Nur ſo lange ein beſchworener Friede

beſtand oder gegen befreundete Stämme mußten ſie unterbleiben. Im allgemeinen aber wurden ſie vom Volk ſehr begünſtigt. Denn nichts beförderte die Kriegsübung mehr und bewahrte das Volk während eines längeren Friedens mehr vor Erſchlaffung als das Gefolgsweſen, und ein gebilligter Zug erhielt gleichſam eine nationale Weihe und teilte im Fall des Gelingens ſeinen Ruhm dem ganzen Stamm mit.

Rechtlich wird jeder aus dem Volk befugt geweſen ſein, als Führer aufzutreten und ein Gefolge zu werben. Thatſächlich aber waren gewiß nur Fürſten und Herren imſtande, ein ſolches zu unterhalten und größere Unternehmungen auszuführen, denn das Gefolge erwartete von ſeinem Herrn Gaſtmähler und Geſchenke und mußte wohl auch, bevor Beute gemacht war, von ihm ausgerüſtet und verpflegt werden. So wurde aus einer nationalen Schule des Krieges allmählich eine Verſtärkung der dynaſtiſchen Elemente, und wenn Cäſar, der doch auch nur Principes oder Fürſten als Führer nennt, das Inſtitut mehr in erſterem Sinne erwähnt, ſo erſcheint es bei Tacitus ſchon in ſeiner ausgebildeten jüngeren Geſtalt. Freilich war das Verhältnis kein lebenslängliches, und nach beendetem Zug war der Gefolgsmann zu nichts mehr verpflichtet. Allein es lag nichts näher, als daß Fürſten und Herren ein möglichſt großes und bleibendes Gefolge ſich zu erhalten ſuchten, und Tacitus ſagt ausdrücklich, daß ein Wetteifer unter ihnen beſtand, möglichſt viele und tapfere Leute zu haben, und daß der Ruhm eines anſehnlichen und ausgezeichneten Gefolges ſich auch über die Stammesgrenzen hinaus verbreitete: gerade ſo wie es noch im ſpäteren Mittelalter einem Fürſten zur Ehre gereichte, wenn er einen möglichſt großen Lehnhof hatte, und wie es heutzutage ein Vorzug jedes Staates iſt, über ein möglichſt ſchlagfertiges und großes Heer zu gebieten. Denn daß durch ein ſtattliches, kampfgeübtes Gefolge nicht bloß der Glanz und das Anſehen,

ſondern auch Recht und Gewalt der Fürſten vermehrt wurden, daß es Fehden und Kriege auch ohne Volksbeſchluß möglich machte, und daß es deshalb mehr als alles andere die Ausbildung der fürſtlichen Herrſchaft begünſtigte, liegt auf der Hand. Darum ſagt Tacitus, daß oft ſchon der bloße Name eines zahlreichen Gefolges hingereicht habe, Kriege zu verhindern. —

Was die Kampfesweiſe ſelbſt anlangt, ſo waren die taktiſchen Formen zwar im Vergleich mit den römiſchen noch einfach und roh, allein ſie entſprachen dem Charakter des Volkes und haben im Verein mit deſſen kriegeriſchen Tugenden vielfach über die römiſchen den Sieg davongetragen.

Die gewöhnliche Schlachtordnung war die keilförmige oder phalangitiſche, wie ſie urſprünglich allen ariſchen Stämmen eigen geweſen zu ſein ſcheint: ſo bei den Indern, den Griechen, ſpäter noch bei den Macedoniern und anfangs auch bei den Römern. Sie hat auch bei den Germanen von der Urzeit an über tauſend Jahre ſich erhalten und wurde noch im zehnten und elften Jahrhundert von den Franken, Angelſachſen und Dänen angewandt. Das Heer bildete aber regelmäßig nicht bloß einen, ſondern drei Keile neben einander. Da deren Reihen nach hinten immer breiter wurden, ſtießen ſie ſchließlich zuſammen; dann folgte die eigentliche Maſſe des Heeres. Der mittlere Keil war etwas ſtärker als die beiden anderen und ragte daher über ſie hinaus, an die Spitzen, die aus je einem oder zwei Mann gebildet wurden, ſtellte man in der Regel die ſtärkſten Leute. Wie die römiſchen Legionen urſprünglich mit der Einteilung des Volkes in Klaſſen und Centurien zuſammenhingen, ſo ſtand auch die germaniſche Schlachtordnung mit der Gliederung des Volkes nach Geſchlechtern, Hundertſchaften, Gaugemeinden und Stämmen in Verbindung, denn Tacitus ſagt ausdrücklich, daß die Aufſtellung nicht vom Zufall

abhänge, ſondern durch die Geſchlechter und die Verwandtſchaft bedingt werde, und daß gerade darin ein Hauptanreiz zur Tapferkeit liege. Das Nähere über die Art und Weiſe dieſer Verbindung wiſſen wir nicht. Daß die nächſten Verwandten zuſammenſtanden, war ebenſo natürlich wie zweckmäßig, da hierdurch nicht allein der Mut angefeuert wurde, ſondern auf dieſe Art auch der Tod eines Angehörigen der Pflicht der Blutrache gemäß augenblicklich am Feind gerächt werden konnte. Die Familienhäupter erhielten wohl die vorderſten Plätze.

Die Reiterei ſtand in Verbindung mit dem leichten Fußvolk auf den Flügeln und war zur Deckung der Flanken und des Rückens beſtimmt, nicht zur Unterſtützung des eigentlichen Hauptangriffes wie bei der griechiſchen und altrömiſchen Phalanx. Sie blieb meiſt geſchloſſen, lieferte Vorgefechte, beſchäftigte die feindliche Reiterei oder ſuchte das feindliche Heer zu umgehen und die Niederlage desſelben zu vollenden.

Die Schleuderer und Bogenſchützen, die ebenfalls zur Seite des ſchweren Fußvolkes ſtanden, pflegten den Kampf zu eröffnen. Dann wurden die leichteren Wurfſpieße, dann die ſchwereren und die Framea geworfen. Unterdes ſuchte die keilförmige Angriffskolonne in raſchem Lauf möglichſt ſchnell den Angriffspunkt zu erreichen und die feindliche Linie zu durchbrechen.

Hierauf folgte der Kampf im Handgemenge Mann gegen Mann, zuerſt mit der langen Lanze, dann mit Axt, Hammer und Framea; womöglich ſuchte man den Schild des Feindes durch Wurf zu zertrümmern und dem Gegner den Kopf zu ſpalten oder ihn zu durchbohren.

Eine Aufſtellung in mehreren Treffen, wie ſie bei den Römern hergebracht war um nach Überwindung des erſten das zweite und dritte als Reſerve brauchen zu können, war den Germanen urſprünglich unbekannt. Das ganze Heer war in eine Schlachtordnung geſtellt und zum gemeinſchaftlichen An-

griff bestimmt; erst in den Kämpfen mit den Römern, die oft durch ihre Reserve eine halb verlorene Schlacht wieder zum Stehen brachten und noch gewannen, lernten auch die Germanen den Wert eines Rückhaltes kennen und nicht alles auf einen Wurf zu setzen.

Indes war in vielen Fällen der Angriff ihres Heeres so ungestüm und für die fein gegliederte römische Legionsaufstellung mit ihren langen, aber verhältnismäßig schwachen Linien und ihren Intervallen so überraschend und gewaltsam, daß es oft im ersten Anlauf gelang, nicht bloß das erste, sondern auch das zweite feindliche Treffen zu durchbrechen, so daß es zur normalmäßigen römischen Fechtart, Anlauf des ersten Treffens, Werfen des Pilums und Angriff mit dem Schwert, gar nicht kam, ja zuweilen nicht einmal das Pilum geworfen werden konnte. Dann vermochte nur die kaltblütige Umsicht des Feldherrn durch geschickte Benutzung der Reserven oder der Reiterei die Niederlage abzuwehren, wogegen ein vereitelter Angriff der Germanen allerdings oft genug in völlige Vernichtung ihres Heeres überging, da es den Kampf mit dem Mut der Verzweiflung bis zum letzten Mann fortsetzte.

Für die Defensive im Feld und den Angriff gegen Festungsmauern diente die Form der Schildburg oder die Testudo, eine von allen Seiten und selbst von oben durch die vorgestreckten oder über die Köpfe gehaltenen Schilde gedeckte Aufstellung nach Art unserer Vierecke. Die Germanen liebten aber die Defensive überhaupt nicht, und ihre normale Gefechtsform war nur für den Angriff berechnet: ein Hinhalten des Gefechtes, um die Kräfte des Feindes zu ermüden, die eigenen aber für den richtigen Zeitpunkt zur Offensive aufzusparen, war ihnen unbekannt und bei ihrer auf möglichst raschen Durchbruch berechneten, völlig geschlossenen Kampfesweise unmöglich.

Indes gab es doch Fälle, wo eine gedeckte Stellung nicht entbehrt werden konnte, sei es auf dem Marsch, wenn dieser durch Flankenangriffe beunruhigt wurde, sei es in der Schlacht, wenn dieselbe zum Stehen gekommen oder verloren war und einzelne Abteilungen zugleich von der Seite und im Rücken angegriffen wurden. Für solche Fälle diente die Schildburg, indem die einzelnen Kolonnen oder Abteilungen sich rasch zu kleinen Vierecken zusammenschlossen und durch die vorgehaltenen Schilde zu decken suchten. Wie fest dabei die Schilde ineinander gefügt waren, zeigt der Bericht Cäsars über die Schlacht gegen Ariovist, in der die römischen Soldaten, um in die Vierecke eindringen zu können, zum Teil auf die Schilde hinaufspringen mußten, um sie von oben auseinander zu reißen und die Aufstellungen sprengen zu können. Auch auf dem Rückzug setzten einzelne Abteilungen, in einer Stärke von etwa dreihundert Mann, den Kampf in dieser Weise fort und blieben dabei so geschlossen, daß selbst die Getöteten noch in Reih und Glied stehen blieben, bis die ganze Abteilung gesprengt und aufgerieben war.

Ebenso diente die Schildburg beim Vorrücken zum Sturm auf Mauern und Wälle, um die feindlichen Wurf- und Schleudergeschosse unwirksam zu machen. Die größten und stärksten Männer wurden dabei in die vorderen Reihen, die kleinsten in die hinteren gestellt, so daß die Phalanx sich nach rückwärts abdachte, und wenn sie am Fuße der Mauer angekommen war, nun eine zweite Kolonne über die obere Schilddecke der ersten den eigentlichen Angriff ausführte.

Gegen stärkere Festungswerke, vorliegende tiefe Gräben und eine geschickte Verteidigung war freilich eine solche, man möchte fast sagen kindliche Angriffsweise ohne Erfolg, und das Schilddach gewährte nicht einmal gegen die schweren, mit Maschinen geschleuderten Geschosse hinlänglichen Schutz. Dann mußte zur

förmlichen Einschließung und Belagerung des Platzes, Aufschüttung von Dämmen, Ausfüllung der Gräben und Zerstörung der Palissaden übergegangen werden, wobei die Germanen lange Zeit allerdings nur römische Vorbilder nachzuahmen vermochten.

Gleichwohl fehlt es nicht an Beispielen, daß auch jene naive Angriffsweise, namentlich im Fall einer Überrumpelung, zum Ziel führte und die vorliegenden Gräben im ersten Anlauf durch Faschinen und Sandsäcke ausgefüllt wurden. Auch blieb bis zur Erfindung der Feuerwaffen die Befestigungskunst stets gegen den Angriff im Vorteil, so daß ein gut verteidigter Platz sich selbst gegen eine regelrechte Belagerung jahrelang zu behaupten vermochte und es schließlich keinen großen Unterschied machte, welche Mittel dem Angreifer zugebote standen, wenn er nur mit Energie und Entschlossenheit vorging. In dem unausgesetzten Kampf gegen römische Wälle, Lager und Festungen lernten aber die Germanen, besonders die westlichen Stämme, bald alle Mittel anwenden, deren sich auch Griechen und Römer bei dem Angriff auf feste Plätze bedienen mußten, so daß ihre Übung darin größer wurde als die der letzteren selbst.

Ein zerstreutes Gefecht kam regelmäßig nur bei dem leichten Fußvolk in Verbindung mit der Reiterei auf dem Marsch oder auf den Flügeln der Schlachtordnung vor. Denn wie die Germanen das Hauptgewicht auf den geschlossenen Massenangriff legten, so liebten sie auch den Nahkampf Mann gegen Mann im ganzen mehr als das zerstreute Gefecht aus der Ferne. Doch kam dasselbe im großen Maßstab zur Verteidigung im eigenen Lande vor, und dann löste sich wohl das ganze Heer in eine Anzahl getrennter Abteilungen auf, um die Feinde von allen Seiten zu umschwärmen, sie von Hinterhalten in Verstecken und Waldschluchten aus zu überfallen,

durch fortgesetzte Angriffe zu ermüden und schließlich womöglich im Handgemenge zu vernichten.

Diese Kampfesweise war besonders von Armin ausgebildet worden, und die Germanen erlangten darin im Bunde mit der Natur des Landes und der genauesten Ortskenntnis ein ganz außerordentliches Geschick: ihr haben sie die Erhaltung ihrer politischen Selbständigkeit, und die Römer die größten und schwersten Niederlagen zu verdanken. Gelang es den Feind in Sumpf oder Waldgebiete zu locken, was bei der damaligen Beschaffenheit des Landes und einer geschickten Benutzung der Verbindungswege nicht sonderlich schwer war, so war er entweder vollständig verloren oder erlitt wenigstens die empfindlichsten Verluste und mußte froh sein, wenn er mit dem Rest seiner geschlagenen Truppen den Rhein wieder erreichte. Davon liefert die Geschichte aller römischen Invasionen von der Zeit des Drusus bis zu Ende des vierten Jahrhunderts eine Menge von Beispielen.

So erklärt sich der Widerwille, womit die römischen Legionen zu diesen Unternehmungen später ins Feld rückten, das Zaudern und die Unentschlossenheit der Führer, der Mangel an Vertrauen und im besten Fall die große Vorsicht, womit sie dem zurückweichenden Feind folgten, denn die Flucht war regelmäßig eine verstellte, und bei jedem Schritt, den sie ins Innere vordrangen, mußten sie wagen, das Opfer einer List zu werden.

Wie schlau und hinterlistig die Germanen dabei verfuhren, zeigt der Einfall der Römer im Jahre 388, wo die Franken unter ihren Herzögen Sunno und Markomer alle Zugänge zu den passierbaren Wegen verschanzt und nur solche zu Irrwegen offen gelassen hatten. Nachdem das römische Heer glücklich wieder in den Sumpf gelockt war, wurde es wie gewöhnlich überfallen und vernichtet.

Es ist das große Verdienst Armins, diese Art von Taktik, welche im eigenen Lande allein entscheidende Erfolge versprach, bei den Germanen zu Ehren gebracht zu haben. Denn nur so konnten die gewaltigen Vorteile ausgeglichen werden, welche die Römer in ihrer besseren und durchweg gleichförmigen Ausrüstung, in ihrer viel feineren und gelenkeren taktischen Gliederung, dem einheitlichen Oberbefehl, der strengen Disziplin und der Sicherheit, womit sie die gewohnte Gefechtsform handhabten, vor den Germanen voraus hatten. Bei den unerwarteten, oft tagelang erneuerten Angriffen aber konnte die letztere regelmäßig gar nicht entwickelt werden, und die überlegene Taktik der Römer, selbst wenn sie noch so leicht von der Marschordnung zur Gefechtsaufstellung überzugehen wußten, kam nicht zur Geltung, weil entweder kein Platz zur Aufstellung war oder die Germanen ihnen keine Zeit dazu ließen. Das zerstreute Gefecht machte die Anwendung geordneter Angriffslinien (in zwei oder drei Treffen mit den üblichen Zwischenräumen zwischen jeder Kohorte) unmöglich, während es den Germanen in dem durchschnittenen, gebirgigen Terrain die größten Vorteile bot.

Befestigungen im eigenen Lande scheinen die Germanen in größerer Zahl erst seit den römischen Eroberungsversuchen angelegt zu haben. Auch bei der Verteidigung des Landes liebten sie mehr den Angriff als die Defensive und den Festungskrieg, anders als die Kelten, die bereits Städte als feste Mittelpunkte und Zufluchtsstätten für das umliegende Land kannten, sie als Stützpunkte im Kriege benutzten und gegen feindliche Angriffe geschickt zu verteidigen wußten. Dagegen war das erste Auftreten der Germanen in der Geschichte ein durchweg aggressives; ihr ganzes Land bildete gleichsam eine natürliche Festung, wobei es mehr darauf ankam, einem eindringenden Feind auf dem Fuß nachzufolgen und die Vorteile des Terrains

gelegentlich überall ſich zunutze zu machen, als beſtimmte Plätze zu halten und zu verteidigen, die ja doch von den Römern umgangen werden konnten und auf die ſchließliche Entſcheidung des Feldzuges von keinem Einfluß waren; und zugleich fehlte es ihnen zur Anlage und Verteidigung von Feſtungen vorläufig noch an aller Erfahrung und Kenntnis, ſo daß ſolche keinenfalls ein ernſtliches Hindernis für die Römer abgeben konnten.

Indes iſt die Befeſtigung wichtiger Höhenzüge oder Päſſe doch ein ſo natürliches Hilfsmittel der Verteidigung, daß die Germanen wenigſtens nicht ganz darauf verzichten konnten, ſo roh und unvollkommen auch ihre Feſtungsanlagen immerhin ſein mochten. Solche finden ſich denn auch vorzugsweiſe in denjenigen Teilen von Deutſchland, welche den Angriffen der Römer zunächſt ausgeſetzt waren, oder auf Punkten, die eine beſondere Wichtigkeit hatten, wie auf den Höhen des Taunus, in der Nähe des Wertheimer Engpaſſes bei Gelnhauſen, auf der inneren Seite des Osning im Teutoburger Wald, aber auch auf dem linken Rheinufer, im Elſaß, in der Pfalz, auf den Höhen des Soon- und Hochwaldes. Die erſteren mögen von den Chatten und Cheruskern zur Zeit der Römerkriege angelegt worden ſein, die Verſchanzungen auf dem Taunus jedenfalls noch vor der Anlage des römiſchen Limes, die Teutoburg (jetzt Grotenburg) bei Detmold unmittelbar nach Erbauung der Feſtung Aliſo an der Lippe. Die letzteren ſcheinen aus älterer Zeit herzurühren und ſchon von den Kelten errichtet zu ſein, als die Germanen anfingen, den Rhein zu überſchreiten und nach Gallien vorzudringen. Einzelne liegen auf ſo überaus ſchwer zugänglichen Punkten, daß ſie offenbar die Beſtimmung gehabt haben, zur Bergung von Vorräten zu dienen, worauf zum Teil auch ihre Größe deutet.

Sie beſtehen meiſt aus ringförmigen Steinwällen von ſehr verſchiedener Stärke und Ausdehnung mit einem einzigen ſchmalen

Zugang, weshalb sie auch geradezu Ringwälle genannt werden. Die Steine, oft mächtige Blöcke, sind unbehauen und ohne Bindemittel, aber möglichst dicht über einander angehäuft, bis zu einer Höhe von acht und einer Stärke von zwanzig Fuß. Kleinere haben oft nur wenige hundert Schritt im Umfang, größere bis zu einer halben Stunde. Einzelne mögen zugleich Opfer- und Dingstätten gewesen sein, die meisten aber hatten ohne Zweifel eine ausschließlich kriegerische Bestimmung, denn diese vermag allein den großen Aufwand von Zeit und Kraft zu erklären, der zu ihrer Erbauung nötig war. Während die größeren zunächst zu Zufluchtsstätten für Menschen und Vieh dienten, scheinen die kleineren hauptsächlich dazu bestimmt gewesen zu sein, vorgeschobenen Beobachtungsposten Schutz gegen feindliche Überfälle zu gewähren. Alle liegen auf Bergen, die eine freie Aussicht darbieten, viele auf Ausläufern, die weit in die Ebene vorspringen und sich daher vorzugsweise zu Beobachtungsposten eigneten. Zu einer energischen, aktiven Verteidigung eigneten sie sich allerdings nicht sonderlich, da sie wegen des einzigen schmalen Zuganges Ausfälle nicht leicht gestatteten.

So begegnen wir zum Zweck des Angriffes wie der Verteidigung, im freien Feld wie im Festungskrieg, überall sehr primitiven Formen der Kriegskunst, die mit den römischen nicht entfernt den Vergleich aushalten. Nur in dem kleinen Krieg, der allerdings zuweilen die größten Dimensionen annahm, waren die Germanen im eigenen Land unübertroffene Meister und im Bund mit der Natur desselben den Römern überlegen.

Davon abgesehen aber war ihre Aufstellung und Taktik im offenen Feld so einfach und kunstlos, daß es ohne die gewaltige Kraft und Tapferkeit des Volkes kaum begreiflich wäre, wie dasselbe den Römern auf der Höhe ihrer kriegerischen Ausbildung nicht bloß standhalten, sondern sie oft genug besiegen konnte,

ſeit dem dritten Jahrhundert ſogar ſo regelmäßig, daß ſie ſchließlich das Vertrauen zu ihrer alten, vielerprobten Legionstaktik verloren und wieder zu einer Art phalangitiſcher Aufſtellung zurückkehrten.

Freilich entſprach die Schlachtordnung der Germanen und der damit ausgeführte Maſſenſtoß genau der Stufe der kriegeriſchen Ausbildung und dem geiſtigen Charakter des Volkes, und inſofern war ihre Taktik nicht bloß die relativ beſte, ſondern die einzige, welche ſie damals überhaupt anwenden konnten. Denn alle taktiſchen Formen müſſen zunächſt vor allem dem Nationalcharakter entſprechen.

Die keilförmige Schlachtordnung aber oder der hauende Eberkopf, wie ſie in nordiſchen Quellen genannt wird, geſtattete dem ganzen Heer alsbald die Teilnahme am Angriff, konzentrierte dieſen auf den entſcheidenden Punkt und führte ihn mit ſolcher Geſchloſſenheit und Kraft, daß die römiſchen Linien in ihrer durchbrochenen und geöffneten Stellung meiſt bei dem erſten Anſturm über den Haufen gerannt wurden und keine Zeit fanden, zu ihrer normalmäßigen Fechtart überzugehen. Zugleich boten die Spitzen der Keile den ſchweren Wurfſpießen der Römer, womit ſie aus einer Entfernung von etwa zehn bis zwölf Schritt den Kampf zu eröffnen pflegten, nur ein ſehr unbedeutendes Treffobjekt; ja der Angriff erfolgte zuweilen, wie in der Schlacht Arioviſts gegen Cäſar, mit ſolchem Ungeſtüm, daß nicht einmal Zeit zum Werfen des Pilums blieb, ein Hauptvorteil der römiſchen Taktik, den Feind zunächſt zu erſchüttern, ehe er mit dem Schwert angegriffen wurde, alſo ganz verloren ging. Daher hatte ſchon Marius, um den ſchwachen römiſchen Linien mehr Widerſtandskraft gegen den Stoß der germaniſchen Angriffsſäulen zu geben, die Manipel, die als kleinſte taktiſche Einheit unſerer heutigen Compagnie vergleichbar iſt, auf zweihundert Mann verſtärkt und die Ko-

horte von je drei Manipeln, also in einer Stärke von sechshundert Mann, wie sie etwa unserer Bataillonskolonne entspricht, zur Grundlage der Gefechtsaufstellung gemacht. Und mit dieser Formation hatte er dann wirklich in Verbindung mit einer sorgfältigen Auswahl des Schlachtfeldes und einer umsichtigen und geschickten Leitung der Schlacht seine großen Siege über die Cimbern und Teutonen erfochten.

Allein so vorteilhaft die keilförmige Aufstellung sein mochte, so sehr sie dem Charakter des Volkes entsprach und gleich das ganze Heer in Mitleidenschaft am Kampf versetzte, ihre Mängel waren doch zu groß und auffallend, als daß die germanischen Heere im offenen Feld der römischen Taktik gewachsen sein konnten. Nachdem der erste Schreck im Cimbernkrieg einmal überwunden war, wußten ihr daher geschickte Feldherren stets den Sieg abzugewinnen, selbst wenn die eigene Schlachtordnung schon durchbrochen war. So Marius bei Aquä Sextiä und Vercelli, Cäsar bei Kolmar: über dreihundert Jahre dauerte es, ehe die Germanen im dritten Jahrhundert ihre ersten großen Siege im offenen Feld gegen die Römer gewannen.

Das ganze germanische Heer bildete eine starre, unförmliche, nur zum Angriff geordnete Masse, die wohl einen einmaligen gewaltigen Stoß ausführen konnte, zur geschickten Durchführung eines längere Zeit hin- und herschwankenden Gefechtes aber vollkommen ungeeignet war und wenn die Schlacht ungünstig ausfiel, nicht einmal einen geordneten Rückzug auszuführen gestattete. Dazu fehlte es dem Heer an der inneren Gliederung, der freien Bewegung, der Möglichkeit eines Zusammenwirkens und Ineinandergreifens taktischer Operationen und daher auch an dem entscheidenden Einfluß des Feldherrn, der jeden Zufall der Schlacht, jeden Fehler des Feindes alsbald zu benutzen versteht, wie es die Römer thaten und vor allem in so meisterhafter Weise Cäsar verstand. Denn der

Ausgang einer jeden Schlacht ist von vornherein zweifelhaft und das Kriegsglück will oft an einem Haar gefaßt und festgehalten sein. Die eigentliche Oberleitung des Feldherrn ging schon um deswillen verloren, weil er regelmäßig mitkämpfte: von einem Überwachen der Schlacht und einem planmäßigen Eingreifen in den Gang desselben konnte also keine Rede sein. Nur von den Chatten weiß Tacitus es als Zeichen ganz besonderer Kriegstüchtigkeit und Bildung zu rühmen, daß sie mehr dem Geschick des Feldherrn, als der Tapferkeit des Heeres vertraut hätten. Und doch ist uns auch von ausgezeichneten chattischen Heerführern nichts überliefert: die nationale Kampfesweise gestattete deren Hervortreten hier so wenig als bei anderen Stämmen.

Eine freie Bewegung mit der ganzen Schlachtordnung war, nachdem der Kampf einmal begonnen hatte, kaum noch möglich, ja diese konnte im Verlauf desselben meist nicht einmal ihren Zusammenhang behaupten, wenn nicht das Terrain ganz offen und eben war. Der Ausgang der Schlacht blieb also lediglich der mechanischen Wucht des Stoßes, dem Schrecken, den die erste Unordnung verbreitete, und dem Ungeschick des Feindes, mithin dem Ungefähr überlassen, während eine Benutzung einzelner Umstände und Gefechtsmomente, von denen oft alles abhängt, nahezu völlig ausgeschlossen war. Und selbst wenn der Angriff gelungen war, gestattete die unförmliche Masse nicht einmal, die Vorteile des Durchbruches recht zu verwerten. Während ein glücklicher Durchbruch der feindlichen Linie bei einer nur einigermaßen ausgebildeten Taktik stets den Sieg entschieden hat, war damit für die Germanen noch nicht viel gewonnen, denn sie hätten nun die getrennten Abteilungen des feindlichen Heeres aufrollen und zwischen zwei Feuer nehmen müssen, was bei dem Mangel an taktischer Gliederung unmöglich war. Oft genug sahen sie sich nun umgekehrt von den

Römern in Flanke und Rücken bedroht. Deshalb ſuchten dieſe womöglich eine Anhöhe zur Aufſtellung ihres Heeres zu wählen, wo die Wirkung ihrer Wurfgeſchoſſe weiter reichte als in der Ebene und mehrere Glieder hinter einander werfen konnten, wogegen der Anlauf der Germanen ſich von ſelbſt ſchwächte und die eigentliche Kraft des Stoßes verloren ging. So hatte Marius ſein Heer bei Aquä Sextiä aufgeſtellt: es gelang ihm, die Germanen in die Ebene hinabzudrängen, hier zu umringen und zu vernichten.

Eine Möglichkeit aber, die Schlacht abzubrechen und einen geordneten Rückzug anzutreten, gab es nicht. Es blieb nichts übrig, als den Kampf um jeden Preis fortzuſetzen, denn alles war auf einen Wurf geſtellt: den Maſſenangriff des geſamten Heeres. Und ſobald der Kampf zum Stehen kam und ſich in Einzelgefechte aufzulöſen begann, war der Vorteil auf Seiten der Römer, die mit ihren gegliederten und gelenken Formen unter einem umſichtigen und beſonnenen Führer leicht der viel größeren, aber ungefügen und gebundenen Kraft der Germanen Herr wurden.

Zwiſchen dem Sieg durch den gelungenen und der Vernichtung nach dem mißlungenen erſten Angriff gab es daher kein drittes. Deshalb haben alle Schlachten, welche Römer und Germanen bis zu Ende des dritten Jahrhunderts einander lieferten, regelmäßig entweder den einen oder den andern Ausgang gehabt, und nur der unerſchütterliche Mut der Germanen, ihre Todesverachtung und Todesfreudigkeit konnte die taktiſchen Mängel ihrer Kampfweiſe aufwiegen und ſie immer wieder von neuem mit der gleichen Siegeszuverſicht erfüllen.

Allerdings machten ſie bald in der Kriegführung weſentliche Fortſchritte. Es wurden nicht bloß Hinterhalte, ſondern auch Reſerven aufgeſtellt, die keilförmige Angriffskolonne erhielt bewegliche Flügel, neben dem Durchbruch wurde die Überflügelung

des Feindes als Mittel der Entſcheidung angewandt, und was von den taktiſchen Künſten der Römer überhaupt zu lernen war, das wußten ſie ſich in dem fortwährenden Kampf mit ihnen gar bald zu eigen zu machen. Aber im ganzen hielten ſie doch an der Grundlage ihrer nationalen Kampfweiſe und Gefechtsordnung nahezu tauſend Jahre unverändert feſt.

Und was ihnen ſchließlich den Sieg über die Römer verſchaffte, das war nicht die ſteigende Ausbildung der Form, die größere Übung und Geſchicklichkeit in der äußeren Kunſt des Krieges, denn zuletzt beſtanden ja die römiſchen Heere ſelbſt faſt nur noch aus Germanen, ſondern das Feſthalten an den altnationalen Tugenden, der kriegeriſche Geiſt des Volkes, die Leidenſchaft, mit der es jeden Kampf ausfocht, ſeine Freude am Sieg oder Tod und das unerſchütterliche Siegesvertrauen, das durch keine Niederlage gebrochen werden konnte. Denn alle taktiſchen Formen haben wie die Formen der Verfaſſung und des Rechtes nur relativen Wert, und ſelbſt die vollendetſte Kriegskunſt vermag auf die Dauer nichts gegen die überlegene Kraft eines geiſtig und ſittlich unverdorbenen Naturvolkes. Die Kriegsgeſchichte aller Zeiten hat dieſe Erfahrung beſtätigt, aber keine mehr als die der Kämpfe des römiſchen Weltreiches gegen die Germanen.

Drittes Kapitel.

Verfaſſung und Recht.

Indem wir uns anſchicken, eine Überſicht über Verfaſſung und Recht der alten Germanen zu geben, betreten wir ein Gebiet, das zu den beſtrittenſten der deutſchen Altertumskunde gehört, weil es nur aus den dürftigen Nachrichten der fremden Schriftſteller, vor allem des Cäſar und Tacitus, annähernd wiederhergeſtellt werden kann.

Während wir für das Agrarweſen durch die Ortsnamen, die urſprüngliche Bodenbeſchaffenheit und die Fortſchritte des Anbaues im eigenen Land, für das Kriegsweſen und andere Zweige des altgermaniſchen Lebens durch die Gräberfunde weſentlich unterſtützt werden, iſt hier keine ſolche Ergänzung durch einheimiſche Quellen möglich. Denn Geſetze wurden in der Urzeit noch nicht aufgezeichnet, und nur aus ſolchen vermöchten wir ein deutliches Bild von den politiſchen Zuſtänden der alten Germanen zu gewinnen.

Spätere Quellen fließen freilich reichlicher: vom fünften und ſechſten Jahrhundert an ſind uns in den Stammrechten von faſt allen germaniſchen Völkerſchaften eine Reihe wichtiger Rechtsaufzeichnungen erhalten, die ziemlich in derſelben Ordnung und Folge entſtanden, in welcher die Stämme ſich dauernd in den

Provinzen des römischen Reiches niederließen oder, soweit sie im inneren Deutschland blieben, der fränkischen Herrschaft unterworfen wurden; Quellen, die so dunkel und zweifelhaft sie in einzelnen Punkten sein mögen, im ganzen doch eine viel deutlichere und erschöpfendere Übersicht über das Staats- und Rechtsleben ihrer Zeit gewähren, als die mangelhaften Berichte des Cäsar und Tacitus für die Urzeit.

Da liegt es nun sehr nahe, den Inhalt dieser Stammrechte für die Urzeit zur Ergänzung herbeizuziehen. Aber wir sind dazu nicht berechtigt, wenn nicht zugleich zwingende innere Gründe es rechtfertigen oder verlangen. Denn der Grund der späteren Aufzeichnung lag gerade darin, daß sich das alte Recht verändert hatte, daß vielfach neue Verhältnisse in den neugegründeten Reihen entstanden waren und diese zunächst bei der Aufzeichnung berücksichtigt werden mußten. Wohl enthalten die Stammrechte zum großen Teil nur altes Gewohnheitsrecht, aber wie weit dies der Fall ist, können wir aus ihnen allein nicht bestimmen, weil wir dazu eben das ältere Recht vor seiner Aufzeichnung kennen müßten. Verfassung und Recht waren, wenn auch in den Grundlagen noch dieselben, doch andere geworden: die Völkerwanderung, der Übertritt zum Christentum und die Anfänge einer eigentlichen Staatsbildung liegen dazwischen.

Allerdings kann man auf diese Art das Bild leicht vervollständigen und ausmalen, zumal wenn wir uns über die Lücken und Widersprüche mit Vermutungen hinweghelfen. Allein man hat dann nicht mehr den beglaubigten, trockenen und dürftigen Bericht der Alten vor sich, sondern das Bild erscheint subjektiv gefärbt, je nach den Vorstellungen, welche der Verfasser sich davon macht, oder dem System, welches er in unsere alten Zustände hineinträgt.

Es wird immer einen großen Reiz behalten und wenn

mit Vorsicht und Besonnenheit verfahren wird, auch verdienstlich bleiben, das Bild auf diese Weise zu vervollständigen. Ja in gewissem Sinne sind wir dazu genötigt: denn ein Zusammenhang muß doch nun einmal hergestellt werden, und wo die Angaben der Schriftsteller sich widersprechen, wenigstens eine Vermittelung versucht oder eine Entscheidung getroffen werden.

Indes ist gerade dadurch auch die überaus große Menge von Streitfragen und verschiedenen Ansichten entstanden. Denn die Ansicht eines jeden gestaltet sich besonders und verschieden, sobald sie ein erschöpfendes Bild gewinnen und ihm womöglich auch Farbe und Glanz verleihen will. So ist fast kein Punkt unseres ursprünglichen Staats- und Rechtslebens, der nicht bestritten und zweifelhaft wäre, und je mehr in den letzten Jahrzehnten darüber geschrieben worden ist, desto mehr haben sich die verschiedenen, oft ganz entgegengesetzten Ansichten gehäuft. Der eine hält sich mehr an Cäsar, der andere mehr an Tacitus, der eine findet die Anfänge unserer Verfassung monarchisch, ein zweiter aristokratisch, ein dritter demokratisch, der eine glaubt mit einem völlig ausgebildeten Staatswesen beginnen zu müssen, worin Selbsthilfe und Fehderecht nur eine sehr untergeordnete Stelle einnehmen, ein anderer läßt umgekehrt die letzteren die größte Rolle spielen und geht von einem Mangel aller eigentlichen Staats- und Rechtsordnung aus: die Gegensätze, welche wir oben in der Schilderung der Kultur der Urzeit berührt haben, wiederholen sich auch hier, denn wie man sich die Kulturstufe vorstellt, so muß man sich auch das politische Leben denken, da beide im innigsten Zusammenhang stehen. Und innerhalb dieser Extreme giebt es für jede Ansicht wieder eine endlose Menge von Varietäten, so daß man beinahe glauben sollte, alle möglichen und unmöglichen Ansichten seien nun hinlänglich erschöpft. Aber es tauchen fortwährend andere und neue auf.

Wenn also irgendwo, so thut gerade hier Bescheidenheit und Maßhalten in der Ausführung not. Nichts kann weniger zum Ziel führen, als eine unmotivierte Polemik, wo der eine von seinem Standpunkt aus so gut gehört zu werden verdient als der andere, nichts mehr schaden, als wenn der einzelne die Resultate, die er gewonnen zu haben glaubt, mit einem Anspruch auf Sicherheit und Unfehlbarkeit vorträgt, wo jede Ansicht innerhalb gewisser Voraussetzungen und Schranken gleichberechtigt scheint, keine aus den Quellen vollständig begründet oder widerlegt werden kann. Wir ziehen es vor, das Bild in einzelnen Teilen lieber unbestimmt und zweifelhaft zu lassen, als die Zahl derer zu vermehren, welche mit einem fertigen und abgeschlossenen System Licht über unsere altgermanischen Zustände verbreiten zu können meinen, und wenn wir in einzelnen Fällen gleichwohl zu Vermutungen unsere Zuflucht nehmen, so wird uns daraus niemand einen Vorwurf machen, sofern die Vermutungen vorläufig als solche nur begründet erscheinen. Auch den Zusammenhang oder die Kontinuität der geschichtlichen Entwickelung dürfen wir gelegentlich zur Ergänzung heranziehen, sobald es feststeht, daß die Entwickelung in einer ganz bestimmten Richtung erfolgt sein muß. —

Der Staat erwächst überall aus der Familie, und diese stellt schon für sich selbst einen Staat im kleinen dar. Die Urfamilie ist wie man gesagt hat auch der Urstaat. Die persönlichen Beziehungen, welche in der Familie zwischen Herrschaft und Gesinde, Eltern und Kindern, Mann und Frau bestehen, wiederholen sich in analoger Weise, nur in größerem Maßstab, zwischen den Angehörigen des Staates: Obrigkeit und Unterthanen, Freien und Unfreien, Fürst und Volk. Zu allen Zeiten dauert der ursprüngliche Zusammenhang zwischen Staat und Familie wenigstens insoweit fort, als die Familienver-

fassung in gewissem Sinn maßgebend für die staatliche Ordnung bleibt, die letztere gleichsam als Abbild der ersteren sich darstellt. Sobald Zucht und Ordnung aus der Familie weichen, weichen sie auch aus dem Staat, und die Auflösung jener hat stets auch die Auflösung des Staates zur Folge. Je tiefer und fester aber die Familienbande sind, desto tiefer und fester ist auch die staatliche Ordnung begründet; die Heiligkeit beider geht Hand in Hand.

Indes von einer politischen Verfassung reden wir erst, wenn die Familie sich zum Stamm oder Volk erweitert hat, und nun erscheint das Volk als die natürliche Grundlage des Staates. Aus der Familie wächst das Geschlecht hervor, aus dem Geschlecht der Stamm, und die Stämme gehen wieder in Völker auseinander: die Stämme trennen sich und schlagen ihre eigenen Bahnen ein.

Diese Trennung hat für die arische Völkerfamilie schon in der asiatischen Urheimat stattgefunden, und wie das Urvolk schon vorher einen relativ hohen Kulturgrad einnahm, so hatte es vorher auch schon die ersten Anfänge eines staatlichen Lebens ausgebildet. Mit den Wanderungen aber hörte die Gemeinschaft auf. Wie die Völker in Sprache und Sitte, Glauben und Recht auseinander gingen, so entwickelte sich von den gemeinsamen Grundlagen aus auch das politische Leben bei jedem einzelnen verschieden. Denn zu den großen geistigen Erzeugnissen, welche die nationale Eigentümlichkeit der Völker ausmachen, gehört auch die Verfassung. Jedem Volk ist eine besondere Verfassung eigen: sie wird wie das Recht teils durch seine wirtschaftliche, teils durch seine geistige und sittliche Entwickelung bedingt, und wie in der ersteren ein naturgesetzlicher Faktor sich geltend macht, das Volk überall zunächst von seinen äußeren Lebensbedingungen abhängig erscheint, so tritt derselbe auch in seinem politischen und rechtlichen Leben hervor, mit

anderen Worten, die geiſtige und ſittliche Entwickelung bleibt bis zu einem gewiſſen Grad an die natürlichen Grundlagen ſeiner Exiſtenz gebunden, und die Verfaſſung erſcheint nirgends als das Produkt freier ſchöpferiſcher Willkür des Volkes, ſo eigentümlich es dieſelbe innerhalb der gegebenen Schranken auch zu geſtalten und den naturgeſetzlichen Faktor zu beherrſchen vermag. Lage des Landes, Bodenbeſchaffenheit, Klima, Produkte, Reichtum oder Mangel an Waſſer, Lauf der Flüſſe, Meeresküſten, Gebirge, Ebene, das alles wirkt auf das wirtſchaftliche Leben und dadurch mittelbar auch auf das politiſche und rechtliche Leben der Völker ein. Man könnte ſagen, die nationale Verfaſſung ſei faſt ebenſo ſehr von der Verſchiedenheit der Länder als der Völker abhängig: wenigſtens ſind Geſchichte und Geographie nicht zu trennen.

Im weiteren Verlauf der Geſchichte fallen Völker und Staaten zwar nicht notwendig mehr zuſammen, denn der Krieg verrückt überall die Grenzen und ruft neue Bildungen hervor, wobei verſchiedene Völker ſich zu einem verbinden, andere ſich trennen, andere auf Koſten ihrer Nachbarn ſich vergrößern, vorübergehend auch wohl große Weltreiche gegründet werden, die eine Menge von Völkern umfaſſen. Aber das urſprüngliche Verhältnis bleibt doch auch ſpäter in Kraft, der Staat entſteht zunächſt in und mit jedem einzelnen Volk, und ſeine Verfaſſung wird zu allen Zeiten durch die eigentümliche Art und Anlage, das geiſtige und ſittliche Naturell des Volkes weſentlich mit bedingt. Auch wo die Miſchung noch ſo groß iſt, die Begriffe Volk und Staat noch ſo ſehr auseinander fallen, wird immer ein Volk das herrſchende oder vorwaltende ſein, das ſein eigenartiges Gepräge auch der Verfaſſung aufdrückt.

So lange ein Volk noch keine feſten Wohnſitze hat, ſondern nur wechſelnde Jagd-, Fiſcherei- oder Weidegebiete, bleibt die Familie die Grundlage ſeiner Verfaſſung. Die verwandtſchaft-

lichen Beziehungen, welche die Glieder des Volkes mit einander verbinden, sind älter als die lokalen, die es mit dem Boden verknüpfen. Wo diese noch fehlen, gliedert es sich also nach Geschlechtern und Stämmen, deren jeder seinen Häuptling hat, die aber mit einander nur in sehr loser oder gar keiner Verbindung stehen. Die primitiven Formen der Familien- und Geschlechterverfassung wandern mit, wenn ein Volk neue Wohnsitze aufsucht, und halten seine Angehörigen zusammen, so lange andere Bindemittel fehlen. So bei allen Jäger-, Fischer- und Nomadenvölkern bis auf den heutigen Tag.

Ein eigentlich politisches Leben aber kann sich bei solchen Völkern noch nicht entwickeln, und deshalb reden wir bei ihnen auch nur von Vorstufen wirtschaftlicher und staatlicher Ordnung. Denn das, was dem Staat sichtbare Gestalt verleiht, ist nächst dem Volk, welches ihn bildet, vor allem das Territorium, worauf er ruht, oder wie wir jetzt geradezu sagen, woraus er besteht: er ist uns heutzutage nicht sowohl ein ethnographischer als ein politischer (πόλις Stadt) und geographischer Begriff. Fehlt also noch ein bestimmtes Staatsgebiet, so fehlt auch ein wesentliches Merkmal des Staatsbegriffes; das Volk ist noch mehr Volk als Staat, wenn auch immerhin politisch organisiert.

Der Übergang von der Familie zum Staat vollzieht sich unmerklich und stufenweise, gerade so wie der Übergang zu höheren wirtschaftlichen Entwickelungsstufen. Denn der Staat ist überall eher vorhanden, als er zum Bewußtsein kommt. Er reift allmählich und in der Stille, teils äußerlich durch das Heranwachsen der Familie zu Geschlechtern und Stämmen, teils innerlich durch das Aufsteigen des Volkes zu höherer Kultur und Bildung.

Erst bei ackerbauenden Völkern, die sich in einem bestimmten Gebiet dauernd niedergelassen haben, tritt der Grund-

beſitz und das Territorium als zweites weſentliches Element zum Staat hinzu. Sie gliedern ſich nicht mehr allein nach Geſchlechtern und Stämmen, ſondern zunächſt nach den Abteilungen des Landes, und in demſelben Maß, in welchem die neuen Verhältniſſe feſten Beſtand gewinnen, verliert die Familie allmählich ihre politiſche Bedeutung, bis ihr ſchließlich nur noch eine privatrechtliche übrig bleibt. Damit entſteht der Staat im heutigen Sinn, den wir uns nicht anders als mit einem beſtimmten Gebiet oder Territorium verknüpft denken, ſo daß wir beide Begriffe, Staat und Staatsgebiet, auch für einander brauchen.

In dieſem Übergangsſtadium treffen wir die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geſchichte. Sie ſind kein Nomadenvolk mehr, aber ſie ſind auch noch kein Ackerbauvolk.

Ein reines Nomadenvolk freilich, das ſeine Weidereviere fortwährend wechſelt, ſind ſie niemals geweſen, ſo weit die Geſchichte reicht, vielmehr ein Wandervolk, das ſich mit den Waffen in der Hand Wohnſitze ſuchte, bis es nach jahrhundertelangem Umherziehen in Deutſchland von den Römern feſtgehalten wurde. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es die erſten Anfänge des Ackerbaues ſchon in der aſiatiſchen Heimat kennen gelernt und auf der Wanderung, wo ſich Gelegenheit dazu bot, weiter entwickelt hat. Denn ein ununterbrochenes Wandern iſt unmöglich anzunehmen und die Geſchichte der Sprache deutet darauf, daß es Zeiten gegeben hat, wo das Volk in fruchtbaren Ebenen länger verweilte. Aber es wurde von andringenden fremden Völkern immer wieder von neuem in ungewiſſe Fernen getrieben, und zu feſter Anſäſſigkeit gelangte es nicht. Gleich das erſte deutſche Volk, welches im zweiten Jahrhundert v. Chr. von den alten Schriftſtellern genannt wird, das der Baſtarnen, erſcheint viel mehr als Kriegs- wie als Nomadenvolk.

So haben wir uns die Germanen als wandernde Heere zu denken, die Weib und Kind, Vieh, Hab und Gut auf dem Zuge mit sich führten, aber jederzeit zu Angriff und Verteidigung gerüstet waren und darum Weib und Kind im Kampf auch stets in der Nähe hatten. Oft genug haben die Frauen durch ihren Zuruf eine wankende Schlacht wiederhergestellt, Männer und Söhne zum Kampf bis zum äußersten angefeuert, gelegentlich auch wohl selbst am Kampf teilgenommen und im schlimmsten Fall, wenn alles verloren war, sich und den Kindern den Tod gegeben.

Wenn nun auch die Geschlechterverfassung noch fortdauerte und vielfach statt des Staates das zusammenhaltende politische Band bildete, so bedurfte das Heer daneben doch einer bestimmten Gliederung, einer Ordnung, die durch die Geschlechtsangehörigkeit allein nicht hergestellt werden konnte. Mit einem Wort, das Heer mußte zahlenmäßig eingeteilt werden. Dazu boten sich die einfachen Zahlen zehn, hundert und tausend als die bequemsten dar: je zehn bildeten unter einem Obmann die kleinste Einheit, zehn Dekanien bildeten eine Hundertschaft oder Cent, die einen besonderen Führer erhielt, zehn Hundertschaften bildeten das Tausend, das wieder unter einem höheren Führer stand. Die Hundert- und Tausendführer, wofür schon im Gotischen besondere Namen vorkommen (hundafaths, thusundifaths), hatten nicht bloß den militärischen Oberbefehl, sondern blieben auch im Frieden, wenn sich das Heer irgendwo dauernd einrichtete, die obersten Richter: das Heer war das geordnete Volk und seine Anführer waren die Obrigkeit des Volkes.

An eine verschiedene Verfassung für Krieg und Frieden ist nicht zu denken, denn der Kriegszustand war der regelmäßige, alle wehrfähigen Germanen waren auch waffenpflichtig, und die Verbindung von Heerführer- und Richteramt hat bei uns zu

allen Zeiten fortgedauert. Sie wiederholt ſich bei den Königen und Fürſten der Urzeit, im fränkiſchen Reich, bei dem ſpäteren deutſchen König, wie bei den Grafen und Landesherren.

Dabei wird es urſprünglich geblieben ſein. Größere taktiſche Formationen kamen nicht vor, und die einfache keilförmige Schlachtordnung konnte nach der Zahl der Tauſende beliebig verſtärkt und vergrößert werden. Selbſt das Tauſend ſcheint jünger als die beiden kleineren Einheiten, denn während für die Zahlen eins bis hundert alle ariſchen Sprachen übereinſtimmen, gehen ſie für das Tauſend in ſehr auffälliger Weiſe auseinander, ſo daß nicht einmal die Lateiner und Griechen denſelben Namen dafür haben (mille, χίλιοι), während wir unſer Wort tauſend mit Litauern und Slaven gemein haben. Auch zerfielen noch zu Tacitus' Zeit die Germanen in eine Menge kleiner Stämme, für welche eine Zahl von tauſend ſtreitbaren Männern in Verbindung mit den Frauen, Kindern und Hörigen immerhin ſchon eine anſehnliche Volksmenge giebt. Mit dem Anwachſen der Stämme wurden mehrere oder viele Tauſende gebildet. Denn allerdings kamen auch ſchon größere Heere vor, die nach Hunderttauſenden zählen, und gleich die Cimbern und Teutonen, die als ganze Völker aufgebrochen waren, um neue Wohnſitze zu ſuchen, erſcheinen in ſo ſtattlicher Anzahl.

Natürlich trat die Geſchlechterverfaſſung dabei nicht vollſtändig zurück, ſondern die Heeresabteilungen, die doch wohl auch in der Schlacht beiſammen blieben, wurden mit beſonderer Rückſicht auf die Verwandtſchaft gebildet. Wenigſtens erzählt Tacitus, daß der vorzüglichſte Anreiz zur Tapferkeit darin liege, daß nicht der Zufall oder das Ungefähr, ſondern die Familien und Verwandtſchaften die Schlachtordnung bildeten. Wie dieſelben Geſchlechter zunächſt beſondere Gemeinſchaften für ſich ausmachten und ſich im Fall der Anſiedelung zuſammen

niederließen, so wurden sie auch denselben militärischen Einheiten zugeteilt.

Aber das Geschlecht war doch von Anfang an, sobald das Volk als Heer auftrat, nicht mehr allein das Entscheidende, sondern die Ordnung des Heeres trat in den Vordergrund, und damit war auch ein neues Prinzip für die Verfassung gewonnen.

Diese heermäßige Gliederung, deren man auf der Wanderung bedurfte, ist uralt. Sie findet sich bei allen germanischen Stämmen, in Skandinavien wie in England und in Dänemark, bei den Goten, Burgundern und Vandalen wie bei den Franken, Alemannen und Sachsen. Ihr Ursprung geht also in eine Zeit zurück, wo alle germanischen Stämme noch ungetrennt beisammen saßen, mindestens bis in das fünfte und sechste Jahrhundert vor Christi Geburt. In ihren Anfängen aber ist sie wahrscheinlich noch älter und knüpft an das allen arischen Stämmen eigene Decimalsystem an, wie wir es auch bei Griechen, Römern und Kelten finden (ἑκατοντάς, centuria, Kanton für Hundertschaft). Daß in einzelnen Gegenden, wie z. B. im skandinavischen Norden, für die Hundertschaft später das sogen. Großhundert von 120 eintrat, ändert daran nichts und ist für das System selbst gleichgültig.

Die Ordnung des Heeres wurde nun bei der Ansiedelung auf das Land übertragen, nur daß die letztere zunächst keine bleibende, sondern eine vorübergehende war. Aber jeder Freie, der als Stammgenosse im Heere diente, hatte, wenn sich der Stamm irgendwo niederließ, auch das Recht mit einem Anteil an Weide und Ackerland bedacht zu werden. Und wie man bei der Einteilung des Heeres auf die Verwandtschaft Rücksicht nahm, so war es natürlich, daß auch die Niederlassung familien- und geschlechterweise erfolgte. Darum sagt Cäsar geradezu, daß bei dem Wechsel der Wohnsitze die Häupter des

Volkes den Geſchlechtern und Verwandtſchaften jährlich das Land zugeteilt hätten.

Zehn Familien mögen mit ihrem Vorſteher die Gemeinde oder Dorfmark gebildet haben (vicus Dorf urverwandt mit dem lat. turba Schar), wie denn in der Folge bei einzelnen Stämmen für den Ortsvorſteher wirklich ſich der Name Decanus findet. Später, zur Zeit Heinrichs I., als der Kriegsdienſt ſich in einen Reiterdienſt verwandelte, iſt der zehnte Mann auch dadurch wichtig geworden, daß er in den Ritterſtand eintrat, während die übrigen für gewöhnlich nicht mehr auszuziehen brauchten. Zehn Gemeinden bildeten die Hundertſchaft oder Cent, die unter einem Centenarius oder Hunno ſtand (got. hundafaths); mehrere Hundertſchaften bildeten das Gebiet des Stammes oder den Gau, der unter einem Häuptling oder Fürſten ſtand. Große Stämme bewohnten mehrere Gaue, bei kleinen wird der Gau regelmäßig mit dem Stamm zuſammengefallen ſein. Die Namen Hundertſchaft und Gau aber kehren bei allen Stämmen ſo übereinſtimmend wieder, daß die Einteilung urſprünglich überall die gleiche geweſen ſein muß. Wollen wir dabei nicht ein ganz willkürliches Zahlenſyſtem für maßgebend halten, ſo bleibt nichts übrig, als die Einteilung des Landes durch die des Heeres vermittelt zu denken, wobei dann die Einheiten von zehn und hundert als ſehr natürlich und ſelbſtverſtändlich erſcheinen.

Die Heeresabteilungen alſo wurden Abteilungen des occupierten Landes und machten nun mitunter neuen Namen Platz, die wie Mark oder Gau vom Gebiet entlehnt waren. Dabei iſt es charakteriſtiſch, daß nur der Zahlname Hundert (Cent) allgemein auf das Land übertragen wurde, während man für die größeren Gebiete des Stammes das uralte ariſche Gau beibehielt, welches ſo viel wie Weidebezirk bedeutet: ein Beweis, daß als die Anſiedelung erfolgte, noch die Weidewirtſchaft über-

wog, die Stammgebiete urſprünglich nirgends feſt begrenzt waren, und für dieſe ſelbſt das Zahlenſyſtem nicht mehr paßte. Denn die Stärke der Stämme ſchnitt nicht gerade mit dem vollen Tauſend ab; nur die Cent konnte man bei der Einteilung des Landes durchführen, das Tauſend nicht mehr. Die Stämme dehnten ſich aus, ſo weit ſie konnten; Grenzen wurden nur gezogen, wo es um einen Streit mit Nachbarſtämmen zu vermeiden nötig war, und auch dann ließ man lieber eine ausgedehnte Strecke unbewohnten Waldes dazwiſchen, anſtatt mit den Anſiedelungen dicht zuſammenzurücken.

Mark bedeutet ſo viel wie Grenze oder Gebiet ſchlechthin und hat an und für ſich einen ganz unbeſtimmten Sinn. Später wurde es vorzugsweiſe für die kleinſten Abteilungen oder die einzelnen Feldmarken, ſowie für die Mark- oder Grenzwälder gebraucht, die unaufgeteilt blieben und von den Markgenoſſen gemeinſchaftlich benutzt wurden (gemeine Mark oder Almende). Gau nahm ſpäter die Bedeutung von Feld an und wird dem Wald gegenübergeſtellt: es iſt der bewohnte, angebaute Teil des Gebietes im Gegenſatz zu dem ringsumher liegenden Wald, der unbewohnt blieb und daher zugleich als Grenze diente. In dieſem Sinne haben ſich die Ausdrücke nicht ſelten zum Unterſchied gleichnamiger Orte erhalten, wobei Gau offenbar im Sinn von Feld ſteht, beſonders in Rheinheſſen und der Pfalz, aber auch in Oſtfranken, wie die Orte Gau- und Waldaſchach bei Kiſſingen zeigen. Regelmäßig ſind die Orte, denen das Wort Gau vorgeſetzt iſt, die älteren, während die gleichnamigen Waldorte auf einen Ausbau in der gemeinen Mark deuten.

Bleibend konnte die Einteilung erſt werden, wenn ſich ein Stamm irgendwo dauernd niederließ. Bis dahin war nicht die Einteilung des Landes, ſondern des Heeres das Maßgebende und Entſcheidende. Erſt mit dem Übergang zur feſten An-

ſäſſigkeit geſtaltete ſich das Verhältnis umgekehrt, und die Heeresordnung konnte nun auf die erſtere gegründet werden. Während Cäſar offenbar noch die älteren Verhältniſſe vor Augen hat, dürfen wir jenen Übergang zu Tacitus' Zeit im weſentlichen ſchon als vollzogen anſehen: es war die bittere Not, welche die Germanen im Kampf mit den Römern zwang, von ihrem unſtäten kriegeriſchen Umherſchweifen abzulaſſen und ſich auf die Gebiete diesſeit des Rheines und des Pfahlgrabens zu beſchränken.

Wie aber einſt die Gliederung des Heeres die Geſchlechterverfaſſung durchbrochen hatte, ſo war es natürlich, daß nach erfolgter Anſiedelung auch das Zahlenverhältnis nicht mehr gewahrt werden konnte. Die Zahlen blieben, die Bevölkerung wuchs, ein Stamm vergrößerte ſich, ein anderer wurde durch Auswanderungen oder kriegeriſche Verluſte geſchwächt, und wie es mit den Territorien im ganzen ging, ſo auch mit ihren Unterabteilungen, den Hundertſchaften und Gemeinden. Sobald ein Stamm nur ein Menſchenalter in derſelben Gegend verweilte, mußte alle Übereinſtimmung mit dem urſprünglichen Zahlenſyſtem aufhören. Dazu kam, daß bei den Stammgebieten zugleich die natürlichen Grenzen berückſichtigt werden mußten, ſo daß kein Gau willkürlich vergrößert oder verkleinert werden konnte: Schranken, welche die Natur gezogen hatte, wie hohe Gebirgskämme, breite Ströme, große Sümpfe und Wälder, konnten nirgends überſprungen werden. Infolge der ſpäteren Wanderungen trat auch vielfach eine Miſchung und Verbindung verſchiedener Stämme in denſelben Wohnſitzen ein. Freilich giebt es ganze Gaue, die erſt ſpäter eingewanderten Stämmen den Namen verdanken; daneben aber konnten auch die alten, einmal beſtehenden Landeinteilungen bleiben und doch die Bevölkerung wechſeln; oder aus Reſten alter Stämme bildeten ſich wie wir geſehen haben ganz neue; oder

die Einwanderungen erfolgten langsam und sehr allmählich: da war natürlich von einem Festhalten der alten Zahlenverhältnisse, wie man sie bei der ersten Occupation der Landeinteilung zugrunde gelegt haben mochte, vollends keine Rede mehr.

Es ist deshalb nicht daran zu denken, daß bei der Gauverfassung, wie wir sie für die Zeit des Tacitus voraussetzen dürfen, noch die ursprünglichen Zahlen sich wieder herausstellen müßten, und noch viel weniger, daß dies gar bei der späteren Gaueinteilung, wie sie sich seit dem siebenten und achten Jahrhundert an der Hand der Urkunden ermitteln läßt, der Fall wäre. Wo sich vielmehr eine derartige Übereinstimmung findet oder zu finden scheint, denn ganz sicher ist sie bis jetzt nirgends nachgewiesen, da ist sie gewiß rein zufällig. Am wenigsten kann daraus eine feststehende Regel abgeleitet, und diese auf die Gauverfassung überhaupt übertragen werden. Denn Natur und Geschichte spotten der Regel, und ein totes Zahlensystem hat niemals bei unserem Volk geherrscht. Das ist der Irrtum aller derer, die da glauben, die ursprüngliche Einteilung habe sich unverändert erhalten und müsse auch später überall wieder zu erkennen sein.

Nur das ist richtig, daß bei der ersten Ansiedelung nach einer gewissen Ordnung und Regel verfahren sein muß, und diese wenn nicht in Zufall oder Willkür, nur in der Ordnung des Heeres gefunden werden kann. Sobald die Ansiedelung erfolgt war, verloren die Zahlen ihre Bedeutung und nur die Namen blieben übrig. Nun wurde die Kriegsverfassung umgekehrt auf das Land gegründet und es kam nicht mehr darauf an, wie viel ursprüngliche Ansiedler es gewesen waren, sondern wie viel waffenfähige Mannschaft ein Bezirk stellen konnte. Denn natürlich wurde die letztere mit steigender Bevölkerung ebenfalls größer. Von dem Grundbesitz brauchte

der Kriegsdienst zunächst darum doch nicht abhängig gemacht zu werden, vielmehr blieb umgekehrt, so lange sich noch kein festes Sondereigentum ausgebildet hatte, der Anteil am aufgeteilten Ackerland von der Genossenschaft und dem Kriegsdienst abhängig. Freiheit und Wehrpflicht sind das Ursprüngliche, Grundbesitz erst das Abgeleitete, und bis man sich zu der Anschauung erhob, daß zu der vollen persönlichen Freiheit auch Grundbesitz gehöre, konnte eine lange Zeit vergehen.

Es ist daher nur mit großen Vorbehalten zuzugeben, daß die Einteilung des siebenten und achten Jahrhunderts im ganzen noch die alte sei. Ihrem Prinzip und Ursprung nach ist sie es allerdings, im einzelnen ist sie es nicht mehr, und ebenso wenig ist ihre Bedeutung noch dieselbe wie in der Urzeit. Soll mit der vermeintlichen Übereinstimmung nur gesagt sein, daß die Gauverfassung nicht erst später planmäßig oder willkürlich eingeführt worden sei, so ist das vollkommen richtig, denn sie ist in gewissem Sinn so alt wie das Volk selbst. Soll damit aber behauptet werden, daß auch die Grenzen der späteren Gaue mit denen der älteren übereinstimmen, so ist das entschieden falsch. Denn eben weil sie mit dem innersten Leben des Volkes zusammenhing, so war sie wie alles Lebendige auch dem Wachstum und der Veränderung unterworfen.

Allerdings lassen sich einzelne Gaunamen bis auf die Römerzeit zurückführen, und in vielen anderen sind alte Stammnamen enthalten. Aber es sind im Lauf der Zeit doch auch Veränderungen eingetreten, welche die alten Grenzen vielfach verrückt und verschoben haben. Selbst wenn wir die Identität der ursprünglichen Centen mit den karolingischen zugeben wollen — was durchaus nicht ausgemacht ist —, kann der Bestand derselben nicht überall der gleiche geblieben sein: einzelne wurden von den Gauen abgerissen, andere geteilt, andere

kamen hinzu. Überhaupt war die Anſiedelung der älteren Zeit noch keine ſo feſte, daß nicht die Gauverfaſſung mit dem Fortrücken der Stämme gleichſam hätte mitwandern können. Nur wenn römiſche Gebiete in Beſitz genommen wurden, ſchloß man ſich an die römiſche Landeinteilung an, und dasſelbe mochte ſpäter im inneren Deutſchland geſchehen, wenn ein Stamm ganz oder teilweiſe in das Gebiet eines anderen einrückte. Denn je feſter die Anſiedelungen einmal geworden waren, deſto deutlicher hatten ſie ihre Spuren dem Land aufgeprägt, deſto weniger konnte die Landeinteilung ſpäter noch willkürlich geändert werden. Um hier aber ſicher zu gehen, müßten wir erſt eine vollſtändige Geographie und Geſchichte aller einzelnen Gaue haben, wozu bis jetzt nur erſt ſehr ſchwache Anfänge gemacht ſind.

Bleiben wir z. B. bei den Gauen im mittleren Deutſchland, bei welchen am erſten eine unveränderte Fortdauer anzunehmen wäre, ſo iſt es doch unmöglich, daß ſie in derſelben Weiſe, wie wir ſie in den Urkunden des achten Jahrhunderts finden, ſchon in der Urzeit beſtanden haben. Denn das Gebiet der ſpäteren Stämme ſtimmt auf keiner Seite mit dem der früheren überein. Gewiß konnten die alten Abteilungen beibehalten werden, wenn ein früherer Stamm ganz aus ſeinen Wohnſitzen vertrieben wurde und ein anderer an ſeine Stelle trat. Allein ſo einfach machte ſich in der Regel das Verhältnis nicht. Ein Teil des Stammes blieb in den alten Sitzen zurück, andere wanderten fort und fort aus, neue Stämme drangen nach, ſetzten ſich in den fremden Sitzen feſt oder nahmen Grenzgebiete hinweg, und ſolche Verſchiebungen und Veränderungen haben im inneren Deutſchland überall ſtattgefunden.

Selbſt bei den Stämmen iſt es der Fall geweſen, die im ganzen das urſprüngliche Stammland von der älteſten Zeit

her behauptet haben. So ſtimmt das ſpätere Gebiet der Heſſen nirgends mit dem urſprünglichen Stammland der Chatten überein: die Gaue, wie wir ſie aus den kirchlichen Urkunden des achten Jahrhunderts kennen lernen, können in dieſer Form und Geſtalt unmöglich bis auf die Römerzeit zurückgehen. Nur der fränkiſche Heſſengau mit ſeinen neun Centen erſcheint als das ſtets behauptete Stammland und könnte ſich in der urſprünglichen Gliederung erhalten haben. Indes iſt es dann ſehr zweifelhaft, ob die ſpäteren Centen wirklich alte Hundertſchaften geweſen ſind: eher möchten ſie urſprünglich nur Gemeinden oder Marken und der ganze Gau eine Hundertſchaft geweſen ſein. Aber auch außerdem ſind Veränderungen eingetreten. Denn während die Chatten in der älteſten Zeit bis zur Diemel und darüber hinaus wohnten, drangen ſpäter die Sachſen vor und riſſen einen Teil des Landes ab. Dies gab ohne Zweifel zur Entſtehung des ſpäter ſogen. ſächſiſchen Heſſengaues die Veranlaſſung, der lange Zeit ſtreitiges Grenzland blieb. Im Oſten beſetzten die Thüringer das Land bis zur Waſſerſcheide zwiſchen Werra und Fulda und nahmen die Marken von Hone und Netra weg. Im Weſten und Süden hatten die Chatten urſprünglich bis an den Rhein und Main ſich erſtreckt, waren dann aber von den Römern durch den Bau des Pfahlgrabens aus dem heutigen Naſſau und der Wetterau vertrieben oder ſo weit ſie dort zurückblieben (die Mattiaker), abhängig gemacht worden. Nach dieſen Richtungen hin ward nun ſpäter das Gebiet wieder bedeutend erweitert, jedoch erſt nach den großen Veränderungen, die vom dritten Jahrhundert an ſtattfanden, als der Name der Alemannen und Franken in dieſen Gegenden zuerſt gehört wurde.

Neben dem Heſſengau mag vielleicht als zweiter Gau ſchon in älteſter Zeit der Lahngau beſtanden haben, ſeine nachmalige Geſtalt kann er indes erſt erhalten haben, als die Völker-

bewegungen im fünften Jahrhundert zur Ruhe gekommen waren. Er erscheint später in den Ober- und Niederlahngau geteilt: vielleicht war der letztere der Teil, den eine Zeit lang die Alemannen inne hatten und den sie nach ihrer Niederlage im Jahre 496 wieder herausgeben mußten. Ebenso sind der Unterrheingau und die Wetterau ursprünglich alemannische Gaue, während wir über die politische Einteilung vor der alemannischen Einwanderung nichts wissen. Die Wetterau war wie alles Land jenseit des Pfahlgrabens längere Zeit römisch, und doch bildet der Pfahlgraben später nirgends mehr eine politische Grenze: vermutlich bezeichnet sie in dem späteren Umfang das Land, so weit es eine Zeit lang von den Alemannen bewohnt wurde, worauf schon die alemannische Form Wettereiba schließen läßt. Auch der Unterrheingau war längere Zeit ein alemannischer Gau: er scheint eine Zeit lang mit dem Oberrheingau ein Ganzes ausgemacht zu haben und erst in der fränkischen Zeit davon getrennt worden zu sein.

Kurz überall sind wir auf Vermutungen angewiesen, wie die späteren Grenzen entstanden sein mögen, überall erscheinen die politischen Gebiete im lebendigen Fluß der Geschichte, und nichts wäre unrichtiger und verkehrter, als ein von vornherein fertiges, unveränderliches System auf die Geschichte zu übertragen. Denn in dieser ist nichts unwandelbar als der Wechsel. Erst nach und nach haben sich die politischen Gebiete festgesetzt, und darauf haben ebenso sehr geographische wie politische Umstände eingewirkt, aus dem einfachen Grunde, weil die Wanderungen der Völker selbst immer schon durch die ersteren mit bedingt waren.

Daß aber die Gauverfassung, auch nachdem sie sich in ihrer späteren Gestalt festgesetzt hatte, nicht unverändert blieb, sehen wir daraus, daß in der Folge die alten großen Gaue oft in mehrere kleine zerfielen, das heißt die früheren Unterabteilungen,

die ehedem Centen gewesen waren, wurden selbständige Gaue, und die Marken oder Gemeinden wurden Centen. Es erklärt sich das zum Teil schon daraus, daß je dichter die Bevölkerung wurde, desto unbequemer auch die großen alten Gaue und Centen werden mußten, weil damit zugleich der Verkehr und die Gerichtshändel zunahmen. Sehr wahrscheinlich aber haben auch politische Veränderungen in der karolingischen Zeit eingewirkt, über die wir im einzelnen nicht näher unterrichtet sind. Aller Vermutung nach haben die ersten karolingischen Könige, vielleicht schon Karl Martell, mit fortschreitender Christianisierung die alten fränkischen Stammlande in Grafschaften eingeteilt und Grafen darin eingesetzt, wie es Karl der Große nachmals in Sachsen machte. Gewiß, die Identität der kirchlichen und politischen Einteilung ist vielfach nicht wegzuleugnen. Die Frage ist nur, ob die erstere sich lediglich an die letztere anschloß, wie sie von altersher bestand, oder ob nicht die letztere gerade mit Rücksicht auf jene ebenfalls geändert wurde. Wenn man früher geneigt war, das erstere anzunehmen, so läßt sich das Verhältnis offenbar auch umgekehrt denken: jedenfalls konnte eine Einsetzung christlicher Grafen bei dem Zusammenhang des alten Gerichtswesens mit dem heidnischen Kultus erst stattfinden, nachdem das Land selbst zum Christentum bekehrt war. Eine solche Einsetzung aber hat unzweifelhaft stattgefunden, wenn auch die gleichzeitigen Schriftsteller, denen der Vorgang gewiß sehr natürlich und selbstverständlich vorkam, nichts davon erzählen. Wenn nun auch kleinere Gaue in der Regel nur eine Grafschaft bildeten, so wurden die größeren vermutlich geteilt, in ähnlicher Art wie in Sachsen, wo die Gaue den Hundertschaften entsprachen, umgekehrt mehrere zusammengelegt wurden. Es ist kaum denkbar, daß die neue kirchliche Einteilung in den deutschen Stammlanden ganz ohne Mitwirkung der weltlichen Macht

durchgeführt wurde, so wenig wie es in Sachsen geschah: jedenfalls gestattet dieselbe, so weit überhaupt eine Übereinstimmung nachweisbar ist, nur einen Schluß auf die jüngste politische Einteilung, nicht auf die der Urzeit.

Indes so vielfach die Grenzen und die Gebiete sich später geändert haben mögen, so viel ist doch unzweifelhaft, daß die Grundformen der Verfassung und die Einteilung selbst uralt sind und bis auf die erste Niederlassung hinaufreichen.

In diesen Gauen bewegt sich das gesamte politische Leben des Volkes, jeder Gau bildet gleichsam einen Staat für sich, und die ganze altgermanische Verfassung wird deshalb auch geradezu Gauverfassung genannt. Alle in einem Gau angesiedelten Stammesgenossen, Adel und Freie, bilden die Gemeinde, Heer und Volk zugleich, ebenso wie im alten Rom die Centuriatcomitien Heer und Volk zugleich darstellen.

Die Gaugemeinde hält regelmäßig wiederkehrende Versammlungen, nach Tacitus bei Neu- oder Vollmond. Vermutlich hat Tacitus dabei die kleineren Versammlungen im Untergau vor Augen, während allgemeine Landesversammlungen seltener gehalten wurden, bei außerordentlichen Anlässen oder vielleicht, wie die späteren echten Dinge, dreimal im Jahre, etwa bei den drei großen heidnischen Opferfesten.

Von den Versammlungen selbst entwirft Tacitus ein ziemlich anschauliches Bild. Mehrere Tage vergehen, bis alle angekommen sind. Selbstverständlich erscheint jeder in Waffen; die Priester handhaben den Dingfrieden und gebieten Stillschweigen; dann beginnen die Verhandlungen, wobei die einzelnen, zunächst die Könige oder Fürsten, je nach ihrem Stand, Alter, Ansehen oder Kriegsruhm das Wort führen; Mißfallen wird durch Murren, Beifall durch Waffengeklirr zu erkennen gegeben.

Ehe die Versammlung vollzählig ist, wird gezecht und schon

hier bei dem Gelage über die Beilegung von Fehden, den Abſchluß von Ehen, die Wahl der Fürſten, ja ſelbſt über Krieg und Frieden verhandelt, die eigentliche Beſchlußfaſſung aber auf den folgenden Tag verſchoben. So behält jede Zeit, wie Tacitus hervorhebt, ihr Recht: beraten wird, wenn keine Verſtellung, entſchieden, wenn kein Irrtum möglich iſt. Er will ohne Zweifel ſagen, daß das fröhliche Gelage leichter die Herzen erſchließt, wofür wir ja noch das Sprichwort haben „in vino veritas“, während die Entſcheidung wohlweislich auf den nüchternen Morgen verſchoben wird.

So iſt die Gauverſammlung im Beſitz der oberſten Gewalt. Hier werden alle wichtigeren Angelegenheiten entſchieden, Geſetze gegeben, wenn ſolche notwendig ſind, Gericht gehalten, über Krieg und Frieden Beſchluß gefaßt und die Wahl der Fürſten, Herzoge und Könige vorgenommen. Minderwichtige Angelegenheiten machen die Fürſten für ſich ab; ſolche, die ſie an die Gemeinde bringen, werden von ihnen vorberaten: offenbar weil die alten Germanen ſo gut wie wir die Erfahrung gemacht haben, daß größere Verſammlungen ſich zu einer ruhigen und beſonnenen Verhandlung nicht eignen.

Das Verhältnis der Gau- und Centverſammlungen zu einander iſt nicht ganz klar. Denn Tacitus braucht Pagus, Gebiet oder Gau, offenbar in verſchiedenem Sinn, bald für den größeren, bald für den kleineren Bezirk, ebenſo wie ſpäter das Wort Gau ebenſowohl den großen Gau wie den Untergau oder die Hundertſchaft bezeichnet. Man hat gemeint, die Centverſammlung ſei vorzugsweiſe Gerichtsverſammlung geweſen, während die eigentlich politiſchen Angelegenheiten vor die allgemeine Gau- oder Landesverſammlung gehört hätten. Das mag im weſentlichen richtig ſein, denn die Cent- oder Hundertſchaft konnte als Unterabteilung des Stammes den Beſchlüſſen des ganzen Gaues oder der Gemeinde ſelbſt nicht vorgreifen.

Indes ist es doch gewagt, dies zur allgemeinen Regel machen zu wollen. Denn sicherlich war die Gauverfassung im einzelnen nicht überall dieselbe, so wenig die Gebiete selbst überall die nämliche Bedeutung hatten. Gewiß hat sie sich bei den verschiedenen Stämmen, je nach den besonderen Umständen und Verhältnissen verschieden ausgebildet, in derselben Weise wie in der Folge auch die städtische Verfassung nirgends die gleiche war, trotzdem die Grundzüge überall vollständig übereinstimmten. Die Verfassung war wohl überall eine gleichartige, aber darum doch keine gleichförmige: denn die Mannigfaltigkeit unseres deutschen Staats- und Rechtslebens ist nicht erst auf einem gewissen Punkt der Entwickelung in die Geschichte eingetreten, sondern unserem Volk von Haus aus eigentümlich.

Die gewählten Volkshäupter oder Fürsten sind die Heerführer und Richter, denn es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Heerführer von jeher zugleich die Gerichtsbarkeit hatten, ebenso wie wir in der Folge Gerichts- und Heerbann stets vereinigt finden. Solche hatten nicht bloß die einzelnen Hundertschaften, sondern auch der aus den Hundertschaften zusammengesetzte große Gau, das Land welches der Stamm inne hatte, oder wenn er mehrere Gaue inne hatte, jeder derselben (princeps civitatis): im letzteren Fall bestand im Frieden eine gemeinschaftliche Obrigkeit für den ganzen Stamm nicht.

Die Stellung der Centobern zu den Gaufürsten ist ebenso wenig klar, wie das Verhältnis der Cent- und Gauversammlungen zu einander. Sicher ist nur, daß der Gaufürst die politische Vertretung nach außen und den Oberbefehl im Krieg hatte; im übrigen ruhte seine Gewalt wohl auf Umständen, die nicht überall gleich waren, und mochte daher oft mehr thatsächlicher als rechtlicher Art sein.

Leider sind die Nachrichten über die Häupter des Volkes überaus dürftig; und so hat sich denn eine unendliche Menge

von Streitfragen daran angeſchloſſen. Tacitus, der ſonſt regelmäßig für verſchiedene Verhältniſſe auch verſchiedene Ausdrücke braucht, nimmt doch gerade das Wort Princeps in mehrdeutigem Sinn. Bald ſteht es gleichbedeutend mit den Vornehmſten und Einflußreichſten ſchlechthin (primores, proceres, optimates), bald bezeichnet es die Gefolgsherren (principes comitatus), bald die eigentlichen Vorſteher der Gaue und Hundertſchaften (principes civitatis). Ebenſo unterſcheidet Cäſar Obrigkeiten und Fürſten (magistratus ac principes); mit Recht hat man bemerkt, daß auch bei Cäſar das Wort einen allgemeinen Sinn hat und für die Germanen in derſelben Bedeutung wie für die Gallier gebraucht wird, Führer und Häuptlinge des Volkes.

Wären uns die deutſchen Namen überliefert, ſo würden wir klarer ſehen. Aber wir ſind nicht imſtande, den unbeſtimmten lateiniſchen Ausdruck Princeps mit einem adäquaten deutſchen wiederzugeben. Wir ſagen Fürſt, weil wir keinen beſſeren haben und das Wort ſchon im Althochdeutſchen vorkommt; aber es paßt nicht für alle Verhältniſſe und war ſicher nicht das einzige, wie denn gleich das Gotiſche andere dafür hat; das Wort Graf, ſo alt es ſein mag, ſcheint doch erſt in der fränkiſchen Zeit aufgekommen und dem lateiniſchen Comes nachgebildet.

Kurz wir ſind über Namen und rechtliche Stellung der Fürſten vielfach auf Vermutungen angewieſen und müſſen uns beſcheiden; die Hauptſachen ſtehen feſt, das einzelne wird zum großen Teil unerforſchlich bleiben.

Die wichtigſte Streitfrage iſt, ob die Fürſten, d. h. die eigentlichen Volksobrigkeiten oder die Heerführer und Richter, aus dem Adel gewählt worden ſeien oder nicht. Wir werden unten darauf zurückkommen. Müſſen wir uns ſchon für die Urzeit für die Annahme eines Geburtsadels oder Herrenſtandes

entſcheiden, ſo iſt es unmöglich, daß nicht wenigſtens faktiſch die Häupter und Führer des Volkes regelmäßig dem Adel angehört haben ſollten. Das wird bei Cäſar oder Tacitus zwar nirgends ausdrücklich geſagt, aber doch ſtillſchweigend vorausgeſetzt, und nur wenn das Gegenteil wirklich bezeugt wäre, dürften wir unbedingt eine freie Wahl des Volkes annehmen. Denn die Fürſten und Herzoge, welche in der Geſchichte erwähnt werden, gehören mit den allerſeltenſten Ausnahmen, die nur die Regel beſtätigen, ſämtlich dem Adel an. Es würde eine Umkehr aller geſchichtlichen Ordnung ſein, wenn es anders geweſen wäre: wie Griechen und Römer ihr politiſches Leben mit einer Ariſtokratie begonnen haben, ſo unzweifelhaft auch die Germanen. Bei allem Freiheitsſinn war das Volk ſtolz auf ſeine Herrengeſchlechter, denen es unmittelbar göttliche Abſtammung beilegte, und wie es in gewiſſem Sinn als Vorzug galt von Königen beherrſcht zu werden, ſo galt es auch als Vorzug, wenn ein Stamm möglichſt viele und angeſehene Adelsgeſchlechter hatte. Nicht mit Eiferſucht und Neid, ſondern mit Freude und Liebe, mit Verehrung und Dankbarkeit ſah das Volk an ihnen hinauf.

Stämme, die mehrere Gaue ausmachten oder ſich mit ihren Nachbarn zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen verbanden, bedurften für den Krieg einen gemeinſamen Anführer oder Herzog. Natürlich wurde bei der Wahl vorzugsweiſe auf Tapferkeit geſehen (duces ex virtute sumunt). Das heißt aber nicht, daß man den erſten beſten gemeinfreien Mann, der ein gewaltiger Haudegen und Lanzenſchwinger war, zum Herzog gewählt hätte, ſondern es wurde unter den verbündeten Volkshäuptern das angeſehenſte und tüchtigſte genommen. Gerade ſo wie wir es ſpäter bei den Sachſen finden.

Und doch hatte der Herzog im Vergleich mit den römiſchen Feldherren nur eine beſchränkte Gewalt: er wirkte mehr durch

Beiſpiel wie durch eigentlichen Befehl. Denn die ſtreng militäriſche Disziplin war bei dem freiheitsliebenden Volk noch wenig entwickelt. Von den Rechten, welche der römiſche Feldherr hatte, dem Oberbefehl, der militäriſchen Gerichtsbarkeit und dem Recht der Auſpizien, hatte er nur den Oberbefehl und auch dieſen nur in beſchränktem Sinne. Die Auſpizien oder Orakel, den Willen der Götter zu erkunden, hatten die Prieſter, die Strafgewalt mußte er mit dieſen teilen. Ganz ohne Strafgewalt kann keine Heerführung gedacht werden, doch ſagt Tacitus beſtimmt, daß nur die Prieſter das Recht gehabt hätten, Strafen zu vollziehen. Das Verhältnis wird ſo geweſen ſein, daß die Heerführer die Strafen verhängten, ſei es für ſich allein, ſei es mit Zuziehung freier Genoſſen in Form eines kriegsgerichtlichen Spruches, die Prieſter aber allein die Strafen vollſtrecken durften, gleichſam infolge göttlichen Befehles. Der Herzog brauchte alſo die Prieſter, die nur Diener der Götter waren, als Mittelsperſonen: waren ſie einverſtanden, ſo wurden die Strafen zu Strafen der Götter. Nur in dieſem Fall konnten Leibes- und Lebensſtrafen verhängt werden. Bei der engen Verbindung, in welcher die politiſchen Häupter des Volkes überall mit den Prieſtern ſtehen, erſcheint das Verhältnis ſehr natürlich. Es wird ähnlich in der Volksverſammlung geweſen ſein, wobei den Prieſtern gleichfalls ausdrücklich eine Strafgewalt zugeſchrieben wird.

Dauerte das Herzogtum oder der Oberbefehl über den Krieg hinaus fort, ſo ging daraus von ſelbſt ein Königtum hervor, wie wir es vielfach in der Völkerwanderung ſehen. Sobald der Kriegszuſtand permanent wurde, reichte das zeitliche Herzogtum nicht mehr aus, und das Volk wählte einen König. Dieſer trat dann zugleich mit dem Anſpruch auf, die Herrſchaft bei ſeinem Haus zu erhalten, wie das althochdeutſche Wort kuning, unſer heutiges König, zeigt. Es liegt darin

nicht sowohl eine Beziehung auf die königlichen Funktionen, wie in dem griechischen βασιλεύς, dem lateinischen rex und dem gotischen reiks oder thiudans (Opferkönig, Richter oder Herzog), sondern auf die Herkunft oder Abstammung von dem einmal berufenen Geschlecht, dem ersten und vornehmsten, aus welchem das Volk seine Könige zu wählen pflegte.

Auch darin zeigt sich der Zusammenhang der Fürstenwürde mit dem Adel. Denn daß die Könige wirklich aus den vornehmsten Geschlechtern gewählt wurden, ist zweifellos: es wird von Tacitus ausdrücklich bezeugt (reges ex nobilitate) und durch die ganze folgende Geschichte bestätigt. Darum finden sich bei allen Stämmen, die später in der Völkerwanderung auftreten, bei den Ost- und Westgoten, den Vandalen, Sueven und Langobarden, wie bei den Burgundern und Franken, förmliche Königshäuser oder Dynastien, an welche das Königtum zunächst gebunden ist. Nur wenn das Geschlecht erlischt oder keine wehrfähigen Glieder desselben mehr vorhanden sind, wird ein neues berufen; nur in Zeiten großer Not, wenn die Adelsgeschlechter im Kampf ihren Untergang gefunden haben, greift die Wahl auch auf Gemeinfreie.

Die Kämpfe aber, die um das Königtum geführt worden sind, verdanken vielmehr den Faktionen innerhalb des königlichen Hauses oder der Eifersucht anderer ausgeschlossener Adelsgeschlechter, wie einer eigentlichen Parteispaltung im Volk den Ursprung. Recht deutlich zeigt sich das an den späteren Kämpfen innerhalb des merovingischen Hauses: es wird in der Urzeit nicht viel anders gewesen sein.

Allerdings bestand keine förmliche Erbfolge, denn Versuche eine solche einzuführen wurden erst in der Völkerwanderung gemacht, und bis dahin mußte jeder Nachfolger neu gewählt werden. Aber ebenso wenig gab es ein völlig freies Wahlrecht, das beliebig von einem Haus zum andern hätte springen

können. So ist es ja im Grunde bis zu Ende des Mittelalters auch bei dem späteren deutschen Königtum geblieben: durch die Wahl wurde allemal das ganze Haus mit zur Krone berufen, um aber sicher zu sein, ließ der König womöglich schon bei Lebzeiten seinen Sohn zum Nachfolger wählen. Ebenso wird die Wahl selbst nicht anders als später erfolgt sein. Zunächst verständigten sich die Fürsten unter einander, und sobald diese über die Wahl einig waren, stimmte das Volk zu und erhob den Neugewählten in feierlicher Versammlung auf den Schild.

Das Königtum hat sich zwar erst in der Völkerwanderung allgemein verbreitet und unter dem Einfluß römischer Staatseinrichtungen auf eine höhere Stufe der Gewalt erhoben. Doch findet es sich schon in der Urzeit bei den meisten Stämmen, wenn auch seinem Inhalt nach noch unentwickelt. Es fehlte eigentlich nur bei den Stämmen im nordwestlichen Deutschland, die den Römern durch ihre Kriege zunächst bekannt wurden, während die nordischen und die östlichen Stämme es sämtlich hatten; die Goten in etwas strengerer Form als die übrigen (paulo adductius), die nordischen Stämme angeblich in der strengsten. Schon die Cimbern und Teutonen treten mit Königen in die Geschichte ein, ebenso Markomannen, Quaden und Hermunduren; bei Ariovist mag das Königtum vielleicht nur auf Verleihung des römischen Titels beruhen. Daß kein nationaler Gegensatz, sondern nur die verschiedene geschichtliche Entwickelung dabei im Spiel war, sehen wir daran, daß in der Folge auch Alemannen und Franken Könige erhielten; nur den Sachsen und Friesen blieben sie fremd. Bei den Völkern im Osten und Norden mögen längere Kriege, vielleicht auch ein Einfluß benachbarter sarmatischer Stämme die Ursache gewesen sein, daß sich das Königtum früher entwickelte. Doch ist es sicherlich nicht aus einer Nachbildung fremder Ein-

richtungen, sondern aus rein germanischen Elementen erwachsen.

Der König war oberster Richter und Heerführer, Gefolgsherr, als Vertrauter der Götter wohl auch mit den Priestern bei heiligen Handlungen thätig und von größerem oder geringerem Einfluß bei der Wahl der gewöhnlichen Gauobern. Sonst aber war sein Recht sehr beschränkt. Insbesondere hatte er kein Recht der Gesetzgebung und Besteuerung, wie es nachmals die Könige in den Provinzen des römischen Reiches erlangten, wo die kaiserlichen Rechte auf sie übergingen. Nur freiwillige Geschenke an Vieh oder Getreide wurde ihnen nach alter Sitte dargebracht. Das ist im Grunde das ganze Mittelalter hindurch so geblieben. Auch die fränkischen und deutschen Könige erhielten später von Freien oder freien Gemeinden nur gelegentliche Verehrungen, wie bei den Versammlungen auf dem März- oder Maifeld oder nachmals bei dem Besuch der Reichsstädte. Und ebenso hatten sie für sich allein kein Recht Gesetze zu geben, sondern nur die Befugnis und die Pflicht, das hergebrachte Recht zu handhaben und zu schirmen: zu einer Änderung desselben bedurfte es stets der Zustimmung der Beteiligten. Anders als nach römischer oder moderner Anschauung standen sie nicht über, sondern unter dem Recht und konnten darum auch in aller Form Rechtens abgesetzt werden. Selbst die späteren Landesherren haben nie ein freies Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht gehabt.

Neben den Fürsten, Herzogen und Königen werden auch Priester erwähnt, und wenn Cäsar sagt, daß die Germanen weder Druiden hätten, noch sich viel um Opfer kümmerten, so heißt das nur, daß sie nicht wie die Gallier unter der Hierarchie einer Priesterkaste ständen, nicht daß sie ganz ohne Priester, oder diese ohne Einfluß wären. Im Gegenteil, wo solche bei Tacitus vorkommen, erscheinen sie überall in ent-

ſcheidender Stellung: ſie ſind als die eigentlichen Garanten der Staats- und Rechtsordnung anzuſehen. Friede und Recht galten wie urſprünglich bei jedem Volk, ſo auch bei den Germanen als ein Geſchenk der Götter, und deshalb waren die Prieſter als deren Diener und Vertraute zunächſt zu ihrem Schutz berufen. Es iſt erſt eine Vorſtellung ſpäterer Zeit, daß man an Verfaſſung und Recht beliebig ändern könne, mit anderen Worten, daß ſie ein Erzeugnis menſchlicher Reflexion und Willkür ſeien. Und ſelbſt bei Griechen und Römern dauerte in der beſſeren Zeit der Republik noch lange der Gedanke fort, daß es die Geſetze ſeien, die eigentlich regieren, nicht das Volk ſelbſt oder die zufällige Mehrheit der herrſchenden Parteien. In der älteſten Zeit aber ſteht der Staat überall unter dem Schutz und der Einwirkung der Götter, und wenn man fragt, wie das in heidniſcher Zeit ohne Betrug möglich geweſen ſei, ſo iſt die Antwort darauf ſehr einfach: ſo lange als der lebendige Glaube an die heimatlichen Götter, ihre Orakel und Weistümer, an die Kraft der Opfer und Gebete und die Wirkſamkeit prieſterlicher Vermittelung fortdauerte.

So handhaben die Prieſter auch bei den Germanen den Ding- und Heerfrieden oder die Heiligkeit des Rechtes daheim wie im Felde. In der Volksverſammlung gebieten ſie Stillſchweigen und üben, wenn nicht gehorcht wird, die Strafgewalt aus, denn wer ſich gegen ihre Gebote auflehnt, lehnt ſich mittelbar gegen die göttliche Ordnung ſelbſt auf. Ebenſo konnten im Heer, wie wir geſehen haben, Leibes- und Lebensſtrafen nur durch ſie verhängt werden: Herzoge und Fürſten mußten ſich ihrer Vermittelung bedienen, wenn ein Heergenoſſe ſich gegen das Kriegsrecht oder die Gemeinde vergangen hatte und damit den Göttern verfallen war. Mit einem Wort, ſie hatten im Namen der Götter allein ein unbedingtes Recht des Ge- oder Verbotes oder das Bannrecht; während der freie

Germane ſich nicht einmal von ſeinen Fürſten oder Herzogen befehlen laſſen wollte, räumte er den Prieſtern willig dies Recht ein.

Daneben erſcheinen ſie noch in vielen anderen Funktionen, wie ſolche den Prieſtern überall eigen ſind und ihnen auch über das religiöſe Gebiet hinaus einen Einfluß ſichern: ſie haben durch das Los, aus dem Vogelflug, dem Wiehern der heiligen Pferde oder aus anderen Zeichen den Willen der Götter zu erkunden, ſo daß keine Staatshandlung ohne ihre Zuſtimmung vorgenommen werden kann; ſie verrichten die Opfer für das Volk und ſchließen Feige oder Verräter von deren Gemeinſchaft aus; ſie überwachen die heiligen Tierbilder und Feldzeichen in den Hainen und treten auch ſonſt öffentlich in Begleitung der Fürſten auf, ſo daß an ihrer politiſchen Bedeutung nicht zu zweifeln iſt, während Könige und Fürſten umgekehrt keine eigentlich prieſterlichen Funktionen hatten.

Eine engere Verbindung zwiſchen ihnen und den politiſchen Häuptern des Volkes iſt alſo unleugbar. Wie aber dieſe doppelte Ariſtokratie im einzelnen näher zu denken iſt, wer die Prieſter wählte und aus welchem Stande ſie hervorgingen, wiſſen wir nicht. Denn wir ſind über die Verfaſſung des Prieſtertums ſo wenig näher unterrichtet, wie über das altgermaniſche Fürſtentum. Die einfachſte und natürlichſte Erklärung wird immer darin geſucht werden müſſen, daß die Prieſter ſo gut wie die Fürſten in der Regel dem Adel angehörten, und daß es daher die nämlichen Geſchlechter waren, welche auf die eine oder andere Weiſe die Herrſchaft führten. Standen die Adelsgeſchlechter im Glauben des Volkes den Göttern näher, ſo wird man wenn nicht ausſchließlich, doch wenigſtens vorzugsweiſe auch die Prieſter aus ihnen gewählt haben. Wir behalten dieſen Punkt im Auge und kommen unten bei der Darſtellung der Standesverhältniſſe darauf zurück.

Daß die Gauverſammlung das oberſte Gericht bildete und an der Ausübung der Strafgewalt teilnahm, ſagt Tacitus ausdrücklich: nur bei ihr konnten Anklagen auf Leben und Tod erhoben werden. Die Genoſſen bildeten ohne Zweifel nach altgermaniſcher Sitte die Urteilfinder, oder es wurden einzelne aus der Verſammlung dazu gewählt, während die Fürſten oder Richter nur den Vorſitz hatten und für die Vollziehung des Urteils ſorgten, das eigentliche Imperium oder die Gerichtshoheit wie wir jetzt ſagen. Eine derartige Trennung der richterlichen Funktionen war für die Sicherheit und Unabhängigkeit der Rechtspflege unerläßlich und findet ſich in ähnlicher Art, wiewohl in anderen Formen, auch im römiſchen Recht. Gerade ſo wie wir auch heutzutage keine Einmiſchung der Staatsgewalt in die eigentliche Entſcheidung der Rechtshändel dulden. Aber nur die ſchweren Verbrechen, wie Verrat, Übergang zum Feind, Feigheit oder Flucht — Verrat und Feigheit ſtehen dicht beiſammen, denn Feigheit konnte ſich der alte Germane kaum anders als Verrat denken —, wurden mit dem Tode beſtraft, alle übrigen durch Viehbußen geſühnt, wobei Tacitus ſchon bemerkt, daß ein Teil derſelben dem König oder der Gemeinde wo es keine Könige gab, der andere dem Verletzten oder im Fall eines Totſchlags ſeiner Familie zufalle, ebenſo wie ſpäter die Buße in das ſogenannte Friedensgeld (fredum), was zur Sühne für den verletzten Frieden gezahlt wurde, und in die eigentliche Compoſitio zerfiel, die der Verletzte oder ſeine Familie zur Entſchädigung erhielten. Man hat vermutet, daß die Geſetzmänner oder Ratgeber, welche wir bis zur Einführung ſtehender Schöffenkollegien bei allen Stämmen als rechtskundige Beiſtände in den Gerichten finden, in der heidniſchen Zeit Prieſter geweſen ſein, die als die Vertrauten der Götter deren Willen erkundet und daher auch bei Privathändeln einen weſentlichen Einfluß auf die Entſcheidung

gehabt hätten. In der einen oder anderen Form muß allerdings eine Mitwirkung und Teilnahme der Prieſter an der Rechtspflege angenommen werden: auch im alten Rom war dieſelbe vorzugsweiſe in den Händen der Prieſter.

Das Strafrecht, welches der Gemeinde zuſtand, war jedoch kein vollſtändiges und unbedingtes, wie es heutzutage der Staat hat. Wir ſehen das ſchon daraus, daß von den ſchwerſten Fällen abgeſehen, in denen Todesſtrafe verhängt werden konnte, die Kompoſitionen mehr den Charakter von Privatbußen als von öffentlichen Strafen tragen. Nicht der Staat oder die Gemeinde, ſei es mit oder ohne Zuziehung von Prieſtern, ſondern der Beſchädigte oder ſeine Familie galten bei Privatverbrechen als die eigentlich Verletzten: nur in dem Friedensgeld iſt eine Beziehung darauf enthalten, daß da, wo es bezahlt werden muß, zugleich der gebrochene Friede geſühnt und die Gemeinde als mitverletzt angeſehen wird. Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß auch das reine Anklageprinzip mit dem Satz galt: „wo kein Kläger iſt, da iſt kein Richter". Bei Verbrechen, die direkt gegen die Gemeinde gerichtet waren, werden die Richter oder Prieſter als Ankläger aufgetreten ſein.

Einen Staat in unſerem Sinne gab es überhaupt noch nicht, nur eine ſtaatliche oder rechtliche Ordnung, die dann mit dem Ausdruck Friede bezeichnet wurde. Dieſer erſcheint als uranfänglich und wird als Geſchenk der Götter gedacht, während Recht und Gericht erſt von ihm abgeleitet werden und nur den Zweck haben, den gebrochenen Frieden wieder herzuſtellen. Er ward als Volksfriede von der ganzen Gemeinde oder, wo es ein Königstum gab, als Königsfriede zunächſt vom König geſchützt und aufrecht erhalten, ſtand aber als heilig zugleich unter dem Schutz der Götter und wurde daher von den Prieſtern mit überwacht. Nur ſo erklärt ſich die eigentümliche Strafgewalt der Prieſter, das Bannrecht,

was sie in der Versammlung wie auf den Heerzügen haben, ihr Anteil an der Rechtspflege, und wie mit jedem Gericht Opfer verbunden waren: der Ausdruck Malstatt bezeichnet ebensowohl den Opfer- wie den Gerichtsplatz.

Die Gerichte handhaben den Frieden, deshalb ist jeder verpflichtet, sich ihnen zu unterwerfen, soweit der Friede überhaupt reicht. Wer es nicht thut und sich beharrlich weigert, Recht zu nehmen und die gesetzliche Buße zu zahlen, schließt sich damit selbst aus dem Frieden aus, d. h. er wird zuletzt in feierlicher Weise geächtet, für friedlos oder vogelfrei erklärt, den jeder ungestraft töten kann. Das ist die Bedeutung der Acht, die uns sehr befremdlich vorkommt, weil der Staat heutzutage selbst den zum Tode verurteilten Verbrecher nicht von seiner Rechtsordnung ausschließt, die aber in der ältesten Zeit, wo es keine Staatsanwälte gab und der Staat überhaupt noch keinen so langen Arm hatte wie jetzt, sehr natürlich war: die notwendige Ergänzung der rechtlichen Ordnung oder des Friedens.

Neben dem Frieden läuft nun das Fehderecht und die Blutrache her. Und hier zeigt sich noch der Einfluß der alten Geschlechterverfassung, den selbst die neue Heeresordnung nicht ganz zu brechen vermochte, wenn auch im Kriege natürlich jede Fehde ruhen mußte. Die engste Friedensgenossenschaft bildet nicht die Gemeinde oder der Gau (civitas), sondern die Familie oder die Sippe mit ihrer solidarischen Berechtigung und Verpflichtung, ja das Wort Sippe ist geradezu gleichbedeutend mit Friede (pax, foedus). Daher haften ihre Mitglieder für einander: das Wer- oder Manngeld, wie die Buße im Fall des Todschlages heißt, wird an die Familie des Erschlagenen entrichtet, und die des Thäters muß dafür aufkommen. Es war das einzige Mittel, wenigstens in den leichteren Fällen einer Rechtsverletzung das Fehderecht auszuschließen und zu einer

Art öffentlicher Ordnung zu gelangen, und so roh und unvollkommen es uns scheint, in einer Zeit, wo sich eine Strafgewalt des Staates in unserem Sinne noch gar nicht entwickelt hatte, gab es kein anderes.

Entstand Streit darüber, so mußte er vor Gericht ausgefochten werden. Die Fehde nahm die Formen des Rechtes an, die Kampfeshelfer verwandelten sich in Eideshelfer, die ihre Überzeugung von der Schuld oder Unschuld des Angeklagten mit beschwören mußten, und im Notfall wurde die Sache auch vor Gericht durch Zweikampf oder Gottesurteil entschieden, die dann die Natur von Beweismitteln erhielten.

In den schweren Fällen des eigentlichen Friedbruchs, der an einzelnen namentlich durch Mord, Raub und Brand begangen wurde, war es dagegen der verletzten Familie gestattet, Fehde zu erheben, oder sie durfte, wenn sie darauf verzichtete, neben der Buße noch ein besonderes Lösegeld fordern; nur in geringern Fällen, wie bei Körperverletzung oder einfachem Totschlag, war die Fehde durch den Volks- oder Königsfrieden ausgeschlossen und die Buße oder das Wergeld gesetzlich bestimmt.

Über das Verhältnis des Fehderechtes zum Strafrecht der Gemeinde besteht mannigfacher Streit. Während man früher geneigt war, das Fehderecht möglichst uneingeschränkt gelten zu lassen, meint man es jetzt in möglichst enge Grenzen ziehen zu müssen. Das eine ist wohl so unrichtig wie das andere, und die Wahrheit liegt in der Mitte. Es gab Fälle, in denen in der Urzeit wegen der Blutrache Fehde erhoben werden mußte, andere, in denen die verletzte Familie sie unter Verzicht auf die gesetzliche Buße erheben konnte, und wieder andere, in denen sie gar nicht erhoben werden durfte.

Im einzelnen war sicherlich das Verhältnis weder bei den einzelnen Stämmen, noch zu verschiedener Zeit überall gleich.

Im ganzen aber hat je länger desto mehr eine allmähliche Einschränkung stattgefunden, in demselben Maß, in welchem der Staat zu Kräften kam, bis es endlich — aber doch erst im Jahre 1495 auf dem Reichstage zu Worms — gelang, das Fehderecht ganz auszuschließen. Völlig-uneingeschränkt kann es niemals, auch in der Urzeit nicht, bestanden haben, weil damit alle rechtliche Ordnung weggefallen wäre, ebenso wenig aber darf es schon für die älteste Zeit nahezu ganz geleugnet werden, weil dann seine Fortdauer das ganze Mittelalter hindurch unbegreiflich wäre. Thatkräftige und energische Kaiser, wie Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Rudolf von Habsburg und andere, haben mit Erfolg es zu unterdrücken versucht; unter den schwachen Nachfolgern aber lebte es dann allemal um so lustiger wieder auf, ja es hat Zeiten gegeben, in denen es wie z. B. im Interregnum geradezu in ein Faustrecht überging: „Wer der Stärkste war, der schob den anderen in den Sack", wie eine spätere Chronik naiv sagt.

Indes wie dem auch sein mag, an der Thatsache, daß neben der Strafgewalt der Gemeinde ein Fehderecht der Familie begründet war, kann nicht gezweifelt werden, nur war es nicht wie später der einzelne, sondern das Haus oder die Sippe, die die Fehde erhob. So erklärt sich, wie Tacitus sagen kann, daß der Erbe sowohl die Feindschaften wie die Freundschaften seines Vaters oder Verwandten übernehmen müsse. Doch seien erstere nicht unversöhnlich, denn selbst der Totschlag werde durch bestimmte Viehbußen gesühnt, welche das ganze Haus annehme (recipit satisfactionem universa domus). Dann geht er unmittelbar auf die heilige Pflicht der Gastfreundschaft über, weil der Fremde, der zu keiner Sippe gehört, nur durch die Aufnahme eines Gastfreundes am Schutz des Friedens teilnehmen kann.

Wir sehen also, daß zunächst die engere Familiengemeinde

vor der weitern des Stammes die Pflicht hat, ihre Angehörigen zu ſchützen, und daß ſie vielfach noch die Stelle der letzteren vertritt. Erſt aus der Familie erwächſt der Staat, bis er endlich ihre Bande ſprengt und ſie in ihrer politiſchen Bedeutung abſorbiert. In der germaniſchen Urzeit ſtehen beide noch neben einander und müſſen ſich mit einander vertragen: die Familie muß eine Strafgewalt des Staates, dieſer das Fehderecht der Familie anerkennen.

Auf dieſem Grund ruht auch die Blutrache. Sie ſteckte den Germanen ſo tief in den Gliedern, daß ſie noch im achten Jahrhundert ein chriſtlicher Biſchof von Mainz in den Sachſenkriegen unter König Pipin ausgeübt hat. So lange aber das Fehderecht und die Blutrache fortdauerte, konnte von einer ſtaatlichen Ordnung im heutigen Sinne, die alle Selbſthilfe ausſchließt, noch keine Rede ſein.

Die Blutrache freilich mußte dem Chriſtentum weichen, das Fehderecht aber hat unter mannigfachem Wechſel ſeiner Formen für die waffenfähigen Stände, Herren, Ritter und Städte bis zum ewigen Landfrieden von 1495 fortbeſtanden und oft genug die friedliche Entwickelung im Mittelalter überwuchert.

Natürlich war es zu allen Zeiten beſonders gefährlich in der Hand der Fürſten, die mit ihrem ganzen Gefolge gegen einander auszogen, und dies ſcheint Tacitus anzudeuten, wenn er ſagt, daß die Geſchlechterfaktionen (inimicitiae) bei freier Verfaſſung ihre ganz beſonderen Gefahren hätten. Das heißt mit anderen Worten, ſie ſind auch der Freiheit ſelbſt gefährlich. Der gewöhnlichen Leute wurde der Gau, wenn ihre Fehden zu große Verhältniſſe annahmen, leichter Herr wie der mächtigen Adelsgeſchlechter, ebenſo wie ſpäter die Städte ſich leichter gegen einzelne Ritter und ihre Helfer, wie gegen benachbarte Fürſten und Herren verteidigen konnten. —

Das etwa wären die allgemeinſten Züge und Grundlinien der altgermaniſchen Verfaſſung. Wohl haben ſie Lücken, wohl laſſen ſie vieles, was wir gern wiſſen möchten, unbeſtimmt und geben Raum zu mancherlei Zweifel. Denn es ſind nur die Umriſſe des Bildes, nicht dieſes ſelbſt überliefert, und ſobald wir es weiter ausmalen, beginnt der Streit um ſubjektive Anſichten. Bleiben wir aber bei dem Überlieferten ſtehen und ſuchen das Gewiſſe möglichſt genau vom Ungewiſſen zu ſcheiden, ſo ſind wenigſtens die Grundzüge im ganzen ſicher, ſo verſchieden auch einzelne Stellen bei Cäſar oder Tacitus gedeutet werden mögen.

Man hat nach dem Charakter der altgermaniſchen Verfaſſung gefragt und dieſen bald als demokratiſch oder republikaniſch, bald als ariſtokratiſch oder monarchiſch bezeichnen zu müſſen geglaubt. Legt man den Schwerpunkt darauf, daß die Herrſchaft der Könige oder Fürſten nirgends eine unbeſchränkte iſt, und die oberſte Gewalt unzweifelhaft bei der Gemeinde oder der Gauverſammlung ruht, ſo iſt die erſte Anſicht die richtige, legt man das Hauptgewicht darauf, daß doch überall Fürſten und Prieſter an der Spitze des Volkes ſtehen und ihnen allein die Ausübung der Gewalt zukommt, ſo verdient die zweite Anſicht den Vorzug. Allein ſo allgemein können die Fragen gar nicht aufgeworfen werden, und wenn es gleichwohl geſchieht, mögen ſie auch mit gleichem Recht in dem einen wie in dem anderen Sinne beantwortet werden.

Einmal war die Verfaſſung der Stämme im nordweſtlichen Deutſchland eine andere als bei den Völkern im Oſten und Norden. Allerdings hatte ſie dort mehr einen republikaniſchen, hier mehr einen monarchiſchen Charakter. Aber es haben bei jenen weder die Fürſten und Prieſter, noch bei dieſen die gewöhnlichen Freiheitsrechte gefehlt, und ſo groß der Unterſchied ein mag, er iſt doch immer nur ein relativer. Das König-

tum ist nur ein erweitertes Fürstentum, das Fürstentum immer ein Anfang von Königtum, und wie verschieden das letztere sich wieder bei den einzelnen Stämmen gestalten konnte, hat Tacitus selbst nachdrücklich hervorgehoben.

Dann aber ist die Einteilung der Staatsformen in Demokratie, Aristokratie und Königtum, wie sie Aristoteles auf Grund der frühzeitig entwickelten griechischen Verfassungen vornimmt, überhaupt keine ausschließliche oder unbedingte. Denn nirgends kommt die eine oder die andere der drei Grundformen in Wirklichkeit völlig rein vor, vielmehr ist jede regelmäßig mit Elementen der beiden anderen gemischt. Auch wenn wir mit Macchiavell dafür Republiken und Monarchien unterscheiden, wird der Gegensatz nicht erschöpft, denn die ersteren sind entweder wieder Demokratien oder Aristokratien, und absolute Monarchien hat es bei den Germanen, ja in der abendländischen Christenheit überhaupt, im Grunde nie gegeben. So wenig aber bei den alten Germanen von Staat und Staatsgewalt im Sinne des Aristoteles oder Macchiavell die Rede sein kann, so wenig kann ihre Verfassung einer darauf begründeten Einteilung der Staatsformen untergeordnet werden.

Am verkehrtesten möchte es sein, wenn wir uns die Verfassung als Demokratie vorstellen. Denn politisch berechtigt waren nur die freien Stammgenossen, Hörige und Leibeigene dagegen wie im Altertum von aller Teilnahme an der Herrschaft ausgeschlossen. Und die Stammgenossen hatten nicht durchweg gleiche Rechte, sondern es tritt unter ihnen wieder ein Fürsten- oder Herrenstand mit Vorrechten auf, der uns gestattet, die Verfassung ebenso gut als eine aristokratische zu bezeichnen.

Aber auch die Begriffe von Republik und Monarchie, wie wir sie mit den Ausdrücken zu verbinden pflegen, passen nicht.

Denn dazu waren die Verhältniſſe noch zu unfertig, Staat und Staatsgewalt (Souveränität) in unſerem Sinn noch zu wenig entwickelt. Können wir von einem Staat in unſerem Sinn überhaupt nicht reden, ſo noch viel weniger von einer Republik und Monarchie nach heutigem Begriff. Vielmehr lagen die verſchiedenen Elemente der Verfaſſung noch einträchtig beiſammen, und wie ſich die Herrſchaft der Fürſten und Könige überall mit der Freiheit und den Rechten des Volkes vertrug, ſo waren ſelbſt die freiheitliebendſten Stämme ſtolz auf ihre Adelsgeſchlechter und folgten ihnen freudig in Kampf und Tod. Nirgends erſcheinen die Gegenſätze unvermittelt, und der größte Vorzug der altgermaniſchen Verfaſſung lag vielleicht gerade darin, daß nicht die Eiferſucht, ſondern die Liebe das Band war, was die verſchiedenen Stände zuſammenhielt. Kein Volk beginnt mit einer Demokratie, und auch die Verfaſſung der Germanen iſt keine ſolche geweſen. Allerdings republikaniſche Elemente waren darin enthalten und haben fortgedauert bis zur Auflöſung des Reiches im Jahre 1806. Ja in einzelnen Teilen des Reiches, wie z. B. in der Schweiz, haben ſie im Mittelalter ſogar die Oberhand gewonnen. Daneben aber waren von Haus aus auch ſtarke dynaſtiſche Elemente vorhanden und dieſe ſind in der Folge immer entſchiedener hervorgetreten, ohne daß man ſagen könnte, das Fürſtentum habe je mit Abſicht die gemeine Freiheit unterdrückt. Hätte es ein ſolches nicht ſchon in der Urzeit gegeben, ſo würde es ſich ſpäter nicht ſo ſtark und kräftig haben entwickeln können. Denn nicht erſt mit dem Aufkommen der Landesherrſchaft und Landeshoheit ſeit dem dreizehnten Jahrhundert iſt das geſchehen, ſondern ſchon in der Völkerwanderung, in der fränkiſchen Zeit, mit den Eroberungen der Normannen, und überall wo germaniſche Reiche im neueren Europa gegründet wurden, in England und Frankreich, wie in Spanien, Deutſchland und

Italien. Und selbst die ersten Anfänge der Landesherrschaft reichen viel weiter zurück, als man gewöhnlich glaubt, mindestens bis in die karolingische Zeit, seitdem sich mit der Grafschaft eine Art Seniorat oder eine Vogtei verband.

Überhaupt haben die Germanen den Gegensatz von Republik und Monarchie nicht wie die Völker der alten Welt als einen unversöhnlichen gefaßt. Das Altertum glaubte nur zwischen Freiheit und Knechtschaft, Republik oder Tyrannis wählen zu können, nachdem in Griechenland wie in Rom das Urkönigtum schon in frühester Zeit untergegangen war und erst einer Adelsherrschaft, dann der Demokratie Platz machen mußte. Die Germanen haben den Gegensatz von Anfang an überwunden und in der ständischen Verfassung zu höherer Einheit ausgeglichen. Neben dem Königtum bestanden von Anfang an die Rechte des Adels und der Gemeinfreien, die der König nicht verletzen durfte, weil sie auf demselben Grund ruhten wie seine eigenen. Daher die Treue und Anhänglichkeit gegen die Fürsten auf der einen, und die Freiheitsliebe auf der anderen Seite, weil eines das andere nicht ausschloß, sondern voraussetzte. Und wenn in den neugegründeten Reichen die königliche Gewalt bald stärker wurde, weil der König den römischen Provinzialen gegenüber an die Stelle des Kaisers trat, und dies nicht ohne Rückwirkung auf die eigenen Volksangehörigen blieb, so wurden die Rechte derselben doch nicht vernichtet, im Gegenteil je mächtiger ein König war, oft nur um so gewissenhafter geschützt. So alt wie das fränkische Königtum sind auch die fränkischen Reichstage; selbst die allgemeine Landesversammlung erhielt sich noch eine Zeit lang, wenngleich die Gaugemeinde zur Gerichtsversammlung herabsank. Ebenso stand den späteren deutschen Königen der Reichstag zur Seite, woran die geistlichen und weltlichen Fürsten, und seit der Zeit Rudolfs von Habsburg auch die unabhängigen

Städte teilnahmen. Die größeren Reichsstände erwarben dann in ihren Landen wieder selbst eine Landesherrschaft, gleichzeitig damit aber hat sich auch die landständische Verfassung oder die Landstandschaft der Prälaten, Ritter und Städte ausgebildet, die dem Landesherrn in ähnlicher Weise zur Seite standen wie die Reichsstände dem Kaiser.

Daneben haben sich in den freien Städten und Landgemeinden bis tief in das Mittelalter hinein auch Reste der alten Volksfreiheit unmittelbar erhalten. Die Unabhängigkeit der Reichsstädte wie die Rechte und Privilegien der freien Bauern in der Schweiz, Tyrol, Friesland und hie und da selbst im inneren Deutschland leiten ihren Ursprung alle von den Rechten des altfreien Standes ab. Erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, im Kampf der Fürsten gegen die Schweizer Eidgenossenschaft und den schwäbischen Städtebund, entschied es sich, ob die gemeine Freiheit oder die Fürstenherrschaft den Sieg behalten würde: mit dem verschiedenen Ausgang des Kampfes in der Schweiz und in Deutschland war auch die künftige Trennung der Schweiz vom deutschen Reich entschieden.

Zu dem allem waren die Keime und Wurzeln schon in der germanischen Urzeit vorhanden. Sie lagen noch unausgebildet und unentwickelt beisammen; im wechselvollen Verlauf der Geschichte sind die einen zur Reife gebracht, die anderen verkümmert oder untergegangen: die Wage hat bald zugunsten des einen, bald des anderen Elementes geschwankt. Zu allen Zeiten aber ist der Grundzug der deutschen Verfassung im wesentlichen derselbe geblieben: kein absoluter Gegensatz zwischen Fürstentum und Freiheit, sondern das Streben nach ihrer Vermittelung und Ausgleichung. —

Vielleicht gewinnen wir noch ein deutlicheres Bild von der altgermanischen Verfassung, wenn wir die verschiedenen

Stände selbst, wie sie uns bei Tacitus entgegentreten, näher kennen lernen.

Es können nur Geburtsstände gewesen sein, denn so lange alle Angehörigen des Volkes noch auf derselben Stufe geringer wirtschaftlicher Kultur standen, waren verschiedene Berufsstände unmöglich. Solcher Geburtsstände gab es überall drei: Adel, Freie und Knechte. Doch nur der Adel und die Freien gehörten zur politischen Gemeinde, die Unfreien waren davon ausgeschlossen und müssen ursprünglich auch als Stammfremde gedacht werden. Alle drei haben sich das ganze Mittelalter hindurch als Geburtsstände erhalten, ja der Adel dauert als solcher in den fürstlichen und standesherrlichen Geschlechtern noch heutzutage fort. Dabei ist indes nicht an die Ritterschaft oder den niederen Adel zu denken, selbst wenn er höhere Titel führt, denn die Ritterschaft ist erst seit dem elften Jahrhundert aus dem Stand der Gemeinfreien hervorgegangen.

Das Dasein eines Uradels als besonderen Geburtsstandes ist freilich für die älteste Zeit vielfach und zum Teil nicht ohne Tendenz bestritten worden. Allein es kann nach allem, was wir in den Berichten der alten Schriftsteller darüber finden und aus dem Zusammenhang der Geschichte schließen müssen, doch nicht daran gezweifelt werden.

Gewiß, der Adel ist nur durch Ehrenvorzüge und ein höheres Wergeld ausgezeichnet, er gehört mit zur Gemeinde oder wie wir jetzt sagen würden, er steht im Staat, nicht über ihm, aber er steht der Gemeinde doch zugleich als besonderer Stand gegenüber, und in seinen Händen befindet sich thatsächlich das Fürstenamt und gewiß vorzugsweise auch das Priestertum. Es sind mit anderen Worten die fürstlichen Geschlechter selbst, die sich im Besitz der Herrschaft befinden und schon in der ältesten Zeit einen bevorzugten Stand bilden.

Als solcher erscheint er unzweifelhaft in vielen Stellen bei

Tacitus: es ist geradezu unmöglich, sie alle nur von einem faktischen Vorzug der Geburt verstehen zu wollen. Nicht allein, daß die Könige aus dem Adel gewählt werden, daß der Adel besonderes Gewicht in der Gauversammlung verleiht, und daß alle Fürsten, welche in der Geschichte vorkommen: Armin, Marbod, Claudius Civilis, Catualda und die späteren der Völkerwanderung, von vornehmer oder edler Abkunft sind, es wird auch von vornehmen Jungfrauen geredet, die man besonders gern als Geißeln verlangt, von vornehmen Jünglingen, bei denen der Adel die Reife des Alters ersetzt, und da wo Tacitus die verschiedenen Stände vollständig neben einander aufzählt, wird ausdrücklich der Adel mit genannt.

Aber auch wenn wir die „Germania" des Tacitus nicht hätten, würde uns schon die Kontinuität der Entwickelung zur Annahme eines Adels nötigen. Denn zu allen Zeiten finden sich fürstliche Geschlechter, ohne daß sich ein Zeitpunkt angeben ließe, wann und wie sie entstanden wären; vielfach ist ein genealogischer Zusammenhang wenigstens bis in die karolingische Zeit nachzuweisen, wenn auch natürlich kein Geschlecht seinen Stammbaum bis in die Urzeit zurück verfolgen kann. Die Geschlechter der karolingischen Zeit aber sind nicht aus der Erde gewachsen, sondern führen auf die der Völkerwanderung, und diese wieder auf die der ältesten Zeit zurück. Es will nicht viel heißen, wenn bei einzelnen Stämmen, wie z. B. den salischen Franken durch Chlodwig, der Adel später ausgerottet wurde. Denn bei den Stämmen im inneren Deutschland ist es entschieden nicht geschehen, und auch hier führen die Adelsgeschlechter des Mittelalters, zwar nicht in beglaubigter Abstammung, doch mittelbar ebenfalls auf die der Völkerwanderung und die der Urzeit zurück. Für das einzelne Geschlecht selbst ist die Abstammung nicht nachweisbar, für den Adel im ganzen ist sie um so sicherer. Denn nirgends tritt der Stand als

ſolcher neu in die Geſchichte ein. Wiſſen wir, daß bis in das ſpätere Mittelalter jedes Geſchlecht ſeine beſonderen Eigennamen hatte, ſo läßt ſich ſchon aus der gleichmäßigen Wiederholung der Namen auf einen Zuſammenhang ſchließen, ſo wenig der bloße Name an ſich im einzelnen Fall den Beweis der Herkunft erſetzt. Was aber im einzelnen Fall fraglich und zweifelhaft ſcheint, da dieſelben Namen auch bei verſchiedenen Häuſern vorkommen, das muß doch in vielen immerhin angenommen werden, weil ſonſt der Zuſammenhang überhaupt wegfiele. Es iſt ein Argument mehr für die Abſtammung der ſpäteren fürſtlichen Häuſer vom Uradel. So findet ſich ſeit dem elften Jahrhundert an der heſſiſch-ſächſiſchen Grenze ein Grafengeſchlecht, in welchem der Name Erpo hergebracht iſt, und die Lebensbeſchreibung des Biſchofs Meinwerk von Paderborn nennt dasſelbe geradezu das Haus der Erponen (nobilissima Erponum tribus). Daß der Name ſchon in alter Zeit in Heſſen üblich war, ſehen wir auch daraus, daß er ſich in einzelnen Ortsnamen erhalten hat. Wir denken nicht daran, das ſpätere Grafengeſchlecht genealogiſch von dem chattiſchen Fürſten Arpus abzuleiten, deſſen Frau und Tochter in den Kriegen des Germanicus von den Römern gefangen genommen wurden; aber daß irgendein Zuſammenhang durch Abſtammung von der Männer- oder Weiberſeite möglich iſt, wird niemand leugnen wollen, wenn wir ſehen, daß in hiſtoriſch beglaubigter Zeit bei anderen Geſchlechtern die gleichen Namen ſich ebenfalls jahrhundertelang wiederholen.

Mit einem Wort, die Entſtehung des deutſchen Fürſtentums wäre unerklärlich, wenn es nicht ſchon in der Urzeit einen Adel gegeben hätte. Dabei räumen wir gern ein, daß ſich im Laufe der Zeit Weſen und Charakter des Standes wie der fürſtlichen Herrſchaft vielfach geändert haben und daß ein eigentliches Fürſten- und Königtum im ſpäteren Sinne erſt in

der Völkerwanderung ſich ausgebildet hat. Der Stand ſelbſt aber reicht weit über die Völkerwanderung hinaus.

Die Frage liegt nahe, wie wir uns nun die erſte Entſtehung des Adels als eines beſonderen Standes über den Freien zu denken haben. Man hat die Frage abweiſen wollen und geſagt, nach dem Urſprung des Adels fragen, heiße ſo viel wie nach dem Urſprung des Volkes fragen. Allein das Verhältnis iſt doch ein anderes, denn mit der Familie oder dem Geſchlecht, aus welchem der Stamm und das Volk hervorwachſen, iſt nicht zugleich ſchon der Adel gegeben. Adel und Freie ſind bei den Germanen von einem Stamm, Genoſſen, nicht wie die Prieſterkaſten im Orient aus einem höheren. Äußere geſchichtliche Ereigniſſe müſſen alſo zu irgendeiner Zeit den Unterſchied herbeigeführt haben. Eine beſtimmte Antwort, worin dieſe zu ſuchen ſeien, kann natürlich nicht verlangt werden, nur Vermutungen ſind möglich. Sie dienen dazu, wenigſtens hypothetiſch den ſpäteren Zuſtand zu erklären, und nötigen dann, in den ſpäteren Vorrechten zugleich die Geneſis des Standes zu erblicken.

Im Prieſtertum allein kann die Entſtehung nicht liegen, denn geſchloſſene Kaſten, bei denen die Geburt zugleich den Beruf beſtimmt hätte, hat es bei den Germanen nicht gegeben, obgleich die fürſtlichen Geſchlechter allerdings wie die griechiſchen Heroen im Glauben des Volkes den Göttern näher verwandt ſind und ſelber ihren Urſprung meiſt unmittelbar von Wotan, dem erſten und vornehmſten Gott, ableiten. Auch das Wort Herr, welches bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein Vorrecht der Fürſten- oder Herrengeſchlechter blieb, deutet darauf: es iſt der Komparativ von hehr, heriro, und bezeichnet einen Vorzug vor dem gemeinen Volk, das ſich im nationalen Mythus ja auch göttlichen Urſprung beilegt.

Indes bei dem kriegeriſchen Geiſt der Germanen muß das

Heldentum jedenfalls als zweites wesentliches Moment hinzugekommen sein. Aus den vornehmen Geschlechtern wurden die Tapfersten zu Anführern gewählt, Ruhm und Tapferkeit erbten fort, gaben Beute und Reichtum und bei der Ansiedelung zugleich einen Anspruch auf größeren Grundbesitz (agros secundum dignationem partiuntur). Ein Gefolge und eine größere Zahl von Hörigen setzte größere Herden voraus, diese erforderten ausgedehntere Weidegebiete, und daraus ging bei der Aufteilung des Landes von selbst auch ein größerer Besitz hervor. Es ist wahrscheinlich, daß der Grundbesitz des Adels zu allen Zeiten von den Dorfmarken ausgeschieden war und gewisse Vorrechte hatte, die dem Anteil des gemeinen Mannes nicht zukamen. Wenigstens sind die späteren Vorrechte dieser Art nicht zu erklären, wenn wir nicht wieder die Urzeit zuhilfe nehmen.

Dabei bleibt freilich manches immer noch unerklärt, vor allem wie der Stand zu einem geschlossenen werden konnte, dessen Angehörige ein höheres Wergeld vor den Gemeinfreien voraus hatten. Daß hier vielfach Zufall oder Willkür gewaltet habe, zeigen die Wergeldbestimmungen der späteren Zeit, die gerade für den Adel mannigfach differieren, wenn sie auch sämtlich von dem Wergeld des freien Mannes als der Grundlage auszugehen scheinen. Auf jeden Fall ist der Unterschied uralt.

Wenn deshalb die Fürsten gewählt werden, wie Tacitus mehrfach sagt, so ist das bei der Teilnahme aller an der herrschenden Gemeinde sehr natürlich, denn so aristokratisch wir uns die Verfassung denken mögen, sie war doch nichts weniger als ein geschlossener Geschlechterstaat, worin die einzelnen Familien ein bestimmtes Erbrecht auf die öffentlichen Ämter gehabt hätten. Denn auch das Volk gehörte mit zum Staat: es bestand aus freien Genossen, nicht aus Unterthanen

Thatſächlich aber war die Wahl doch auf den Adel beſchränkt, und ein Geſchlecht, das einmal zur Herrſchaft gelangt war, blieb regelmäßig im Beſitz derſelben, bis es ausſtarb oder durch Gewalt verdrängt wurde. Eine ganz freie Wahl, etwa gar von Jahr zu Jahr, würde allem widerſprechen, was wir von deutſcher Geſchichte wiſſen. Adel und Herrengeſchlechter ſind alſo wie in der ſpäteren Zeit als identiſch anzuſehen. Die Herrſchaft oder das Amt hatte immer nur einer, an den Vorzügen und an dem größeren Reichtum des Standes nahmen aber auch die übrigen teil. Denn der einmal erworbene Adel blieb und ſetzte ſich durch die Geburt fort.

Fürſtenamt und Prieſtertum ſind zu allen Zeiten ein Vorrecht des Adels geweſen. Über die Verfaſſung des Prieſtertums wiſſen wir aus der heidniſchen Zeit nichts, aller Wahrſcheinlichkeit nach aber waren die vornehmeren Prieſter nur Adelige, denn eine doppelte Ariſtokratie neben einander läßt ſich nicht recht denken, und wo ein Prieſtertum vorkommt, da nimmt es naturgemäß die erſte Stelle ein. Daß die Druiden in Gallien ſich aus dem ganzen Volk ergänzten, hängt mit der eigentümlichen Hierarchie zuſammen, wie ſie ſich hier ausgebildet hatte und nicht hätte ausbilden können, wenn ſie keine nationale geweſen wäre. Wenn nun auch unſer Prieſtertum keine erbliche Kaſte war und gewiß einzelnen Gemeinfreien ebenfalls den Zutritt gönnte, ſo blieb es auf dieſe Art doch im erblichen Beſitz gewiſſer Geſchlechter. Vielleicht darf die Vermutung gewagt werden, daß wie in der ſpäteren chriſtlichen Zeit vorzugsweiſe die jüngeren nachgeborenen Söhne dazu gewählt wurden, wobei die Wahl gerade ſo wie ſpäter von den Prieſtern ſelbſt ausgegangen ſein kann. Damit würde ſich auch von dieſer Seite die eigentümliche Strafgewalt der Prieſter leicht erklären: ſie ſtand nicht im Gegenſatz zur fürſtlichen Herrſchaft, ſondern ging Hand in Hand mit ihr.

Auf alle Fälle iſt eine Verbindung des Prieſtertums mit dem Adel nicht abzuleugnen. Denn es ſprechen dafür die beſtimmteſten Gründe. So lehren im nordiſchen Altertum edle Jungfrauen die Runen, der Adel erſcheint alſo im Beſitz der religiöſen Geheimniſſe. So richten die Miſſionare ihre Bekehrungsverſuche immer zunächſt an den Adel: ſobald er für das Chriſtentum gewonnen iſt, hört aller Widerſtand dagegen im Volk auf. Endlich aber und nicht am wenigſten zeigt ſich die Verbindung darin, daß auch nach dem Übertritt zum Chriſtentum jahrhundertelang mit ſeltenen Ausnahmen nur Adelige in den Beſitz der Bistümer und höheren geiſtlichen Stellen gelangen, gleich als hätten ſie einen ausſchließlichen Anſpruch darauf. Dem Chriſtentum iſt natürlich eine ſolche Bevorzugung fremd, und wenn man deſſenungeachtet daran feſthielt, ſo wird nicht ſowohl die Rückſicht auf Standesvorrechte, ſondern vor allem die auf das gemeine Volk entſcheidend geweſen ſein, bei welchem ein Prieſtertum ohne Adel keine Achtung gefunden hätte. Solche Motive wußte die ältere Kirche gar wohl zu würdigen; man konnte nicht alles auf einma durchſetzen. Später fielen ſie weg, aber die üblich gewordene Sitte erhielt ſich. Bleiben wir bei den drei großen rheiniſchen Erzbistümern, ſo ſind es bis zu Ende des Mittelalters im ganzen nur wenige Adelsgeſchlechter, die ſich in ihren Beſitz geteilt haben.

Auch das Fürſtentum und die ſpätere Grafſchaft oder mit anderen Worten der Blutbann über Freie, der in der älteſten Zeit nur geſtützt auf die prieſterliche Autorität ausgeübt wurde, ſind von jeher ein Vorrecht des Adels geweſen. Wenigſtens iſt aus dem ganzen deutſchen Mittelalter kein ſicheres Beiſpiel bekannt, daß je ein gemeiner Ritter eine Grafſchaft erlangt hätte. Man könnte an das zweite rheingauiſche Grafengeſchlecht denken, allein ob es bloß ritterbürtiger oder nicht doch vielleicht

altadeliger Abſtammung war, die ſich im Laufe der Zeit nur verdunkelt hatte, wird ſchwerlich auszumachen ſein. Die ſpäteren Standeserhöhungen beweiſen natürlich nicht. Denn die vielen echten Freiherren (Barone oder Lords im engliſchen Sinn), die wir ſpäter finden, ſind zum großen Teil nachweislich fürſtlichen oder gräflichen Häuſern entſproſſen, welche ihre Würde entweder verloren hatten oder von denen nur eine Linie im Beſitz des Amtes blieb, während die übrigen mit Gütern und geringeren Rechten abgefunden wurden. Auch die Titulierung und Anrede deutet zu allen Zeiten auf einen Unterſchied zwiſchen Adel und Ritterſchaft.

Gewiß war unter außerordentlichen Umſtänden ein Aufſteigen zum Adel möglich, allein dieſelben waren im Vergleich zur Regel eben außerordentlich ſelten: es ſind Ausnahmen, welche die Regel beſtätigen. Erſt in ſpäterer Zeit wurden Verleihungen durch den Kaiſer häufiger, und doch iſt ſelten eine ohne Widerſpruch des Adels erfolgt; der Rechtſatz blieb, daß der hohe Adel nur durch eheliche Abſtammung von ebenbürtigen Eltern erworben werden könne. Stets haben Adel und Gemeine als verſchiedene Stände gegolten: nur kleine oder herabgekommene Fürſten- und Herrengeſchlechter haben im Mittelalter ſich mit ritterbürtigen Häuſern vermählt. So iſt es ohne Zweifel ſchon in der älteſten Zeit geweſen. Die chattiſchen und cheruskiſchen Fürſtengeſchlechter, welche wir in den Römerkriegen kennen lernen, ſind alle unter einander verſchwägert: Armin hatte die Tochter des Segeſtes, Thusnelda (mit ihrem deutſchen Namen vermutlich Thurſinhild die Rieſenkämpferin), zur Gemahlin; ſein Bruder Flavius hatte die Tochter des chattiſchen Fürſten Ahtumer; deren Schweſter war wieder mit einem anderen Bruder Armins vermählt.

Allerdings war die Gewalt der Fürſten weſentlich beſchränkt. Sie waren im Grunde nur Heerführer und Richter mit ent-

scheidender Stimme in der Gauversammlung. Auch das Königtum war nicht viel mehr: seine innere Entwickelung gehört erst der Völkerwanderung an und stützt sich auf römische Elemente. Die Goten, bei denen es doch schon zu Tacitus' Zeit in ziemlich ausgebildeter Gestalt erscheint, kennen nicht einmal das Wort König, sondern haben andere Ausdrücke dafür, von denen der eine (reiks lat. rex) eigentlich nur einen Fürsten oder Richter bezeichnet, der andere (thiudans zu thiuda Volk) einen Häuptling oder Herzog. So gab die öffentliche Gewalt, auch wenn sie ausschließlich im Besitz der Adelsgeschlechter war, diesen doch keine unbedingte Herrschaft: sie war abhängig von der Wahl des Volkes und an die Rechte desselben gebunden.

Wichtiger und bedeutungsvoller war ein anderes Vorrecht, das sie zwar zunächst ohne Zweifel auch nur thatsächlich inne hatten, das der Natur der Sache nach aber ein ebenso ausschließliches Vorrecht wurde wie das Fürstenamt selbst: das Gefolge oder Komitat. Es fügte zu dem eigentlich politischen Bestandteil der Herrschaft noch einen privatrechtlichen oder dynastischen und verlieh seinem Führer, wenn es stattlich und zahlreich genug war, mehr Macht und Ansehen wie das Heerführer- und Richteramt. Daher der Wetteifer der Fürsten, ein möglichst großes Gefolge zu haben. Das Recht, ein solches zu halten, hatte sicher so gut wie das Fehderecht jeder im Volk; wirklich ausüben konnte das Recht aber nur der, welcher die Mittel hatte, ein Gefolge dauernd an sich zu fesseln, und das waren nur die Häupter der Adelsgeschlechter oder die Fürsten.

Es bestand aus Adeligen oder Gemeinen, besonders jüngeren, die dem Fürsten zu besonderer Treue sich verbanden, im Krieg an seiner Seite kämpften, im Frieden Hof- und Ehrendienste verrichteten und dafür Pferde und Waffen, Geschenke, Gastmähler und Anteil an der Beute erwarteten. Von der

militäriſchen Seite des Verhältniſſes iſt oben ſchon geſprochen, hier mögen noch einige Worte über die häusliche oder höfiſche Seite folgen, die Tacitus zwar nur andeutet, das einfache wirtſchaftliche Leben und die ſpätere Geſchichte aber leicht ergänzen laſſen: nicht mit Unrecht hat man den Hof und die höfiſche Geſellſchaft die ideale Welt des Germanen genannt.

Ohne Zweifel lag dem Gefolge die Aufſicht über den fürſtlichen Haushalt ob und aus ihm wählte der Fürſt ſeine Hofbeamten, deren Zahl im Verhältnis zur Größe des Hofes ſtand. Die Namen der ſpäteren Hofämter deuten auf ſo altertümliche und patriarchaliſche Verhältniſſe, daß ſie gewiß ſchon in die Urzeit zurückreichen und nur in den Zuſtänden der Urzeit ihre eigentliche Erklärung finden. Den Majordomus oder Seneſchall, wie er ſpäter heißt, d. h. den älteſten oder erſten Hausdiener, finden wir in der Völkerwanderung bei den meiſten germaniſchen Stämmen, vor allem im fränkiſchen Reich, wo er ſpäter ſogar den König an Macht überragte und ihn ſchließlich verdrängte. Aber auch die übrigen, die ſich als Ehrenämter noch jetzt an den Höfen finden, ſind uralt und entſprechen dem Namen wie den Funktionen nach den einfachen patriarchaliſchen Zuſtänden der Urzeit: der Marſchall oder Oberſtallmeiſter, ahd. marahscalh Roßknecht, frz. connétable vom lat. comes stabuli, als zweiter Anführer des fürſtlichen Gefolges; der Kämmerer, lat. camerarius, mit der Aufſicht über den Schatz und die fürſtlichen Einkünfte; der Schenk mit der Aufſicht über den Keller und die Sorge für die Getränke, lat. buticularius von buticula frz. bouteille kleine Bütte, weil die älteſten Trinkgefäße von Holz waren, auch pincerna Vortrinker, vom gr. πίνειν κύρνα, weil er das Getränk zuerſt zu verſuchen hat; endlich der Truchſeß mit dem Dienſt für die Tafel und der Aufſicht über die fürſtlichen Herden, mhd. truhtsaeze, dem Sinne nach wie das lat. dapifer ſo viel als Speiſeträger,

weil er gleich den übrigen Beamten den Fürsten auch persönlich bedient. Je angesehener der Hof, desto angesehener waren auch die Beamten; sie hatten immer noch eine Anzahl von Dienern unter sich und leisteten wie die Inhaber der späteren Reichserzämter nur bei feierlichen Anlässen den Dienst in Person. Kleinere Häuser, wie die späteren gräflichen, hatten meist nur einen Hofbeamten, den Truchseß oder Keller (cellerarius), und dieser war als Oberaufseher der Hausgüter und Verwalter der Einkünfte zugleich Landesbeamter, weshalb manche Territorien geradezu in Truchseßämter (niederdeutsch Drosteien) oder Kellereien eingeteilt wurden.

Indes noch nach einer anderen Seite ist die Gefolgschaft wichtig, insofern wir darin zugleich die älteste Wurzel des späteren Lehnwesens finden. Denn das persönliche Treueverhältnis, die eine Seite desselben, war schon im Gefolge vollkommen ausgebildet, und Tacitus schildert sie uns mit lebhaften Farben: welcher Wetteifer unter den Dienstleuten bestehe, wie sie im Kampf nicht von der Seite des Herrn wichen, ihm ihre Heldenthaten beilegten und es für eine Schande hielten, ohne ihn aus der Schlacht zurückzukehren. Kam dann noch ein geliehenes Gut hinzu, als bleibende dingliche Grundlage für die persönliche Seite, so war das Lehnverhältnis im späteren Sinn vollendet. Indes die dingliche Leihe, mit fortdauerndem Obereigentum des Herrn, entwickelte sich erst in der karolingischen Zeit und hat ihren Ursprung zugleich noch in anderen Gründen allgemein wirtschaftlicher Art, deren Erörterung seitab liegt. Sie erscheint nicht bloß im Lehen, sondern als Häuserleihe auch in den Städten und als Gutsleihe in den mannigfachsten Formen auf dem Lande: die ersten Anfänge der letzteren werden wir gleich unten näher kennen lernen.

Die alte Streitfrage, ob ein direkter Zusammenhang zwischen dem Gefolgs- und dem Lehnwesen bestehe, läßt sich daher

ebenso gut mit ja wie mit nein beantworten. Begnügen wir uns, in dem ersten nur eine Vorstufe und einen Anknüpfungspunkt für das zweite zu erblicken, so wird sich dagegen nichts einwenden lassen; wollen wir darin schon das spätere Lehnwesen selbst finden, so ist das natürlich falsch.

Der zweite Stand ist der der Freien, die ohne zum Adel zu gehören doch an allen Rechten teilnehmen, welche die Stammesverbindung ihren Mitgliedern gewährt. Im Gegensatz zum Adel sind es nur Gemeinfreie, denn sie entbehren die Vorrechte und Ehren des Adels, aber wie dieser sind es Altfreie, weil ihre Freiheit schon der Urzeit angehört, nicht wie die anderer freien Stände der späteren Zeit, z. B. der Kleinbürger und Handwerker in den Städten, erst aus der Unfreiheit hervorgegangen ist. Sie bilden mit dem Adel Volk und Heer und helfen als deren Mitglieder und Genossen in der Landesversammlung oder Gaugemeinde auch die oberste Gewalt ausüben.

Darum ist die Freiheit ein positiver Begriff, die sich in bestimmten Rechten äußert, nicht bloß Freiheit im römischen Sinn, sondern auch Bürgerrecht, Libertas und Civitas zugleich. Nur darin geht sie weiter als das römische Bürgerrecht, daß der freie Germane das Recht hat, über seine Freiheit willkürlich zu verfügen, wie z. B. sie zu verspielen, während das Bürgerrecht der Griechen und Römer ein politisches ist, das nur im Interesse des Staates besteht und darum der Privatdisposition nicht unterliegt: ganz im Einklang mit dem frühzeitig entwickelten Staatsbegriff und der unbedingten Herrschaft des Staates über den einzelnen, während der Staat in dieser Auffassung bei den Germanen noch unentwickelt ist, die Freiheit der einzelnen noch wie ein Privatrecht erscheint. So ist auch der Inhalt des Begriffes mit Rücksicht auf die verschiedene politische Entwickelung ein verschiedener. Im Altertum tritt die

aktive und passive Wahlfähigkeit (jus suffragii et honorum) und die Teilnahme am nationalen Privatrecht (jus connubii et commercii) in den Vordergrund, während bei uns das Waffen- und Fehderecht als wichtigstes Freiheitsrecht gilt, die Teilnahme an Gaugemeinde und Volksrecht dagegen mehr zurücktritt. Statt der Fehde wird dann, wo diese unzulässig ist, der Anspruch auf das Wergeld gegeben (capitis aestimatio), ein Surrogat für die Fehde, das zwar an sich die Freiheit beschränkt, aber doch zugleich notwendiger Ausdruck derselben ist, da das Fehderecht zu keiner Zeit ganz uneingeschränkt bestanden haben kann. In dem lateinischen Wort Ästimatio hat sich das Andenken an eine Zeit erhalten, wo das Haupt des römischen Bürgers seinem Wert nach ebenfalls in Geld angeschlagen wurde, wenn auch aus dem Recht Wergeld und Buße längst geschwunden sind.

Das Waffen- und Fehderecht kann als die Grundlage der Freiheitsrechte angesehen werden, weil erst aus seiner Beschränkung der Volksfriede oder die politische Ordnung sich ergab, obgleich die letztere dem Gedanken nach als ebenso ursprünglich wie das erste gefaßt wird. Denn ohne sie würde es dem späteren Gau wie der früheren Einheit des Stammes am zusammenhaltenden Bande gefehlt haben, und auch die Heeresordnung würde bei völlig freiem Fehderecht ohne sie nicht haben bestehen können: sie faßte die verschiedenen Geschlechter kraft göttlicher Autorität zur höheren Gemeinschaft zusammen. Das Waffenrecht selbst dagegen unterlag in der Urzeit keiner Beschränkung, denn die Waffen legte der freie Germane, sobald er wehrhaft gemacht war, bis zum Tod nicht wieder ab. Deshalb galten die Waffen, die der Freie zu tragen pflegte, insbesondere später allgemein Schwert und Lanze, auch geradezu als Zeichen der Freiheit. Der Besiegte aber mußte die Waffen strecken, d. h. er warf sie ab und ergab sich in die Gewalt

des Siegers, womit er seine Freiheit verlor. Unfreie durften keine Waffen oder nur knechtische tragen oder nur wenn es der Herr erlaubte.

Demnächst war das wichtigste Recht die Teilnahme an Versammlung und Gericht. Insofern der Gau (civitas) als Träger der obersten Gewalt erscheint, waren auch die Freien zu deren Ausübung mit berufen. Doch erscheint das Recht zugleich als Pflicht, da es gewiß nicht vom Belieben des einzelnen abhing, ob er kommen wollte oder nicht. Denn die bewaffnete Gauversammlung war auch das Heer, und wie der einzelne sich nicht ohne zwingende Gründe vom Kriegsdienst ausschließen konnte, so auch nicht von der Teilnahme am Gericht. Der Heerpflicht ging eine Dingpflicht zur Seite.

Ohne Zweifel hat neben der Befugnis, in Versammlung und Gericht mitzustimmen, für die Freien auch in der ältesten Zeit schon ein Recht der Autonomie und Einigung bestanden, d. h. das Recht, innerhalb der kleineren Gemeinden, so weit nicht die Volksrechte dadurch verletzt wurden, nach Willkür Bestimmungen zu treffen und zu religiösen oder politischen Zwecken Bündnisse und Eidgenossenschaften einzugehen. Ob und inwieweit ein solches Recht in der Urzeit wirklich ausgeübt wurde, wissen wir nicht. Jedenfalls wird sich die Gelegenheit dazu weit seltener als später ergeben haben, wo man ein Mittel darin fand, sich bei seinen hergebrachten Rechten und Freiheiten zu behaupten. Ansätze dazu müssen aber jedenfalls schon in der ältesten Zeit vorhanden gewesen sein, weil sich sonst weder die spätere Autonomie der Gemeinden, noch die ersten Anfänge des Gildewesens erklären lassen.

Daneben hatte natürlich jeder freie Genosse einen Anspruch auf Anteil am aufgeteilten Ackerland, oder sobald sich daraus ein Sonderbesitz am Grund und Boden entwickelte, auf echtes Eigen nach Volksrecht. Nur waren diese Rechte, so lange

noch eine halbnomadiſche Kultur fortdauerte, viel weniger ausgebildet und daher auch weniger wichtig als ſpäter. Erſt mit ſteigendem Anbau konnte man dazu kommen, die volle Freiheit umgekehrt vom Grundbeſitz abhängig zu machen. Wie ſchwer aber der Übergang zum Ackerbau war und wie lange er von den Volksobern künſtlich zurückgehalten wurde, ſehen wir aus Cäſar. Denn unter den Gründen, welche er von den Germanen für den jährlichen Wechſel ihrer Wohnſitze anführen hörte, war auch die Beſorgnis, ſie möchten durch die Anſäſſigkeit ihre alte Kriegsluſt verlieren und durch den Hausbau gegen Kälte und Hitze empfindlicher werden. Offenbar ſprachen ſie aus Erfahrung, die gerade während des Wechſels von Bleiben und Wandern, Ackerbau und Weidewirtſchaft gemacht werden mußte: daß ſeßhafte Ackerbauvölker ihren Beſitz liebgewinnen und ſich auf die Verteidigung ihres Landes beſchränken, alſo die Freude an Krieg, Raub und Jagd, wie ſie unſtäten Hirtenſtämmen eigen ſind, verlieren, iſt eine Thatſache, die ſchon das früheſte Altertum bemerkt hat. Mit einer Milderung der Sitten iſt immer zugleich eine gewiſſe Verweichlichung verbunden. Vor allem mit dem Übergang zum Ackerbau, der mehr wie alle folgenden Fortſchritte auch in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht den Übergang zur eigentlichen Kultur einſchließt. Denn jeder Fortſchritt iſt zweiſchneidig, und eben darum kann die wilde Kraft und Energie reiner Naturvölker nicht zugleich den Vorzug höherer Entwickelung bilden: mit Recht hat man hervorgehoben, daß ſchon die Schärfe und Feinheit der äußeren Sinne, insbeſondere des Geſichtes und Gehöres, durch den Ackerbau abgeſtumpft wird.

So lange deshalb das Volk noch nicht anſäſſig war, konnte der einzelne auch keinen feſten Grundbeſitz haben. Erſt nach und nach änderte ſich das; gewiß war zu Tacitus' Zeit, wie wir oben auszuführen verſuchten, ſchon vieles anders geworden.

Der erſte Schritt war das Haften der Gemeinde ſelbſt am Boden, aus den Volks- oder Heeresabteilungen wurden Dörfer und Bauerſchaften, Haus und Hof der erſte Sonderbeſitz der einzelnen. Der zweite Schritt war die Ausbildung von Sondereigen am aufgeteilten Ackerland oder Saatfeld, der aber längere Zeit brauchte, ehe er überall durchdrang. Der erſte war jedenfalls zu Tacitus' Zeit ſchon geſchehen, ob allgemein auch der zweite, erſcheint mindeſtens ſehr fraglich. Indes wie dem auch ſei, der Schwerpunkt des wirtſchaftlichen Lebens lag doch noch lange weniger im Ackerbau wie in Viehzucht und Weidewirtſchaft, und die Stelle des Sondereigens im ſpäteren Sinn, als deſſen Pertinenz dann der Gemeindenutzen galt, vertrat umgekehrt der Mitbeſitz und Mitgebrauch der gemeinſchaftlichen Wälder und Weidegründe. Nicht das Privateigentum, ſondern die Almende oder der Anteil an der gemeinen Mark iſt das Urſprüngliche.

Offenbar ſind die Gau- und Centverbindungen zugleich die älteſten und natürlichſten Markgenoſſenſchaften. Denn beides, die politiſchen Abteilungen des Volkes und die Art ſeiner Anſiedelung, fließt aus derſelben Quelle, der urſprünglichen Heeresordnung. Die Angehörigen der Cent- und Gaugemeinden ſind eben die Mark- und Gaugenoſſen, privatrechtlich und politiſch die Herren des Landes, der einzelne daher ſowohl Mitglied der politiſchen wie der privatrechtlichen Genoſſenſchaft.

Es iſt unmöglich, ſchon für die Urzeit eine Verſchiedenheit der politiſchen Gau- und der privatrechtlichen Markverfaſſung annehmen zu wollen. Denn ſo wenig das öffentliche Leben in der Markverbindung aufging, ſo wenig kann die letztere von der Gauverfaſſung völlig getrennt werden. Das war erſt möglich, als beide von der gemeinſamen Wurzel aus ſich ſelbſtändig entwickelten, und nun konnte allerdings, wie das ſpäter oft genug geſchehen iſt, Gau- und Markverbindung auseinander-

fallen. Darum konnten sich dann auch die Markgenossenschaften viel länger als die Gauverfassung erhalten, denn die letztere machte seit dem zwölften Jahrhundert anderen Formen der Verfassung Platz, während die ersteren fortdauerten, so lange die alten wirtschaftlichen Verhältnisse blieben.

Welche politische Gemeinde aber in der ältesten Zeit zugleich als Markgenossenschaft zu denken ist, ob die Ortsgemeinde, oder regelmäßig die Hundertschaft, oder daneben vielleicht der ganze Gau (civitas), ist eine Frage, die sich schwerlich übereinstimmend wird beantworten lassen. Jedenfalls gehören die Teilungen der alten großen Almenden unter einzelne Gemeinden erst einer späteren Zeit an. Wir müssen es auch an dieser Stelle bei Vermutungen bewenden lassen und lehnen es ab, in das im fortwährenden Fluß befindliche Leben ein von vornherein fertiges, allgemein gültiges System hineinzutragen.

Der dritte und letzte Stand ist der der Unfreien. Es sind die Ungenossen, die der Freiheitsrechte entbehren und als Knechte oder Mägde einem Herrn dienen. Sie haben der Gemeinde gegenüber kein Recht und müssen vom Herrn, dem sie hören oder eigen sind, im Volksgericht aktiv und passiv vertreten werden. Sie haben daher streng genommen auch kein Wergeld, und wo später ein solches vorkommt, immer natürlich geringer wie bei Freien oder Freigelassenen, bezieht es der Herr entweder ganz oder wenigstens zum Teil selbst.

Der gewöhnlichste Entstehungsgrund der Unfreiheit war Kriegsgefangenschaft. So wissen wir, daß nach der Varusschlacht die gefangenen Römer, vornehme wie geringe, als Knechte verteilt wurden: einige davon wurden fünfzig Jahre später bei einem glücklichen Treffen gegen die Chatten wieder befreit. Auch in den folgenden Jahrhunderten, während der langen Kämpfe an der Grenze des Reiches, kamen viele Römer

in deutsche und noch mehr Germanen in römische Gefangenschaft, wie es die Natur der Einfälle in Feindesland mitbrachte. In den Friedensschlüssen wurde zwar oft Auslieferung der Gefangenen bedungen, aber oft unterblieb sie auch, zumal vonseiten der Römer, die deutsche Sklaven sehr zu schätzen wußten. Nicht minder waren die römischen in Deutschland von Nutzen, besonders wenn es geschickte Handwerker waren, von denen man lernen konnte. Es mag hart sein, die gefangenen Feinde zu Sklaven zu machen, aber es ist doch minder hart, als sie zu töten, wie arme Jäger- und Hirtenvölker thun müssen, die kaum für sich selber zu leben haben. Noch härter freilich dünkt es uns, daß nicht bloß die Feinde in Waffen, sondern auch die Einwohner des feindlichen Landes, welche nicht am Kampf teilnahmen, der Gefangennahme und dem Verkauf in die Sklaverei ausgesetzt waren. Aber das Altertum, das den Staat von seinen Angehörigen nicht unterschied, sah darin nur eine natürliche, völkerrechtlich allgemein zulässige Folge des Krieges. Selbst Griechen und Römer, die Hauptkulturvölker des Altertums, sind dabei stehen geblieben, daß nicht wie heutzutage die Staaten als solche mit ihren Heeren, sondern die Völker selbst gegen einander Krieg führen, und hiernach gehörten gefangene Feinde ebenso zur Beute wie feindliches Gut. Es hing von der Gnade des Feldherrn ab, was damit geschah.

Ein anderer Entstehungsgrund der Unfreiheit war Spielverlust, wozu bei den Germanen nicht selten die Leidenschaft des Würfelspieles Veranlassung gab: war alles verspielt, so wurde auf den letzten Wurf die Freiheit gesetzt und im Verlustfall willig geopfert. Doch pflegte der Sieger in solchem Fall den Knecht zu verkaufen, um sich eine fortwährende Beschämung über den Gewinn zu ersparen.

Später kam es häufiger vor, daß bei Eroberungen die

älteren Einwohner teilweise im Besitz des Landes blieben, aber zinspflichtig gemacht und der Freiheitsrechte beraubt wurden, besonders in den Grenzprovinzen des römischen Reiches, die angebauter waren und eine größere Bevölkerung ernähren konnten. Oder die römischen Kolonen und Sklaven wechselten nur den Herrn, das Land wurde den fremden Grundeigentümern genommen und ging auf die Germanen über. Das hatte zugleich den Vorteil, daß der Ackerbau in gewöhnlicher Weise fortdauerte, und die Art wie er betrieben wurde sich nach und nach auch den Germanen mitteilte. In diesem Fall war die Unfreiheit milder und näherte sich mehr dem römischen Kolonat, wobei der Unfreie nicht für sich allein, sondern nur mit dem Grund und Boden, zu welchem er gehörte, verkauft werden konnte, also nicht wie der eigentliche Knecht leibeigen war. Im Gegensatz zur Leibeigenschaft ist seit Justus Möser der Name Hörigkeit für diese mildere Form der Unfreiheit üblich geworden. Doch scheint sie im Innern von Deutschland in der ältesten Zeit selten gewesen zu sein. Eine doppelte Bevölkerungsschicht konnte der dürftige Anbau des Landes in der ältesten Zeit noch nicht ertragen. Es mag sein, daß zum Teil schon keltische Einwohner hier und da im Land zurückgeblieben waren und dann als Hörige oder Leibeigene von den nachrückenden Germanen zinspflichtig gemacht wurden. Allein die Hauptmasse der Kelten wurde sicherlich vertrieben und wanderte aus. Denn die Eroberung des Landes erfolgte nicht plötzlich und mit einemmale, sondern in anhaltendem, längerem Kampf. Nur einzelne mögen gefangen genommen und in der Gefangenschaft geblieben sein.

Wie der Stand des Adels und der Freien, so war auch der der Unfreien ein Geburtsstand, der sich auf die Kinder forterbte. Der gewöhnlichste Entstehungsgrund der Unfreiheit in der späteren Zeit war deshalb die Geburt von unfreien

Eltern. Dabei galt nach dem strengen älteren Recht der Grundsatz, daß wenn auch nur der eine Teil unfrei war, das Kind nicht frei, sondern unfrei wurde: es folgte „der ärgeren Hand", wie das Sprichwort lautete. Später wurde der Grundsatz vielfach gemildert, bei den altfreien Ständen aber hat sich das Erfordernis einer ebenbürtigen Ehe zum Teil bis auf den heutigen Tag erhalten, unbedingt bei dem hohen Adel, mit Einschränkungen auch bei dem niederen.

Gleichwohl war selbst die strenge Leibeigenschaft milder als die Sklaverei des Altertums, und Tacitus versäumt nicht, dies nachdrücklich hervorzuheben. Die Kinder der Freien und der Knechte wuchsen unter einander auf, halb nackt und schmutzig mit dem Vieh; erst das Alter und der Waffendienst sonderte die Freigeborenen von den Knechten ab. So begründete schon die Jugend eine gegenseitige Zuneigung und ließ es dann später zu keiner harten und grausamen Behandlung kommen, wie sie im gebildeten Rom häufig war. Selten geschah es, daß Leibeigene gegeißelt oder mit Fesseln und Zwangsarbeit bestraft wurden, öfter daß sie der Herr im Jähzorn erschlug.

Haussklaven in römischer Weise mit bestimmter Arbeitsverteilung gab es nicht. Das schließt natürlich nicht aus, daß ein Teil der Hörigen, wie deren Frauen und Töchter, auch zu häuslichen Diensten, z. B. gelegentlich zum Spinnen und Weben verwandt wurden, was namentlich auf den größeren Höfen des Adels nötig war.

Dagegen war es schon zu Tacitus' Zeit Sitte, daß der Herr seinen Knechten besondere Grundstücke mit eigenem Herd gegen Abgabe von Getreide, Vieh oder Kleidern zu eigener Bestellung überließ, gleichwie Kolonen (ut colono), wie Tacitus hinzufügt. Die Notiz ist uns nebenbei auch deshalb so überaus wichtig, weil sie uns den sichersten Beweis von der damals bereits erfolgten Ansässigkeit liefert, einen viel sichereren,

als die immerhin dunkele und unklare Beschreibung des germanischen Ackerbaues. Zu Cäsars Zeit wäre eine solche abgesonderte Ackerwirtschaft der Hörigen noch nicht möglich gewesen, denn Haus und Hof und selbständiger Besitz der Knechte setzt notwendig das Gleiche auch bei den Herren voraus. Einen völlig sicheren Schluß auf die allgemeine Durchführung des Privateigentums am Grund und Boden aber gestattet auch sie noch nicht. Denn einmal könnte das was Tacitus berichtet vorzugsweise auf die großen Höfe des Herrenstandes zu beziehen sein, und sodann wäre eine abgesonderte selbständige Ackerwirtschaft von Hörigen immerhin auch bei wechselndem Grundbesitz des Herrn möglich. Anfänge eines solchen Privateigentums dürfen unter allen Umständen vorausgesetzt werden, und die fortgehenden Rodungen in den Wäldern mußten das Verhältnis bald verallgemeinern. Denn natürlich werden die Rodungen geradeso wie später nicht von den Herren mit eigener Hand, sondern von den Hörigen gemacht worden sein. Das gerodete Land wurde ihnen zur Bestellung überlassen und durch Dienste und Abgaben für den Herrn nutzbar gemacht.

Es ist der Ursprung des abgeleiteten Besitzes der Hörigen und eines besonderen Hofrechtes derselben, worüber wir hier die ersten Nachrichten haben: ein Verhältnis, das zwar zunächst von der Gnade des Herrn abhing, in das er aber, wenn es einmal bewilligt war, nicht willkürlich mehr eingriff. In der Folge, wenn auch erst viel später, besonders unter dem Einfluß der Kirche seit dem neunten Jahrhundert, hat es sich weiter entwickelt und zu einem förmlichen Recht auch dem Herrn gegenüber ausgebildet, das innerhalb des herrschaftlichen Hofes durch Hofgerichte, in welchem die Unfreien selbst das Urteil fanden, ebenso gehandhabt wurde, wie das Volksrecht der Freien durch die Gau- und Centgerichte. Denn nach Albrechts treffender Bemerkung ist das Hofrecht in allen Stücken

eine Nachbildung des Volksrechtes, es kennt verschiedene Stände und bildet aus dem Staat im großen wieder kleinere Staaten für sich, nur daß sie streng monarchisch regiert, und die Beamten nicht gewählt, sondern vom Herrn ernannt werden. Selbst eigene Markgenossenschaften konnte die hofrechtliche Gemeinde bilden, wenn sie der Gnade des Herrn den Besitz von Wald und Weide verdankte, die dann zwar dem Gau gegenüber im Alleineigentum des Herrn standen, beziehungsweis zur gemeinen Mark gehörten, nach Hofrecht aber im Gesamtbesitz der Beliehenen.

Je größer die Grundherrschaft und je angesehener und mächtiger der Herr war, vielleicht ein Fürst, Herzog oder gar der König selbst, desto größere Verhältnisse nahm das Hofrecht an, desto mehr näherte es sich einem Staat im kleinen, und desto unabhängiger und freier mochten sich seine Angehörigen der Volksgemeinde gegenüber fühlen.

Das Hofrecht bildet den Hauptunterschied unserer Leibeigenen und Hörigen von den römischen Sklaven, die niemals den Herren gegenüber irgendein Recht geltend machen konnten. Die alte Erfahrung, daß ein Kulturvolk, welches die Leibeigenschaft nicht zu überwinden vermag, sie mit steigender Entwickelung notwendig verschärfen muß, bestätigte sich auch dort. Dagegen gelang es bei uns, die persönlichen Lasten der Unfreiheit zunächst auf den Grund und Boden zu übertragen, dann allmählich die Leibeigenschaft selbst aufzuheben und endlich in unseren Tagen durch die Ablösungen auch den Grund und Boden wieder zu befreien: in den Zuständen, wie sie Tacitus schildert, haben wir den ersten Anfang der bäuerlichen Leiheverhältnisse vor uns, die nachmals für den steigenden Anbau des Bodens so unendlich wichtig geworden sind.

Den Unfreien kann der Herr freilassen, aber er kann ihm damit nicht auch die Rechte der freien Geburt verleihen. Erst

in der dritten Generation können die Kinder von Freigelaſſenen durch Aufnahme in eine freie Gemeinde dazu gelangen, während ſie bis dahin wie die Unfreien der Vertretung des Herrn bedürfen. Wenigſtens war das die ſpätere Regel und es iſt kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Urzeit milder geweſen ſei. Wer die vollen Freiheitsrechte in Anſpruch nehmen will, muß vier freie Ahnen haben; dieſe aber hat regelmäßig erſt der Enkel, nicht der Sohn. Wiederum anders als in Rom, wo der Freigelaſſene unter Umſtänden ſofort das Bürgerrecht erwerben konnte. Wie ſehr gerade dadurch, als ſeit den puniſchen Kriegen die Freilaſſungen ſich mehrten, der Verfall und die Auflöſung des Staates vorbereitet wurden, iſt bekannt genug.

Darum ſagt Tacitus, daß die Freigelaſſenen nicht viel über den Sklaven ſtänden. Selten erlangten ſie Einfluß im Haus, niemals im Staat, diejenigen Völker ausgenommen, welche Könige hätten. Denn hier könnten ſie nicht bloß über Freigeborene, ſondern ſelbſt über Adelige aufſteigen. Es iſt wieder das Hofrecht gemeint, das ſeinen eigenen Geſetzen folgt und einen Staat für ſich bildet: wie Freie und Adelige in den Hofdienſt und das Gefolge eintreten, ſo können durch die Gunſt und Gnade des Herrn in außerordentlichen Fällen auch Leute unfreier Herkunft die oberſten Rangſtufen erlangen. —

Noch viel fragmentariſcher als die Nachrichten über die Verfaſſung ſind die, welche wir bei Tacitus über das älteſte Privatrecht der Germanen finden: einzelne abgeriſſene Sätze über das, was ihm gerade auffiel und in beſonders grellem Kontraſt mit den römiſchen Verhältniſſen zu ſtehen ſchien. Auch dieſe beſchränken ſich faſt nur auf Familien- und Erbrecht, während wir für das Vermögen im weſentlichen auf die Schilderung der wirthſchaftlichen Zuſtände angewieſen bleiben, vom Recht ſelbſt aber wenig oder nichts erfahren. Wir wären

außerstande, auch nur die einfachsten Grundzüge des Privatrechts annähernd wieder herzustellen, wenn wir nicht die Überlieferungen der übrigen indogermanischen Völker, insbesondere des älteren römischen Rechts, und vor allem die ausführlichen Rechtsaufzeichnungen der späteren Zeit, die in den Stammrechten bis auf die Zeit Chlodwigs zurückreichen, zuhilfe nehmen könnten. Indes mehr als eine dürftige Übersicht können wir auch so nicht geben.

Als Grundlage des Familienrechtes erscheint bei den Germanen wie bei den Römern die patriarchalische Gewalt des Hausherrn oder Familienhauptes über alle seine Angehörigen, Frau, Kinder und Gesinde. Sie war bei den Römern überhaupt erst das Mittel, dem Staat gegenüber ein selbständiges Privatrecht zu behaupten, während bei den Germanen umgekehrt der Staat noch lange in den Banden der Familien- und Gauverfassung befangen blieb. Die Gewalt selbst aber war bei beiden Völkern ursprünglich gleich und reicht mit ihrer unbeschränkten souveränen Natur gewiß in die arische Urzeit hinauf. Daher das Recht des Vaters über Leben und Tod seiner Kinder, der Kauf der Frau und ihre Unterordnung unter die Herrschaft des Mannes, das Recht Frau und Kinder zu verkaufen (wovon sich in Zeiten der Not noch im Mittelalter Beispiele finden), die Gleichstellung der Knechte mit den Kindern (liberi — servi im römischen Recht, liberi in der doppelten Bedeutung Freie und Kinder), die Vormundschaft der nächsten Verwandten bei dem Tode des Vaters mit dem Recht auf Vertretung und der Pflicht des Schutzes, die lebenslängliche Geschlechtsvormundschaft der Weiber, weil sie selbst der hausherrlichen Gewalt unfähig sind, endlich das unbedingte Erbrecht der Familie in der älteren Zeit, das nur bei den Römern frühzeitig durch die Testierfreiheit des Hausherrn durchbrochen wurde.

Gewiß hat es auch bei den Römern eine Zeit gegeben, wo die verſchiedenen Gewaltverhältniſſe über Frau, Kinder und Knechte mit dem einzigen Ausdruck Manus oder Poteſtas (Hand, Gewalt) zuſammengefaßt wurden. Aber früh wurden ſie ihrer verſchiedenen rechtlichen Natur nach begrifflich unterſchieden und fielen nun als Manus im engeren Sinn, väterliche (patria potestas) oder herrſchaftliche Gewalt (dominica potestas) auseinander; daneben erſcheint die Tutel oder Vormundſchaft als Schutzverhältnis über die der väterlichen Gewalt als ihres nächſten natürlichen Schutzes beraubten Familienglieder.

Das deutſche Recht kennt die beſonderen Ausdrücke nicht, ſondern bleibt für alle Verhältniſſe bei dem gemeinſamen Begriff Munt, gleichbedeutend mit Manus, Hand oder Gewalt, wobei das äußere Mittel oder Werkzeug, durch welches die Gewalt ausgeübt wird, für dieſe ſelbſt ſteht. Es iſt dasſelbe Wort wie unſer heutiger Mund, aber nicht der Mund, ſondern die Munt, durch das Geſchlecht davon unterſchieden und in dieſer Form auf die Hand übertragen, wie ja auch ſonſt ein und dasſelbe Wort mitunter zur Bezeichnung verſchiedener Glieder dient. Munt oder in den ſpäteren lateiniſchen Rechtsquellen latiniſiert Mundium begreift alle die verſchiedenen Gewaltverhältniſſe unſeres Familienrechts: ſo wird die Gewalt des Mannes über die Frau genannt, in der Munt des Vaters ſtehen die Kinder, Munt oder Vormundſchaft heißt die römiſche Tutel, Munt oder Vogtei (advocatia) auch die Herrſchaft über die Hörigen und Leibeigenen.

Eine rechtliche Gleichſtellung der unterworfenen Angehörigen war damit nur inſofern ausgeſprochen, als ſie alle von der Gewalt des Hausherrn abhängig waren, dieſer ſie vertrat und dafür auch ihr Wergeld bezog, während die Art der Unterwerfung natürlich wie im römiſchen Recht je nach der verſchiedenen Stellung der Perſonen eine verſchiedene war, das

eheliche Mundium ein anderes als das väterliche, dieſes ein anderes als das vormundſchaftliche, dieſes wieder ein anderes als das herrſchaftliche. Denn rechtlich ſtanden Frau, Kinder, Mündlinge und Leibeigene ſo wenig gleich wie im römiſchen Recht, ja die Verſchiedenheit war noch größer als dort, weil das Verhältnis nirgends als reines Recht des Herrn gefaßt wurde, insbeſondere die väterliche Gewalt über die Söhne zeitlich beſchränkt war.

Anders als bei den ſemitiſchen und turaniſchen Völkern, bei denen ſchon in der älteſten Zeit Vielweiberei herrſchte, hat bei den ariſchen Stämmen von Anfang an Monogamie gegolten. Das iſt das erſte, was Tacitus an dem ſtrengen häuslichen Leben der Germanen zu rühmen findet: ſie ſeien faſt die einzigen Barbaren, welche ſich mit einer Frau begnügten, wenige Fürſten ausgenommen, die etwa Standes halber mehrere hätten (ob nobilitatem). Dann folgt die ergreifende Schilderung von der Reinheit und Einfachheit der alten Sitten, die vorzugsweiſe die römiſche Verdorbenheit illuſtrieren ſoll, aber leider auch als Gegenbild zu mittelalterlichen und modernen Zuſtänden dienen kann: außerordentlich ſelten ein Ehebruch und mit der härteſten Strafe bedroht; keine Verführung durch üppige Schauſpiele und Gaſtmähler; ſpätes Heiraten der Kinder; bei manchen Stämmen unverbrüchlicher Witwenſtand ohne Wiederverheiratung der Frau; keine Beſchränkung der Kinderzahl (numerum liberorum finire flagitium habetur), denn je größer die Familie, deſto glücklicher das Alter; überhaupt Herrſchaft der guten Sitte, die mehr gelte als anderswo gute Geſetze. Er denkt offenbar an die lex Julia und Papia Poppaea mit ihren Prämien auf Ehe und Kinderreichtum: ſo gut die Geſetze gemeint waren, ſie verraten doch deutlicher als alles andere den Verfall und die Auflöſung der römiſchen Familie.

Weiter fällt ihm auf, daß die Mitgift (dos) nicht wie in

Rom von der Frau dem Manne, sondern vom Manne der Frau bestellt werde: sie pflege vorzugsweise in Rindern, einem Streitroß, Schild, Speer und Schwert zu bestehen. Es ist das was der Mann geben muß, um die Frau aus der Munt ihres Vaters oder nächsten Verwandten loszukaufen, um selbst die Munt über sie zu erwerben. Von einem eigentlichen Kauf der Frau weiß Tacitus nichts mehr, nur das Mundium wird abgelöst, weshalb in späteren Quellen das Kaufgeld auch wohl geradezu Mundium genannt wird. Allein der Sache nach ist es doch dasselbe, nur daß die Frau nicht wie eine Leibeigene gekauft wird, sondern der Kaufpreis lediglich eine Beziehung auf das Gewaltverhältnis hat, in welchem die Frauen stehen. Später trat, wie wir aus den Stammrechten sehen, der Gedanke des Kaufes immer mehr zurück und hörte endlich ganz auf: der Kaufpreis verwandelte sich zum Teil in Mitgift oder er fiel der Frau von vornherein als künftiges Wittum zu oder er nahm eine nur symbolische Bedeutung an als bloße Form für den Abschluß der Ehe, ähnlich der römischen Koëmtion. Das alte Muntgeld ging in eine eigentliche Dos über, welche der Braut mitgegeben wurde und woneben der Mann ihr ein entsprechendes Wittum aussetzte.

Doch kennt Tacitus in den Geschenken, welche die Frau dem Manne darbringt und die nach ihm ebenfalls in Waffen bestehen (aliquid armorum), auch schon die spätere Aussteuer, die in einigen Stammrechten der folgenden Zeit den bezeichnenden Namen Vatergeld hat, weil sie vom Vater oder Bruder der Frau mitgegeben wird. Denn es war, wie auch das altnordische Altertum bezeugt, uralte Sitte, die Braut nicht ohne Ausstattung aus dem elterlichen Haus ziehen zu lassen.

Über das eheliche Güterrecht selbst erfahren wir aus Tacitus nichts. Dürfen wir aus den späteren Volksrechten einen Schluß auf die älteste Zeit machen, so kann es nur der sein,

daß dasſelbe ſchon damals nicht überall gleich war. Denn neben dem Syſtem der ehelichen Vormundſchaft, wonach die verſchiedenen Vermögensſtücke ſich nur äußerlich infolge der Munt in der Hand des Mannes vereinigen, nach deſſen Tode aber nach ihrer Herkunft ſich ſcheiden, finden wir bei einzelnen Stämmen doch auch ſchon die erſten Anſätze zu einer eigentlichen Gütergemeinſchaft, wie ſie als Folge der Ehe eintritt und der Frau einen Anteil an dem gemeinſamen ehelichen Erwerb gewährt.

Über die in rechter Ehe geborenen Kinder erlangte der Vater die Munt oder väterliche Gewalt. Er konnte in der Urzeit wie in Rom, Griechenland und im Orient die Neugeborenen ausſetzen oder annehmen. Das erſte geſchah beſonders bei ſchwächlichen oder verkrüppelten Kindern, war aber nur gleich nach der Geburt zuläſſig, ehe das Kind Nahrung erhalten hatte (Milch oder Honig). Nur in Notfällen, wie bei Hungersnot, durften auch ältere Kinder ausgeſetzt, verkauft oder getötet werden. Ebenſo kam es in der heidniſchen Zeit vor, daß auch alte Leute, die über ihre Jahre gekommen waren, ſich ſelbſt den Tod gaben oder von ihren Angehörigen ums Leben gebracht wurden. Erſt das Chriſtentum brachte hier eine Milderung der Sitte und führte zunächſt wenigſtens überall das Verbot der Kinderausſetzung und des Totſchlages herbei. Der Verkauf der Kinder in Notfällen blieb zwar rechtlich ſtatthaft, kam aber ebenſo wie der Verkauf der Frau allmählich außer Gebrauch.

Die väterliche Gewalt war nicht wie bei den Römern ein lebenslängliches Verhältnis, das nur durch freiwillige Emanzipation vonſeiten des Vaters gelöſt werden konnte, ſondern bei Söhnen auf die Zeit der Unmündigkeit (bis zur Wehrhaftmachung) beſchränkt, während ſie bei Töchtern mit der Heirat aufhörte, wodurch die Frau in die Gewalt des Mannes

kam. Sie war ein natürliches Verhältnis, das vom Recht des Verkaufs abgesehen durch Willkür des Vaters gar nicht aufgehoben werden konnte, weshalb wir auch kein deutsches Wort für Emanzipation haben, eben darum aber durch die Schutzbedürftigkeit der Kinder zeitlich begrenzt und daher nicht bloß ein Recht, sondern auch eine Pflicht des Vaters. Daß sie bei den Römern als einseitiges Recht des Vaters bis zu dessen Tode fortdauerte, mag von anderen mehr zufälligen Veranlassungen abgesehen zunächst darin seinen Grund haben, daß man gerade dadurch die Selbständigkeit des Privatrechtes dem Staat gegenüber behauptete, während die künstliche Emanzipation offenbar einer späteren Entwickelung angehört, um in einzelnen Fällen die unbilligen Konsequenzen der lebenslänglichen väterlichen Gewalt wieder zu beseitigen.

Nach dem Tod des Vaters geht das Mundium auf den nächsten wehrfähigen Erben vom Mannesstamm über: aus der väterlichen und ehemännlichen Gewalt wird eine Vormundschaft. Der Vormund hat die Vertretung des Mündels vor Gericht, Anspruch auf dessen Wergeld und Buße, sowie den Schutz und die Verwaltung seines Gutes. Eine andere als die Familien- oder Geschlechtsvormundschaft hat es bei uns in der ältesten Zeit gewiß so wenig gegeben wie in Rom; gekorene Vormünder im Gegensatz zu den geborenen gehören erst dem späteren Mittelalter an und wurden bei dem frühen Mündigkeitstermin besonders für die Zwischenzeit bis zur eigentlichen Volljährigkeit (vom 14. bis zum 21. Jahr) gewählt.

In der Regel war also des Vaters Bruder Vormund über den Neffen, der Bruder über die Schwester, der Sohn über die Mutter: war der nächstberufene Erbe selbst noch unmündig, so ging die Vormundschaft auf den nächstfolgenden über. Eine Vormundschaft der Mutter über die Kinder ist dem alten Recht unbekannt; was davon in einzelnen Stamm-

rechten vorkommt, muß einem Einfluß des römiſchen Rechts zugeſchrieben werden. Im Fall zweiter Ehe kam die Vormundſchaft an den neuen Ehemann; ſelbſt der Sohn zweiter Ehe konnte ſie über ſeine Schweſter aus erſter Ehe erwerben.

Sie erloſch wie die väterliche Gewalt bei Söhnen mit erreichter Mündigkeit, bei Töchtern durch die Ehe und das eheliche Mundium, denn Frau und Tochter blieben lebenslänglich unter Vormundſchaft.

Wie die Vormundſchaft, ſo gründete ſich auch das Erbrecht allein auf die Familie. Daß es neben den Kindern oder nächſten Verwandten noch andere Erben geben könne, iſt eine Vorſtellung, die uns noch jetzt ſchwer eingeht. Darum waren Teſtamente bei uns urſprünglich vollkommen unbekannt. Erſt im Mittelalter wurden ſie häufiger, aber es waren keine Teſtamente im römiſchen Sinn, ſondern Verfügungen, die nur zum Seelenheil oder zu wohlthätigen Zwecken getroffen wurden und neben der Familienerbfolge beſtehen ſollten: das römiſche Teſtament mit freier Erbeseinſetzung, wodurch die Familienerbfolge geändert oder aufgehoben wird, iſt uns erſt ſeit dem 16. Jahrhundert mit der Reception des römiſchen Rechtes bekannt und geläufig geworden. Wenn daher Tacitus nachdrücklich betont, daß die alten Germanen keine Teſtamente gemacht, ſondern nur die Kinder als Erben hätten gelten laſſen, ſo thut er das offenbar deshalb, weil es ihm als Römer beſonders auffallend war. Denn bei den Römern waren Teſtamente von den älteſten Zeiten her gebräuchlich und ſpäter ſo allgemein, daß die teſtamentariſche Erbfolge die Regel bildete, und die natürliche Familienerbfolge mit dem negativen Ausdruck der unteſtamentariſchen bezeichnet wurde (ab intestato). Einen Bruch mit dem unabänderlichen Recht der Familie bezeichnet es ſchon, daß man ſelbſt in der älteſten Zeit für die reguläre Erbfolge nur den Namen der geſetzlichen hatte (here-

ditas legitima), woneben die teſtamentariſche als ebenſo geſetzlich für den einzelnen Fall galt. Es hängt dies teils mit der andern Auffaſſung der väterlichen Gewalt und iher lebenslänglichen Fortdauer, teils mit den frühzeitig entwickelten wirtſchaftlichen Verhältniſſen zuſammen, wonach das frei erworbene Vermögen (Capital) an die Stelle des ererbten Familiengutes trat. Wie infolge der ſtädtiſchen Entwickelung in Rom ſich die individuelle Vermögensfreiheit überhaupt ausbildete, ſo war es natürlich, daß ſie bei der ſtärkeren Gewalt des Familienhauptes auch auf letztwillige Verfügungen ausgedehnt wurde. Der an ſich ganz naturgemäße Fortſchritt aber hatte ſpäter mit dem Verfall der alten Zucht und Sitte die ſchreiendſten Mißbräuche im Gefolge, und dieſe hat offenbar Tacitus vor Augen, wenn er den Mangel der Teſtamente als eine Art Vorzug der alten Germanen zu preiſen ſcheint.

Was er dann über die Erbfolge ſelbſt mitteilt, iſt leider wieder ſo kurz und orakelhaft, daß wir über das eigentliche Syſtem desſelben völlig im dunkeln bleiben: auf die Kinder folge der nächſte Grad der Verwandtſchaft, die Brüder oder die Brüder des Vaters und der Mutter. Auch die ſpäteren Quellen laſſen mancherlei Zweifel, und ſo iſt über die altgermaniſche Erbfolge bis auf den heutigen Tag lebhaft geſtritten worden. Indes iſt der Streit im ganzen und großen doch jetzt dahin entſchieden, daß die Familien- oder Parentelenfolge allgemeine Regel war, wenn auch zugegeben werden muß, daß ſchon früh Ausnahmen und Abweichungen vorkommen, und der ſpätere Durchbruch des ſogen. Repräſentationsrechtes, wonach die Kinder vorverſtorbener Kinder an die Stelle ihrer Eltern einrücken, noch eine weitere Änderung des urſprünglichen Syſtems bedingte.

Das Syſtem ſelbſt aber hängt ſo ſehr mit der uns eigenen Verwandtſchaftsberechnung und den gegebenen natürlichen Fa-

milieneinheiten zuſammen, daß es als herrſchende Regel nicht bezweifelt werden kann. Denn wir berechnen die Verwandtſchaft nicht wie die Römer einfach nach Graden, wobei ohne Rückſicht auf ab- oder aufſteigende Linie, Deſcendenz oder Aſcendenz, nur die Zeugungen gezählt werden, welche die Verwandtſchaft vermitteln (tot gradus quot generationes), ſondern zunächſt nach den Stammhäuptern (parentes), welche die Verwandten mit einander gemein haben, ſo daß alle von einem näheren Haupt Abſtammenden (parentela) den Nachkommen eines entfernten vorgehen, gleichviel ob mehr oder weniger Zeugungen in der Mitte liegen, und dann erſt nach dem näheren oder entfernteren Abſtand vom Stammhaupt ſelbſt, wobei natürlich nur die Glieder von dieſem abwärts, keine römiſchen Grade in der auf- und abſteigenden Linie gezählt zu werden brauchen. Mit einem Wort, wir gehen von dem Gedanken aus, daß jedes Haus eine Einheit für ſich bildet, daher alle die dazu gehören im einzelnen Fall auch die nächſten Verwandten ſind (tot generationes quot parentes): das römiſche Recht läßt die Familie in der Verwandtſchaft, das deutſche umgekehrt die Verwandtſchaft in der Familie aufgehen.

Unſere ganze Verwandtſchaftsberechnung hätte aber überhaupt keinen Sinn, wenn ſie nicht zugleich der Erbfolgeordnung gedient hätte, denn der nächſte Grund, weshalb ein jedes Recht die Nähe der Verwandtſchaft beſtimmt, iſt doch immer der, daß ſich hiernach auch die Erbfolge richten ſoll. Es iſt nicht daran zu denken, daß unſer Syſtem erſt in ſpäterer Zeit künſtlich eingeführt wäre, vielmehr erſcheint die Verwandtſchaftsberechnung wie die ihr auf dem Fuß nachfolgende Erbfolgeordnung ſo natürlich, daß wenn ſie überhaupt je beſtanden hat, ſie auch die urſprüngliche geweſen ſein muß. Wir dürfen alſo unbedenklich annehmen, daß ſie ſchon in der älteſten Zeit gegolten hat, und ſo wenig aus den Worten des Tacitus allein

ein zwingender Schluß gezogen werden kann, so sehr ist doch zu beachten, daß sie sich mit einer Parentelenfolge nicht bloß vertragen, sondern auch am leichtesten und einfachsten in Einklang bringen lassen. Denn die drei Verwandtschaftsgrade, die er als nächste Erben namhaft macht, Kinder, Brüder und Vaters- oder Mutterbrüder, gehören je den drei nächsten Parentelen an: die Kinder der ersten, die Brüder der elterlichen, die Vaters- oder Mutterbrüder den beiden großelterlichen.

Bei allen Stämmen wurden die Frauen im Erbrecht ursprünglich gegen die Männer zurückgesetzt, und zwar ist diese Zurücksetzung um so härter, je weiter wir in die älteste Zeit vordringen. Wir dürfen also unbedenklich schließen, daß sie in der Urzeit am größten war. Doch ist nicht anzunehmen, daß die Frauen jemals vollständig von aller Erbschaft ausgeschlossen worden seien; nur bei einigen Stämmen scheint es allerdings der Fall gewesen, aber auch bei diesen reichen unsere Nachrichten nicht aus, um den Frauen nicht wenigstens ein subsidiäres Erbrecht einzuräumen. So wenig als es eine Zeit gegeben hat, in der ein völlig unbeschränktes Fehderecht angenommen werden könnte. Denn beides, Fehderecht und Wehrfähigkeit auf der einen, Abhängigkeit und Zurücksetzung der Frauen im Erbe gegen die Männer auf der anderen Seite, hängt nah zusammen: nur der Wehrfähige ist vollkommen rechtsfähig, weil er allein seine Angehörigen schützen kann, und das waren die Frauen, die lebenslänglich unter dem Schutz anderer standen, eben nicht.

Die Art und Weise der Zurücksetzung war bei den verschiedenen Stämmen eine verschiedene. Entweder wurden die Frauen von der Erbfolge in den Grundbesitz ausgeschlossen, oder sie mußten gleichnah verwandten Männern nachstehen, oder sie erhielten geringere Anteile. Nur im ältesten nordischen Recht scheinen sie völlig ausgeschlossen worden zu sein,

nach dem Sprichwort „der Mann geht zum Erbe, das Weib davon"; später sprach man ihnen wenigstens ein halbes Erbe zu. Ebenso erbten bei den Friesen Männer und Frauen, die gleichnah verwandt waren, zu ungleichen Teilen. Sachsen, Burgunder, Alemannen und Langobarden beschränkten den Vorzug des Mannsstammes auf die nächsten Verwandtschaftsfälle, ließen aber in diesen die Frauen leer ausgehen; doch hatten letztere ohne Zweifel einen Anspruch auf Unterhalt und im Fall der Heirat auf Aussteuer. Das thüringische Recht schloß nur die Töchter durch die Söhne aus, inbezug auf das Grundvermögen aber den ganzen Weiberstamm. Letzteres galt auch nach fränkischem Recht: der Mannesstamm erbte ausschließlich den Grundbesitz (terra salica), erst nach Abgang des Mannesstammes fiel er an die Frauen; das übrige Vermögen mußten die Männer mit gleichnahen Frauen theilen, näheren allein überlassen. Das fränkische System hat sich später vielfach weiter verbreitet und ist insbesondere für die fürstliche und landesherrliche Succession regierender Häuser fast zur allgemeinen Regel geworden.

In der Folge wurde die Zurücksetzung der Frauen fort und fort gemildert und schließlich für das gemeine Recht ganz aufgehoben: schon die deutschrechtlichen Quellen des späteren Mittelalters stellen Töchter und Söhne völlig gleich. Die Wehrfähigkeit hörte auf, Erfordernis der allgemeinen Rechtsfähigkeit zu sein, die Frauen bedurften keines besonderen Schutzes mehr, und damit stellte sich ihre beschränkte Erbfähigkeit als unbillig heraus. So lange aber die alten Verhältnisse fortdauerten, blieb sie als natürliche Folge derselben bestehen, und für gewisse Arten von Gütern wie Lehen und Stammgüter hat sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Am allerwenigsten wissen wir vom Vermögensrechte. Indes doch immerhin soviel, um wenigstens die Anfänge und

Ausgangspunkte der Entwickelung angeben zu können. Denn von den Objekten oder den Gegenständen des Vermögens hängt bis zu einem gewissen Grade auch der Inhalt der rechtlichen Befugnisse ab, weil nicht alle Vermögensobjekte die gleiche rechtliche Herrschaft zulassen, und wenn wir wissen, worin dieselben bestanden, können wir auch auf den Grad der Ausbildung und die Beschaffenheit des ältesten Rechtes schließen. Dafür aber haben wir die bestimmtesten Zeugnisse bei Cäsar und Tacitus.

Bei allen Völkern ist das Mobilien- oder Kapitaleigentum älter als das Grundeigentum. Denn die erste und nächste Appropriation erstreckt sich immer auf die Gegenstände des unentbehrlichsten Lebensunterhaltes und die Verarbeitung der dazu nötigen Stoffe: Vieh, Gerät, Waffen und Werkzeug. Vor allem sind es die Haustiere, welche den Menschen in den ersten Anfängen seiner Entwickelung nähren und kleiden; in ihrem Besitz besteht der älteste Reichtum. Das war auch bei den Germanen der Fall, und Tacitus sagt es zum Überfluß noch so deutlich wie möglich: sie hätten Freude an zahlreichen Herden, diese seien ihr einziger und liebster Reichtum. Darum werden die Bußen in Vieh angesetzt, das Wergeld in Vieh entrichtet, und selbst der Totschlag durch eine bestimmte Zahl von Viehhäuptern gesühnt; darum erhalten die Fürsten nach alter Sitte Geschenke an Vieh, die als Ehrengeschenke gelten und doch zugleich dem Bedürfnis dienen; darum begleiten die Herden alle Wanderungen und Kriegszüge, bei denen ein ganzes Volk ausrückt, weil auf ihnen allein die Möglichkeit des Unterhaltes ruht, ohne sie überhaupt keine längeren Wanderungen und Heerfahrten unternommen werden können. Noch in dem Stammrecht der ripuarischen Franken, also im sechsten Jahrhundert, erscheint die Kuh als Münzeinheit dem Wert von einem Schilling gleichgesetzt; und unser heutiges Wort

Kapital bedeutet ursprünglich weiter nichts als das zur Bewirtschaftung eines Gutes gehörige Vieh (capitale), im Gegensatz zum toten Inventar oder dem Gerät, eine Bedeutung, von der wir freilich kein Bewußtsein mehr haben, denn seit dem Aufkommen der Geldwirtschaft denken wir bei dem Ausdruck immer nur an den Geldwert, den es repräsentirt und in den es sich einkleidet, um übertragen zu werden, nicht mehr an das körperliche Kapital selbst. Nur die Wissenschaft hat den ursprünglichen Begriff festgehalten, aber der Natur der Sache nach vollkommen richtig erweitert.

Ein Grundeigentum dagegen war zur Zeit Cäsars noch gar nicht vorhanden und zur Zeit des Tacitus erst in der Entstehung begriffen. Es wird erst möglich, wenn ein Volk zur Ansässigkeit übergeht; diese aber trat bei den Germanen, wie wir gesehen haben, nicht früher ein als im ersten und zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt, als die Römer die Rhein- und Donaugrenze schlossen und den Pfahlgraben zogen. So lange mußte mit den Ansiedelungen gewechselt werden, je nachdem ein Stamm sich hier oder dort festsetzte. Dann erfolgten Landanweisungen durch die Oberen, aber zunächst noch vorübergehend, nur auf Zeit. Wenn auch nicht mehr gerade wie Cäsar berichtet von Jahr zu Jahr andere Gebiete aufgesucht wurden, so geschah es doch noch öfter, sobald sich eine günstige Gelegenheit dazu bot oder ein zwingender Grund von außen dazu drängte. Erst allmählich wurde aus der vorübergehenden Niederlassung eine bleibende, die Stätten der Niederlassung wurden zu Dörfern ausgebaut, und nun ging allmählich auch der Landbesitz der einzelnen in festes Recht über. Aber das Wandern des Saatfeldes in der Gemarkung der neuen Ortschaften konnte daneben noch lange fortdauern, und erst als dieses aufhörte, konnte sich ein Sondereigen an einzelnen bestimmten Grundstücken bilden.

Seitdem wurde auch in größerem Maß gerodet. Die Höfe und Dörfer vermehrten sich, und aus der gemeinen Mark wurde durch Rodung immer mehr Privateigentum ausgeschieden. Sicherlich war die Rodung ursprünglich für die Markgenossen eine freie. Die Occupation der Mark selbst oder des Stammgebietes erfolgte mit der Niederlassung, nun aber trat die Appropriation des Grundes und Bodens durch die Rodung für die einzelnen Markgenossen hinzu. Ganz unzweifelhaft ist im inneren Deutschland nahezu alles Privateigentum am Grund und Boden durch Rodung entstanden; noch in den Volksrechten wird sie als gesetzliche Erwerbsart des Eigentums anerkannt; seitdem hat sie bis zum zwölften und dreizehnten Jahrhundert mit steigender Bevölkerung immer weiter um sich gegriffen.

Damit kehrte sich nach und nach die ältere Anschauung um. Während in der ältesten Zeit die Ansiedelungen der einzelnen als Pertinenz der gemeinen Mark angesehen wurden, Dörfer und Höfe in der gemeinen Mark liegen und mit ihrem Ackerland nur einen verschwindend kleinen Teil derselben bilden, löste sich die letztere allmählich in eine Reihe von Feldmarken auf, das Ackerland vergrößert sich fortwährend auf Kosten des Waldes, und die Nutzungsrechte an der Almende gehen als Pertinenzen auf die einzelnen Ansiedelungen über. Erst mit steigendem Anbau wurde das Eigentum am Grund und Boden intensiver, und wie das für das aufgeteilte Ackerland galt, so auch für die unaufgeteilte Mark. Denn die Rechte an derselben stiegen in demselben Verhältnis an Wert, in welchem die Bevölkerung dichter und die Ortschaften zahlreicher wurden.

Die neue Entwickelung aber, wonach das Grundeigentum der Schwerpunkt unserer politischen Verfassung und die Grundlage unseres Privatrechtes wurde, gehört erst der fränkischen Zeit an. Nahezu tausend Jahre wurde fort und fort gerodet:

die Energie, welche den Germanen bei jeder Art von Thätigkeit eigen ist, warf sich nun auf den Ackerbau. Darum hielt man an dem Wert und der Bedeutung des Grundeigentums fest; es konnte nun allerdings Erfordernis der vollen Rechtsfähigkeit werden, indem zur persönlichen Freiheit noch eigener Besitz verlangt wurde, wenn alle politischen Rechte ausgeübt werden sollten. So konnte sich eine besondere Erbfolge in das Grundeigentum ausbilden, zu der alten gerichtlichen Exekution in die fahrende Habe in der fränkischen Zeit eine Exekution in das unbewegliche Gut kommen, die Schöffenbarkeit daran geknüpft, die Art und das Maß des Kriegsdienstes davon abhängig gemacht werden: mit einem Wort das Grundeigentum konnte fortan allein als eigentliches Vermögen gelten, es ward der Mittelpunkt unseres Privatrechtes, die fahrende Habe dagegen trat völlig zurück und behielt nur insofern Wert und Bedeutung, als sie eine Beziehung zum Grundeigentum hatte.

Denn volle tausend Jahre dauerte es, ehe die städtische Entwickelung begann, das System des reinen Ackerbaues durchbrochen wurde und nun das Mobilieneigentum wieder selbständige Bedeutung erlangte. Das Privatrecht hatte sich aber unterdes im Anschluß an das Grundeigentum so fest ausgebildet, daß es Jahrhunderte brauchte, ehe die alten Schranken fielen und das bewegliche Vermögen privatrechtlich und politisch dem Grundeigentum angenähert oder gar gleichgestellt werden konnte. Auch in den Städten dauerte anfangs die alte Naturalwirtschaft unverändert fort, und wenn auch zahlreiche Gebilde des neuen städtischen Verkehrs über das alte Recht hinausgingen, so haben sich doch alle Institute, die für den Kapitalverkehr des Mittelalters charakteristisch sind, zunächst an den Grund und Boden angeschlossen. Gerade darin lag ihr Wert: nur langsam und sehr allmählich wurde der Grund

und Boden mobiliſiert, vorerſt aber alle Kraft, die er enthielt, mit Hilfe des ſtädtiſchen Kapitals entwickelt und nutzbar gemacht. Erſt zu Ende des Mittelalters tritt als letztes Ergebnis der ſtädtiſchen Entwickelung die neue Geldwirtſchaft, die Befreiung der Rechtsfähigkeit vom Grundbeſitz und die Bildung des neuen Bürgerſtandes auf.

Nur darauf führt im Grund aller Unterſchied des römiſchen und deutſchen Rechtes zurück. Die Völker der alten Welt, Römer wie Griechen, bei denen alle Entwickelung gleich mit der Städtegründung beginnt, haben nie eine längere Epoche ausſchließlicher Ackerwirtſchaft gekannt. Deshalb ließen ſie früh den für ſie indifferenten Unterſchied von Mobilien und Immobilien fallen, behandelten beide als gleiche Verkehrsobjekte und ſtrebten nach unbeſchränkter individueller Vermögensfreiheit: alles Privatrecht iſt ihnen von Haus aus ſeinem Grund und Zweck nach weſentlich Verkehrsrecht (commercium). Ganz beſonders ſchlagend tritt das im römiſchen Recht hervor, dem einzigen ſelbſtändigen und vollendeten Privatrecht, welches die alte Welt überhaupt hervorgebracht hat. Seine Geſchichte des Eigentums iſt weſentlich Vereinfachung und Erleichterung der Erwerbsformen, die Geſchichte des Obligationenrechtes Entfeſſelung des Verkehrs und der Verkehrsformen, die Geſchichte des Familienrechtes Befreiung des Individuums von den Schranken der Familie, die des Erbrechtes Entwickelung der Teſtierfreiheit und der dagegen nötigen Schutzmittel (Noterben- und Pflichtteilsrecht).

Ganz anders bei den Germanen. Auf die lange Epoche einer halbnomadiſchen Kultur folgte eine nicht minder lange Periode ausſchließlichen Ackerbaues, und damit war auch der durchgreifende Unterſchied von Mobilien und Immobilien für das Recht gegeben, den die Völker der alten Welt, bei denen eine ſolche Periode nur als kurzer Durchgangspunkt erſcheint,

nicht festhalten und fixieren konnten. Denn ein städtischer Verkehr bildete sich bei uns erst seit dem zwölften Jahrhundert. Darum ist unser deutsches Recht von Haus aus seinem Wesen und seiner Bestimmung nach Vermögensrecht (dominium). Alles Privatrecht, auch das Recht der Forderungen, ist Eigentum: nach seinen Objekten verschieden, im Verkehr nicht unbedingt frei, an die Familienverhältnisse gebunden, der natürlichen Erbfolge unterworfen. Nicht die individuelle Verkehrsfreiheit oder der subjektive Wille, sondern die objektive Rechtsordnung und die Rücksicht auf das allgemeine Interesse entscheidet. Eben deshalb mußte der Römer in dem unendlich flüssigen und beweglichen Verkehr, wenn er die Grundlage alles Privatrechtes, das Eigentum, nicht verlieren wollte, an dem festen Begriff eines konkreten körperlichen Sacheigentums festhalten (rerum dominium), der durch keine rein obligatorische Beziehung berührt werden kann, so lange der Eigentümer sein Recht nicht freiwillig auf einen anderen überträgt, während der Germane nur ein abstraktes Vermögensrecht für Mobilien brauchte, wobei an der bestimmten einzelnen Sache als Eigentumsobjekt viel weniger liegt, wie am Vermögensrecht schlechthin, als solches aber nun auch die bloßen Forderungsrechte aufgefaßt werden mußten, die an und für sich so gut Eigentumsobjekte sind wie körperliche Sachen. Denn ein absoluter Gegensatz zwischen Eigentum und Forderung besteht nicht, und ein absolutes Sacheigentum ist im Verkehr nicht durchführbar.

Viertes Kapitel.

Glaube und geistiges Leben.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, auf den folgenden Blättern etwa die ganze deutsche Mythologie abhandeln zu wollen. Denn seit den Darstellungen, die ihr in den Werken von Grimm und Simrock zuteil geworden ist, hat sie sich zum Rang einer selbständigen Wissenschaft erhoben, welche der griechischen und römischen Mythologie ebenbürtig an die Seite getreten ist, und durch die epochemachenden Arbeiten von Adalbert Kuhn ist sie zugleich als lebendiges Glied in die gemeinsame indogermanische Mythologie eingetreten, wodurch die letztere vielfach neues, überraschendes Licht gewonnen hat. Nur diejenigen Züge des deutschen Götterglaubens und Götterkultus haben wir herauszuheben, welche für das geistige Leben der Germanen besonders charakteristisch sind, die ihm das eigentümlich nationale Gepräge verleihen und daher nicht bloß dem Mythus, sondern auch der Geschichte angehören.

Damit im Zusammenhang stehen die ersten Anfänge der Schrift und der eigentümliche Gebrauch, den die Germanen ursprünglich von ihr gemacht haben, ebenso wie die ersten Anfänge der Kunst. Denn alle Litteratur und Kunst bezieht sich zuerst auf Religion und Kultus: wie darin sich das höchste

geiſtige Weſen der Völker ſpiegelt, ſo knüpft ſich auch alle weitere Entwickelung zunächſt an dieſe letzten und höchſten Äußerungen des nationalen Lebens an.

Aller heidniſche Götterglaube entwickelt ſich aus der Naturbetrachtung. Sonne, Mond und Sterne, Donner und Blitz, Wolken und Regen, der Wechſel von Tag und Nacht, Sommer und Winter, Licht und Dunkel, Leben und Tod: das ſind die erſten großen Probleme, die den kindlichen Geiſt des Menſchen beſchäftigen und ihn von den irdiſchen Dingen zu den himmliſchen emporziehen. Sie wecken das ſchlummernde Gottesbewußtſein, führen zu einer Verkörperung der Naturkräfte, und indem ſie den Menſchen überall abhängig von höheren Mächten zeigen, zur Aufſtellung perſönlicher Götter, die Himmel und Erde erſchaffen haben und die der Menſch ſich verſöhnen muß, wenn er glücklich werden und glücklich bleiben will.

Es mag dahingeſtellt ſein, inwieweit ein verdunkeltes Gottesbewußtſein, eine Uroffenbarung, wie das Chriſtentum lehrt, dabei mitgewirkt hat. Hiſtoriſch zu verfolgen iſt nur, daß der heidniſche Götterglaube ſich aus der Anſchauung der Natur entwickelt, wie dies gerade auch bei dem reich begabten Volk der Indogermanen neuerdings mit überzeugender Klarheit dargethan iſt.

Und auch dieſer, man möchte ſagen rein natürliche Entwickelungsprozeß widerſpricht wenigſtens der chriſtlichen Lehre nicht, da ſchon das Geſetz der Natur allerdings zum Glauben an einen perſönlichen Gott hinführen ſoll: „damit daß Gottes unſichtbares Weſen, das iſt ſeine ewige Kraft und Gottheit wird erſehen, ſo man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt“ (Röm. 1, 21). Es hat immer nur einzelne, nie ganze Völker gegeben, die ohne Religion und Kultus, ohne lebendigen Glauben an höhere unſichtbare Mächte, mit einem Wort ohne Gott, ſich mit den überſinnlichen Be-

ziehungen abfinden zu können geglaubt haben. Je lebendiger aber der nationale Glaube gewesen ist, desto stärker und lebendiger ist zu allen Zeiten auch die geistige und sittliche Kraft gewesen, welche die Völker beseelt hat.

Die naive kindliche Naturbetrachtung, von der in der Urzeit aller Glaube ausgeht, ist indes zugleich bedingt durch das Leben und die Geschichte der Völker selbst. Die Anschauungen der Natur sind, wie man gesagt hat, nur ein Spiegel des eigenen nationalen Lebens, sie bewegen sich in Vorstellungskreisen, die diesem Leben entsprechen, und die Götter tragen die Züge des Geistes an sich, die dem Menschen selbst eigen sind.

Wie wir darum aus der Sprache auf den ursprünglichen Bildungsgrad des indogermanischen Urvolkes schließen können, so können wir dies in gleicher Weise auch aus der Mythologie oder der Vergleichung der allen indogermanischen Völkern gemeinsamen Mythenkreise.

Wiederum tritt uns ein einfaches Hirtenvolk entgegen, das im ganzen noch in einem nomadischen Zustand sich befand, aber doch bereits die ersten Anfänge des Ackerbaues und einer politischen Ordnung kannte. Wir lernen es am deutlichsten aus den indischen Mythen kennen, die weiter zurückreichen als die der übrigen Völker und zugleich am treuesten bewahrt sind. „In den Liedern und Gebeten der Veden tritt uns das indische Leben in seiner ganzen nomadisch-patriarchalischen Einfachheit entgegen, wenn sie die Götter, denen sie selbst im Kampf mit den finsteren Dämonen helfen, bitten, daß sie sie vor Feinden, die ihre Opfer stören und ihre Herden rauben, beschützen und ihnen Reichtum an Herden, an Kindern und langes Leben schenken mögen" (Kuhn). Daher muß das Wesen der gemeinsamen Götter dem der indischen, wie wir sie in den Überlieferungen der Inder erkennen, am nächsten gestanden haben.

Allen indogermaniſchen Völkern iſt urſprünglich ein übereinſtimmender Name für Gott eigen (ſkr. dêvás, gr. θεός, lat. deus, lith. dewas), und ſelbſt diejenigen Völker, bei denen er ſpäter durch andere verdrängt wurde, haben ihn nicht ganz aufgegeben. Es muß alſo bereits vor der Trennung ein allgemeiner Gottesbegriff ſich ausgebildet haben. Da nun aber die Sprachen, in denen das Wort vorkommt, ſämtlich einen Plural kennen, ſo ergiebt ſich, daß auch der Polytheismus ſich bereits vor aller Trennung ausgebildet hat, und daß es nicht ein einziger Gott, ſondern mehrere waren, die man anbetete. Die Hauptgottheiten finden wir denn auch in der Mythologie der meiſten indogermaniſchen Völker übereinſtimmend wieder, bei den Griechen und Römern, wie bei den Germanen, Kelten und Slaven.

Ob dieſer Polytheismus erſt aus einem älteren Monotheismus hervorgegangen iſt, aus einem verdunkelten Gottesbewußtſein, können wir hier unerörtert laſſen. So wahrſcheinlich es iſt, ſo unleugbar iſt es doch, daß der Polytheismus ſchon der älteſten Vorzeit, in welche die Sprache uns einen Blick zu werfen geſtattet, eigen geweſen iſt.

Mit der Trennung der Völker aber entwickelte jedes ſeinen Götterglauben von der gemeinſamen Grundlage aus ſelbſtändig weiter, und wie uns die Sprache das geiſtige Naturell und die beſonderen Lebensſchickſale eines jeden treu wieder abſpiegelt, ſo iſt das Gleiche auch mit der Mythologie der verſchiedenen Völker der Fall: der Götterglaube trennt die Völker nicht minder wie Sprache und Sitte, Verfaſſung und Recht. Ja es iſt möglich, daß die Trennung, wie z. B. bei Iraniern und Indern, zum Teil mit durch frühzeitig ausgebrochene religiöſe Spaltungen veranlaßt worden iſt.

Jedes dachte ſich ſeine Götter, wie es ſelbſt war, und nicht minder drückte die Geſchichte ihre Spuren dem Glauben eines

jeden mit unvertilgbaren Zügen ein. So blieb der Grieche mit seinem plastischen Sinn bei den äußeren Gestalten und verwandelte die Götter in leibhaftige Menschen, denen er in seiner reichen Phantasie auch einen überreichen Mythenkreis andichtete, so ließ der Römer später umgekehrt die lebendigen Gestalten fallen und hielt in seinem abstrakten Sinn nur die Begriffe fest, weshalb dann konsequent fast jede Tugend zu einer besonderen Gottheit wurde, so entwickelte der Kelte einen grausigen Opferkultus, verwandelte der Lette seine Götter in Todesgötter u. s. f.

Und jeder Fortschritt in Gesittung und Bildung, Ackerbau, Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft, wie er bei den einzelnen Völkern stattfand, prägt sich zugleich in ihrer Mythologie aus: in mancher Hinsicht ist sie vielleicht ein deutlicherer Spiegel ihrer geistigen Entwickelung wie die Sprache. Denn alle Künste und Wissenschaften haben ihre besonderen Schutzgötter, jede wichtige Erfindung und Entdeckung läßt ihren Niederschlag in der Mythologie zurück, wie das am großartigsten und tiefeingreifendsten mit dem ersten Fortschritt der Fall ist, den der Mensch gemacht hat, der Unterwerfung des Feuers unter seine Herrschaft.

Die Mythologie hat aber zugleich bei jedem Volk noch eine eigene Entwickelung für sich, die uns den inneren geistigen Fortschritt des Volkes zeigt. Von der Naturbetrachtung geht sie aus und bei der sittlichen Aufgabe des Menschen und seiner Stellung zu Gott und Welt kommt sie schließlich an.

Während es zuerst der Wechsel von Nacht und Tag, Winter und Sommer ist, was die Einbildungskraft des Menschen beschäftigt und ihn die Götter des Lichtes und des Tages im Kampf mit feindlichen Mächten, Dämonen oder Riesen sich vorstellen läßt, empfängt die Anschauung später einen weiteren Inhalt und wird auf Tod und Leben übertragen: Licht ist

das Leben, Finsternis der Tod; der Winter ist der Tod der Natur, der Sommer erweckt sie zu neuem Leben. Damit beginnt die Übertragung auf das geistige und sittliche Gebiet, denn auch dem Menschen ist es gesetzt, einmal zu sterben, und die jährliche Wiedererneuerung der Natur mußte von selbst auf den Gedanken führen, daß der Tod kein Tod auf ewig sein könne. Wie darum auf den Tod der Natur ein neues Leben folgt, so giebt es für den Menschen ein Leben nach dem Tode, und die Frage, wie dieses zu denken und wovon die Erlösung aus dem Totenreich abhängig sei, hat alle Religionen beschäftigt.

Licht ist aber auch das Gute, Finsternis das Böse. Nur darin weichen die Religionen von einander ab, was sie für gut oder böse halten, welches die Bedingungen seien, unter denen für den Menschen ein seliges Leben in Gemeinschaft mit den Göttern zu hoffen sei, und worin dies selige Leben nach dem Tode bestehe. Natürlich spiegelt hier jedes Volk seine sittlichen Vorstellungen und seine Gedanken von irdischer Glückseligkeit wieder ab, denn was das Volk im Leben für der Güter höchstes hält, das will es auch nach dem Tode in reicher Fülle genießen. So lange aber der Tod besteht, so lange wird die Religion fortdauern, weil sie allein des Menschen Verlangen nach einer Überwindung des Todes stillen kann, und wie die Erlösung das letzte Geheimnis des Christentums ist, so hat auch die heidnische Mythologie, so gut sie es vermochte, darüber Auskunft zu geben versucht und den Menschen in den Mittelpunkt ihrer Vorstellungen gerückt. Denn er ist göttlichen Geschlechtes und zur Gemeinschaft mit den Göttern bestimmt. Mögen wir ihn in christlichem Sinn nach dem Bilde Gottes geschaffen denken, oder das Heidentum sich Götter nach dem Bilde des Menschen machen, die Gottähnlichkeit wird im einen wie im anderen Falle festgehalten.

Indes die Frage nach dem Schicksal des einzelnen Menschen ist nicht die letzte, womit sich die Mythologie beschäftigt. Auch die Welt ist wandelbar und vergänglich, darum beziehen sich Licht und Finsternis, Leben und Tod ebenso auf sie selbst wie auf den einzelnen Menschen. Wie das Licht und der Mensch geboren werden, so ist einst die Welt geboren oder geschaffen, daher verfällt nach dem Ablauf des großen Weltenjahres einst auch sie dem Untergang oder dem Tod. Scharf und konsequent hat die deutsche Mythologie diesen unheimlichen Gedanken ausgedacht, klar und deutlich sie allein dies letzte Schicksal und diese letzte Zukunft ins Auge gefaßt. Es ist die allgemeine Entsittlichung, welche den Weltuntergang herbeiführt: die Bande des Blutes und der Liebe, der Ordnung und des Gesetzes werden gelockert, mit der Götterdämmerung oder der Verfinsterung der sittlichen Begriffe selbst bei den Göttern — denn auch die Götter, und sie vorzugsweise, nehmen am Kampf mit den finsteren Mächten teil — bricht die Nacht herein, und in dem großen Weltbrand wird alle Sünde und alles Übel verzehrt. Wie aber auf jede Nacht und jeden Tod neues Licht und neues Leben folgt, so ist schließlich auch der Welt eine Erneuerung und Wiedergeburt bestimmt, die keine Finsternis und keinen Tod mehr kennt, in der das goldene Zeitalter wiederkehrt und neue Götter über neue verklärte und vergeistigte Menschen herrschen.

Diese letzte und größte Mythenverschiebung, wie das Fortrücken des Mythus vom natürlichen auf das geistliche und sittliche Gebiet genannt wird, ist allein der deutschen Mythologie eigen. Übertragungen der natürlichen Erscheinungen auf das geistige Leben sind freilich allen Mythologieen geläufig, ja sie bilden das eigentliche Wesen derselben, da sie das Geistige und Übersinnliche aus Leiblichem und Natürlichem ableiten und erklären. Während aber die übrigen, insbesondere die verwandte,

hochentwickelte griechische und römische, nicht über eine Kosmogonie oder Schöpfungsgeschichte hinauskommen, faßt die deutsche auch den Weltuntergang ins Auge und gelangt konsequent dann zu einer Erneuerung und Wiedergeburt, wonach mit der Sünde auch das Übel aus der Welt verbannt ist und die selige Unschuld der Götter und Menschen zurückkehrt, um nicht wieder zu verschwinden.

So weit ist kein anderes heidnisches Volk gekommen; deutschem Tiefsinn war es vorbehalten, das Schicksal der Welt voraus zu ahnen, wie es später in geläuterter, aber doch ähnlicher Art das Christentum verkündet hat. Wohl ist es nicht die christliche Lehre, die sich hier ausspricht, sondern nur eine Analogie derselben, aber diese ist so schlagend, das tiefste Geheimnis der letzten Dinge, der Untergang der Welt infolge des allgemeinen Verderbens, so klar und deutlich erkannt, daß man fast versucht sein möchte, christliche Einflüsse zur Entstehung dieses letzten Mythus mitwirken zu lassen. Man könnte glauben, seine Ausbildung sei erst in der späteren skandinavischen Zeit erfolgt, als bereits längere Zeit Berührung mit dem Christentume stattgefunden hatte, und den übrigen Stämmen fremd geblieben. Aber sie muß doch auch den deutschen Stämmen bekannt gewesen sein, denn das dunkle Wort Muspell, welches den Weltbrand bedeutet, kehrt bei der Beschreibung des jüngsten Tages auch in sächsischen und bayerischen Quellen wieder, und in dem altbayerischen Gedicht „Muspilli" finden sich noch andere Nachklänge der altheidnischen Vorstellung von dem Untergang der Welt. In jedem Fall ist trotz aller Verschiedenheit zugleich die Übereinstimmung mit der Offenbarung des Christentums so überraschend, daß sich vielleicht nirgends deutlicher als hier der große Beruf unseres Volkes zum Christentum kundgiebt, wie er in gleicher Weise sich bei keinem anderen Volke geäußert hat.

Merkwürdig ist, daß die deutschen Götter nicht wie die griechischen unsterblich sind, sondern voraussehen, daß sie untergehen werden und mit ihnen die Welt, die sie erschaffen haben. Aber wir brauchen statt der Götter, die ja nur bildlich für die Menschen stehen, nur diese selbst zu setzen, um den tiefen Sinn des Mythus zu verstehen.

Es gab eine Zeit, in welcher die Menschen noch in seliger Unschuld lebten; diese Unschuld ging verloren, und die Ahnung des Verderbens ergreift sie. Darum rüsten sie sich und suchen in beständigem Kampf mit den unheimlichen, finsteren Gewalten den Untergang so lange wie möglich hinauszuschieben, der schließlich doch eintreten und die Welt in Flammen verzehren wird. Sie suchen die zerstörenden Gewalten zu überwinden und den Sieg zu erringen, aber es gelingt nur, indem sie untergehen und im Feuer geläutert sich verjüngen.

So gefaßt enthält der Mythus einen tiefsinnigen Versuch, das letzte Problem aller Religion und Philosophie, die Frage nach dem Ursprung des Übels und seiner schließlichen Überwindung, zu erklären. Wohl haben die Götter die feindlichen Naturkräfte, die als Riesen oder Dämonen gedacht und ebenfalls auf das sittliche Gebiet übertragen sind, bezwungen und ihre Macht in wohlthätige Schranken gebannt. Aber da sie als Abbilder der Menschen erscheinen und gleich ihnen fort und fort mit jenen zerstörenden Gewalten kämpfen, sind sie auch menschlicher Versuchung und Leidenschaft unterworfen; das Übel ist nicht ohne ihre Mitschuld entstanden, und darum müssen sie auch an dessen Sühnung und dem Untergang der Welt teilnehmen.

Gewiß befriedigt diese Lösung den christlichen Standpunkt nicht, der sich Gott nur als den Inbegriff aller Heiligkeit und Seligkeit denken kann. Aber mit Recht bemerkt Simrock, daß ehe das Christentum in die Welt kam, eine bessere Lösung

kaum zu finden war. Und in der Vorstellung von einem neuen Himmel und einer neuen Erde, die alle Guten und Rechtschaffenen aller Zeiten und Völker aufnehmen sollen, während den Bösen keine Erneuerung bestimmt ist, kam das Heidentum dem christlichen Gedanken doch ganz nahe, ebenso wie sich dasselbe in der Verheißung eines neuen unausgesprochenen Gottes noch vor Einführung des Christentums zur Ahnung des einigen ewigen Gottes erhob. Auch wie das Leben des neuen verjüngten Menschengeschlechtes gedacht wird, grenzt hart an die christliche Vorstellung an: es ist unsinnlicher Natur und keiner irdischen Speise bedürftig; Morgentau ist seine Speise. Die Menschen leben mit dem unausgesprochenen Gott und den übrigen Göttern der erneuten Welt im Himmel; alles Böse aber ist abgethan und hat keine Macht mehr über sie. —

Was von der deutschen Mythologie ursprüngliches Gemeingut aller indogermanischen Stämme, was erst später nach Trennung derselben von dem deutschen Zweig allein ausgebildet ist, wird sich im einzelnen wohl kaum mit Sicherheit feststellen lassen. Wenigstens ist die vergleichende Mythologie trotz der merkwürdigen Aufschlüsse, die wir ihr verdanken, für den Augenblick so wenig wie die vergleichende Sprachforschung schon so weit, genau die Trennungspunkte angeben zu können, wo die Mythenkreise der verschiedenen Stämme auseinandergegangen sind.

Der Mythus vom Untergang und von der Erneuerung der Welt, der allen deutschen Stämmen, aber nur ihnen bekannt ist, hat sich wohl erst am spätesten ausgebildet: er bezeichnet seiner inneren Natur nach die letzte Stufe mythischer Entwickelung, indem die Übertragung natürlicher Vorstellungen auf das sittliche Gebiet darin ihren vollkommenen Abschluß findet. Man wird fast versucht, seine Entstehung mit einem Kampf der Germanen gegen die Natur in der letzten Zeit

ihrer Wanderungen, wie etwa dem Erlebnis eines großen Feuers, einem Wald- oder Steppenbrand, in Verbindung zu bringen.

Dagegen sind die Anfänge des Polytheismus, gewisse übereinstimmende Vorstellungen von der Erschaffung der Welt und der Schöpfung des Menschen, sowie die Kämpfe der Götter gegen Titanen und Giganten, woran die Menschen teilzunehmen verpflichtet sind, allen indogermanischen Völkern gemeinschaftlich und schon vor der Trennung entstanden. Ebenso führen gewisse Gebräuche, die an das einfache Hirtenleben anknüpfen, wie unter anderen der Gebrauch, die Kühe beim ersten Austrieb auf die Weide mit einem Baumzweig zu schlagen, um sie milchreich und fruchtbar zu machen, das Anzünden heiliger Feuer zum Schutz gegen Seuchen, die Art und Weise, wie reines Feuer hervorgebracht werden muß, und ähnliche der Art, Gebräuche, die wir ebenso bei den Indern wie bei den Germanen finden und die sich zum Teil bis auf unsere Tage erhalten haben, sicherlich auf die älteste Urzeit unseres Volkes zurück.

Auch die Kämpfe der Götter gegen Dämonen oder Riesen, wobei die Menschen den Göttern Hilfe leisten müssen, kehren in gleicher Weise in der indischen, griechischen und römischen, wie in der germanischen Mythologie wieder. Es sind die zerstörenden Naturkräfte, welche unter dem Bild von Dämonen, Titanen oder Riesen gedacht und von Göttern und Menschen bekämpft werden, weil sie mit ihrer elementaren Gewalt die Werke der Götter und Menschen zerstören: die Gefräßigen, die Durstigen oder die Übermütigen, wie unsere Mythologie die Riesen nennt. „Denn die Elemente hassen das Gebild aus Menschenhand", klingt es noch bei dem Dichter nach.

Darum werden sie im Gegensatz zu den segenspendenden Göttern als feindlich und böse gedacht, und bei den Germanen,

die auf ihren nördlichen Wanderungen am härteſten und ſchwerſten gegen die rauhe Natur zu kämpfen hatten, dauert der Kampf mit ihnen bis ans Ende der Welt, ja zuletzt werden die Rieſen für eine Zeit die Oberhand gewinnen und den Untergang der bisherigen Welt herbeiführen.

Es ſind wenn man will ſelbſt ältere Götter, denn auch den Göttern liegen urſprünglich Elemente und Naturkräfte zugrunde, wie umgekehrt die Götter in ihrer früheren Faſſung, ſo lange ſie noch rein natürlich genommen wurden, nichts anderes als Rieſen ſind: gleichſam verſchiedene Götterdynaſtieen, die auf einander folgen, wie ſich das am deutlichſten in dem griechiſchen Mythus von Uranus, Saturn und Zeus ausſpricht. Erſt ſpäter wurden die Götter ſittlich und geiſtig gefaßt, den Rieſen dagegen das Verderbliche und Menſchenfeindliche zugeſchrieben. Nun mußte ein ununterbrochener Kampf beginnen, der nicht eher aufhört, als bis die Rieſen vollſtändig überwunden ſind. „Götter und Helden bedeuten zuletzt nur den Menſchen, und die Herrſchaft des Geiſtes über die Natur iſt der tiefſte Grund aller Mythen von der Beſiegung der Rieſen“ (Simrock).

Den Griechen, die in ihrer neuen ſonnigen Heimat die Natur nur von der freundlichen Seite kennen lernten, trat der Kampf mit den finſteren Dämonen in die Vergangenheit. Ihre Götter leben wie das Volk in ewiger Jugend und Heiterkeit; der Kampf mit den feindlichen Mächten iſt zu Ende: die Titanen ſind überwunden und liegen gefeſſelt im Tartarus. Deshalb droht ihnen kein Untergang wie den deutſchen Göttern, eben deshalb aber hat ſich auch kein Mythus von dem Untergang und der Entſühnung der Welt bilden können, obgleich den Griechen die Vergänglichkeit alles Irdiſchen doch nahe genug lag.

So ſehen wir, wie die weitere Ausbildung des Mythus

von der gemeinsamen Grundlage aus durch den Charakter der einzelnen Völker und vor allem durch die Natur der verschiedenen Länder, die sie für ihr späteres Leben einzunehmen bestimmt waren, wesentlich bedingt war. Geschichte ist Ideenentwickelung, diese aber hängt von den äußeren Einflüssen ab, die auf ein Volk einwirken. Wie die Schicksale der Völker, so spiegeln sich daher auch die Eigentümlichkeiten der Länder in der Mythologie wieder ab. Das Wort des Dichters: „wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn", gilt vielleicht für nichts mehr als für den Mythus. Denn Mythus ist die älteste und großartigste Poesie, die es giebt. Den Germanen sind es nicht mehr allein die Dämonen der brennenden Sommerhitze, der Gewitter und Stürme, sondern vor allem des kalten Winters, des Reifes und Frostes, der starren Felsgebirge, des wilden Waldes und des wilden Meeres, die sie bekämpfen müssen.

Jünger als die allgemeine Mythologie von der Erschaffung der Welt, den Kämpfen der Götter mit den Riesen und dem Verhältnis der Menschen zu Göttern und Riesen sind ohne Zweifel die Mythen, welche sich auf das Wesen und die Natur der einzelnen Götter beziehen. Allerdings klingt auch hier vieles Verwandte an, wie es bei verwandten Völkern nicht anders sein kann, und eine Mehrheit von Göttern haben dieselben sicher schon aus ihrer asiatischen Urheimat auf die Wanderungen mitgenommen. Man meint namentlich, daß die drei Hauptgötter, wie sie sich bei Indern, Griechen, Römern, Germanen, Kelten und Slaven finden, von Haus aus identisch seien. Es mag sein, daß sich schon in der Urheimat die ursprüngliche Einheit zur Dreiheit erweitert, und die Götter bereits vor der Trennung den Einen Gott des Lichts und der Sonne nach seinen verschiedenen Äußerungen in drei Hauptgestalten zerlegt haben. Denn eine gewisse Übereinstimmung, vor allem in

den Ausgangspunkten und den Eigenschaften des einen obersten Gottes, ist nicht zu verkennen.

Allein die spätere Ausbildung des Polytheismus tritt doch bei jedem Volk so selbständig und eigentümlich auf, daß selbst die ursprüngliche Gemeinschaft dadurch verdunkelt wird. Jedes Volk gestaltete sich auf seinem weiteren Lebenswege die Götter nach seinen eigenen Anschauungen und Erlebnissen, und diese Anschauungen und Erlebnisse waren so verschieden, daß notwendig auch Wesen und Natur der Götter dadurch andere werden mußten.

Schon die Namen der drei Hauptgötter stimmen nirgends überein; wären sie bereits vor der Trennung scharf und bestimmt entwickelt gewesen, so müßten die Namen gemeinsam geblieben sein. Aber nicht einmal die Namen der germanischen und slavischen Götter, bei denen man am ersten Übereinstimmung erwarten sollte, sind die gleichen; ebenso wenig stimmen die der griechischen und römischen mit einander überein, während die Götter selbst in ihrer jüngeren Gestalt doch nahezu identisch sind. Berührungen der deutschen mit den klassischen Götternamen finden sich äußerst wenig. Ja die deutsche Sprache hat sogar den allgemein arischen Namen für das höchste Lichtwesen (skr. dêvás, lat. deus) fallen lassen und durch das neue Wort Gott ersetzt, das sich bei keinem anderen Volke findet und doch wohl mit gut zusammenhängt. Beweis genug, daß mit den neuen Begriffen auch die Götter selbst andere wurden und jedes Volk sich seinen Mythenkreis selbständig und besonders ausbildete, so viel darin von den gemeinsamen Vorstellungen auch übrig bleiben mochte. Wie die Sprache, so hat auch der Götterglaube die Völker geschieden.

Was insbesondere die Verwandtschaft der germanischen mit der griechischen und römischen Mythologie anlangt, so lassen sich wohl die drei Hauptgötter Wotan, Donar und Ziu mit den

griechiſchen Zeus, Hephäſtus und Ares oder den römiſchen Jupiter, Vulkan und Mars zuſammenſtellen. Aber eine völlige Übereinſtimmung findet nicht ſtatt; in vielen Beziehungen weichen ſie von einander ab; darum deutet Tacitus die deutſchen Götter auch nicht durch die verwandten römiſchen, ſondern durch andere, und noch viel eigentümlicher iſt die Terminologie bei Cäſar (Sol, Vulcanus, Luna). Zeus und Jupiter ſind Wotan und Donar zugleich, denn Donner und Blitz ſind ihnen geblieben, nicht wie bei uns auf den zweiten Gott übergegangen: nur ſehr uneigentlich läßt ſich Donar durch Hephäſtus oder Vulkan wiedergeben. Vor allem aber hat ſich bei Griechen und Römern die Perſon des Hauptgottes wiederum in drei Geſtalten geſondert, wovon bei uns keine Spur vorkommt; neben Zeus (Jupiter) iſt in Poſeidon oder Neptun noch ein beſonderer Gott des Meeres, und in Pluto noch ein beſonderer Gott der Unterwelt getreten. Und in derſelben Weiſe hat ſich bei Griechen und Römern die Reihe der weiblichen Gottheiten vervielfältigt: Freyja iſt Diana, Minerva und Venus (Artemis, Pallas und Aphrodite) zuſammen, ja im Grunde auch Juno und Ceres (Hera und Demeter).

Deshalb ſtimmt denn auch die eigentlich deutſche mit der nordiſchen Mythologie nicht völlig überein. Wie die Sprache der verſchiedenen Stämme dialektiſche Verſchiedenheit hat, ſo weichen auch die mythiſchen Vorſtellungen von einander ab; nur im ganzen und großen herrſcht Einklang. Aber weder die Götterreihen, noch die Mythen, die ſich daran anknüpfen, ſind dieſelben; ſelbſt die Götter, die vorzugsweis von den einzelnen Stämmen verehrt wurden, ſind nicht überall die nämlichen. Insbeſondere zeigt die Mythologie des ſkandinaviſchen Nordens, wo ſich das Heidentum faſt ein halbes Jahrtauſend länger erhielt als in Deutſchland, auch eine viel längere Fortbildung und eine reichere Entwickelung als bei uns. Dafür

hatte ſich aber das Heidentum im Norden auch vollſtändiger ausgelebt wie bei uns. Es war ſchon dazu gelangt, den einigen, unausgeſprochenen Gott beſtimmter zu ahnen, der Glaube an die alten, nationalen Götter hatte ſeine urſprüngliche Kraft verloren, der Verfall und die Mißbräuche desſelben traten ſtärker hervor, wie ehedem bei den feſtländiſchen Stämmen, als ſie zuerſt mit dem Chriſtentum in Berührung kamen.

Den Gegenſatz von Aſen- und Wanengöttern, der ſich durch die deutſche Mythologie zieht, ſowie den Krieg und Friedensſchluß beider, hat man neuerdings auf eine Vereinigung von Kulten verſchiedener Stämme und derer Verbindung zu einem Syſtem gedeutet, wie es ſcheint mit Glück, da die Verbindung verſchiedener Stämme gewöhnlich auch zu einer gegenſeitigen Annahme der Stammesgötter führt, und der Krieg verſchiedener Göttergeſchlechter, die ſich nicht als Rieſen und Götter, zerſtörende und erhaltende Mächte gegenüber ſtehen, ſonſt kaum zu erklären wäre: in dem Krieg und Friedensſchluß der Götter würde dann nur der Krieg und friedliche Vergleich der Stämme ſelbſt zu finden ſein. Die Wanen meint man den gotiſchen Völkern, die Aſen den Weſtgermanen zuſchreiben zu dürfen. So wenig Zuverläſſiges wir vorläufig darüber ſagen können, ſo erſcheint es doch überaus bedeutſam, daß der Gegenſatz von Oſt- und Weſtgermanen, wie er unzweifelhaft in der Sprache hervortritt und wie er bei der Bildung der neuen Stämme auch in der Geſchichte noch verfolgt werden kann, von dieſer Seite her nur eine Beſtätigung erhalten würde.

Eigentümlich iſt dem deutſchen Mythus, daß der Kampf ſein innerſtes Lebenselement iſt. Kampf iſt das Leben der Menſchen, Kampf auch das der Götter: wohl der deutlichſte Beweis, daß die Götter genau ſo beſchaffen ſind, wie die Völker, welche ſie anbeten. Das erotiſche Element, das in der ſpäteren griechiſchen Mythologie eine ſo hervorragende Rolle ſpielt, tritt

dagegen völlig zurück. Wie das Leben der Germanen Kampf und Krieg atmet, so und nicht anders mußten sie ihre Götter sich denken.

Darum leben die Götter nicht wie die griechischen in ewiger Ruhe und Heiterkeit, unbesorgt um die Geschicke der Welt, ohne Bedürfnis und doch fortwährend genießend, sondern sie müssen handelnd und leidend in das große Weltdrama eingreifen, in beständigem Kampf mit den unheimlichen, finstern Mächten, die einmal die Oberhand gewinnen und die bestehende Welt im Feuer verzehren werden, aber doch nur, damit auch den Göttern eine Läuterung und Reinigung zu teil werde. Darum haben die Hauptgötter der Germanen, Wotan, Donar und Ziu, sich alle in Kriegsgötter verwandelt oder eine Beziehung zur Schlacht und zum Sieg angenommen, während bei andern Völkern, wie den Indern und Esthen, aus dem Gott des Krieges nur ein Gott des Todes geworden ist. Jedem Gott ist eine Waffe heilig: Wotan der Speer, Donar der Hammer, Ziu das Schwert. Es genügte den Germanen nicht, in Ziu einen besonderen Schwert- oder Kriegsgott zu haben, wie die Griechen ihren Ares, die Römer ihren Mars hatten, auch die beiden anderen Götter mußten in Beziehung zu Kampf und Schlacht treten, obgleich Donar als Gott der Fruchtbarkeit und des Ackerbaues eigentlich dem Krieg abhold gedacht wurde. Aber der kriegerische Geist, der den Kampf zu einer Sache des Kultus machte, konnte sich keinen Gott denken, der nicht zugleich nebenher Kriegsgott gewesen wäre. Darum priesen sie beim Zug in die Schlacht das Lob des Donar, der am wenigsten Kriegsgott war, aber als Donnergott doch auch am Schlachtenlärm seine Freude hatte, und ahmten im brausenden Schildgesang das Rollen des Donners nach.

Vor allem aber blieb Wotan, der oberste Gott, auch zugleich der Gott der Schlachten und des Krieges, eine Seite,

die bei Zeus oder Jupiter wenn nicht ganz, doch beinah ganz in den Hintergrund tritt. In ihm als dem Gott des Geistes verkörpert sich zunächst die kriegerische Wut und Leidenschaft, der furor teutonicus, der den Germanen eigen war: es war ihr eigener Geist, den sie in Wotan anschauten. Darum sind ihm die Tiere des Schlachtfeldes, Raben und Wölfe heilig; er hat die Schlachtordnung und die Kriegskunst erfunden und sie seinen Lieblingen gelehrt; er nimmt unmittelbar teil an den Schlachten der Menschen (quem adesse bellantibus credunt) und verleiht den von ihm begünstigten Helden den Sieg; er entzweit auch die Fürsten und stiftet Zwietracht unter den Genossen des eigenen Volkes, denn nicht bloß mit Fremden, sondern auch unter einander lebten die Germanen in Krieg und in Fehde. Er nimmt endlich die in der Schlacht Gefallenen in den Himmel auf, denn niemand kommt in seinen Himmel, der nicht im Kampfe gefallen oder an den Wunden gestorben ist.

Deshalb wird er auch selbst Walvater und der Himmel Walhall genannt, d. h. die Wahl oder der Inbegriff der in der Schlacht Fallenden. Dazu sendet er seine Walküren, die Schlachtenjungfrauen oder Totenwählerinnen, den Wal zu kiesen und seiner himmlischen Halle zuzuführen. Hier empfängt Freyja, ursprünglich die Gemahlin Wotans und als solche auch Kriegsgöttin, die gefallenen Helden und reicht ihnen das Trinkhorn; ebenso verwandeln sich nun die Walküren in himmlische Schenkmädchen. Denn trinken thun die germanischen Götter auch, so gut wie die Helden auf Erden. Aber auch Opfermahle halten die Götter, weissagen aus Blut und Eingeweiden, werfen die Runenstäbe und befragen das Los: es sind ganz die Germanen selbst, die wir in ihren Göttern der letzten und jüngsten Gestalt wieder erblicken.

So ist das Leben der Helden im Himmel nur eine Fort-

ſetzung oder wenn man will eine Verklärung des irdiſchen. Denn da die gefallenen Helden Genoſſen und Mitſtreiter Wotans werden und ſich in täglichen Waffenſpielen üben, erſcheint es zugleich als Rüſtung und Vorbereitung auf den letzten Weltkampf. Mit Recht hat man bemerkt, daß eine ſolche Unſterblichkeitslehre der mächtigſte Antrieb zur Tapferkeit ſein mußte, ebenſo wie man umgekehrt ſagen darf, daß nur der den Germanen eigene kriegeriſche Sinn ſie erfinden konnte. So konnte es dem Tapferen in keinem Fall fehlen. Entweder er ſiegte, dann war Ruhm und Beute ſein Los, oder er fiel, dann wurde er in Wotans Walhall aufgenommen und lebte das Heldenleben weiter.

Auch darin verrät ſich der kriegeriſche Charakter des Volkes, daß es ſeine Eigennamen am liebſten von Kampf und Sieg ableitet. Selbſt die Frauen werden mit Vorliebe danach benannt, augenſcheinlich mit Beziehung auf die am Kampf teilnehmenden Schlachtenjungfrauen, die ſonſt keine andere Mythologie kennt. Im übrigen blieb dafür die weibliche Mythologie um ſo weniger entwickelt, denn es lag in der Natur der Sache, daß in demſelben Maß, in welchem ſich der ganze Götterglaube in Kampf und Krieg auflöſte, die weiblichen Gottheiten zurücktreten mußten. Wenn auch im äußerſten Notfall Frauen und Jungfrauen in der Schlacht mitkämpften, ſo blieb das doch eine Ausnahme: mit der Freyja und den Walküren war der Anteil der Frauen am Krieg hinlänglich vertreten. Totenwählerinnen aber konnten nur Frauen, keine Männer ſein, denn ihnen traute man in viel höherem Sinn als den Männern die Fähigkeit zu, den Willen der Götter zu erkunden.

Nicht minder iſt die Vorſtellung von einem Kampf der Götter unter einander, wie ſie ſich in dem Krieg der Aſen und Wanen ausſpricht, echt germaniſch. Denn der Germane,

der das Ringen und Streiten in allerlei Form und Gestalt kennen lernte, als Kampf gegen die zerstörenden Naturgewalten, als Krieg gegen Fremde und Feinde, wie als Fehde gegen die Angehörigen und Genossen des eigenen Volkes, fand nichts Anstößiges darin, den Begriff der Fehde auch auf verschiedene Geschlechter und Stämme der Götter zu übertragen.

Natürlich ist diese Entwickelung, die nahezu unsere gesamte Mythologie in ein großes Heldenepos verwandelt, erst die letzte und jüngste. Von einer einfachen, sinnigen Naturbetrachtung war aller indogermanische Götterglaube ausgegangen, dann hatte er sich mit den Völkern getrennt, und jedes bildete ihn in derselben Eigentümlichkeit weiter aus, in der es sich selber ausbildete oder von seinen besonderen Schicksalen ausgebildet wurde. Nur Keime und Ansätze waren in dem gemeinsamen Urglauben nach den verschiedensten Richtungen hin vorhanden; indem aber jedes Volk andere ausbildete, während es die übrigen unentwickelt oder ganz fallen ließ, konnte es nicht fehlen, daß der Glaube der getrennten Völker bald auseinander ging. Deshalb geht alles, was in unserem Götterglauben auf Elementardienst weist, auf eine Zeit zurück, die älter ist als unser Volk. Seine besondere Mythologie erhielt es erst, als es selbständig wurde, und der kriegerische Charakter, der sie vor allen anderen auszeichnet, konnte erst entstehen, als es in sein Heldenzeitalter eintrat. Das aber ist sicher schon geschehen, da alle germanischen Stämme noch ungetrennt beisammen wohnten, mindestens vom fünften oder sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung an. Es ist sicher eine irrige Vorstellung, wenn man meint, die Kämpfe unseres Volkes hätten erst begonnen, als es mit dem römischen Reich zusammenstieß, oder gar das Volk sei erst damals in die Geschichte eingetreten. Das ist unendlich viel früher geschehen, und der einzige Unterschied zwischen der früheren und späteren Geschichte

beſteht darin, daß die letztere hiſtoriſch beglaubigt iſt, während wir von der erſteren nichts wiſſen. Daß aber ſchon in der älteſten Urzeit Kämpfe mit benachbarten feindlichen Völkern ſtattgefunden haben, zeigen uns die Geſänge und Lieder der indiſchen Veden.

Nur die Stämme, welche den Wanenkultus hatten, ſcheinen friedlicher geſinnt geweſen, wie es denn nicht wundern kann, wenn bei einem polytheiſtiſchen Glauben, worin die verſchiedenſten Seiten und Beziehungen der Götter zur Geltung kommen, ſelbſt bei ein und demſelben Volk der eine Stamm dieſe, der andere jene Seite mehr betont und entwickelt.

Aber auch Wanen- und Aſenkult ſind nah verwandt, beide Göttergeſchlechter ſind obwohl verſchiedener Abſtammung, doch gleicher Quelle entſprungen, und die Grundlagen unſeres Glaubens kehren bei allen Stämmen ſo übereinſtimmend wieder, daß wir nicht zweifeln dürfen, der kriegeriſche Charakter desſelben habe ſich im weſentlichen ſchon vor ihrer Trennung ausgebildet. Denn auch die Namen der Hauptgötter ſind in der deutſchen und nordiſchen Mythologie dieſelben, während ſie von denen der übrigen ariſchen Völker abweichen. —

Verweilen wir nun noch einige Augenblicke bei den Hauptgöttergeſtalten ſelbſt, zunächſt bei der großen Göttertrias Wotan, Donar und Ziu. Sie erſcheint nur als erweiterte Einheit, als Dreigeſtaltung des einen urſprünglichen Gottes, deſſen vornehmſte Äußerungen dann individualiſiert und als ſeine Söhne ſelbſtändig gefaßt wurden. Offenbar iſt Wotan als Gott des Himmels und der Sonne der älteſte und höchſte Gott, obgleich er Blitz und Donner nicht wie in der griechiſch-römiſchen Mythologie behalten, ſondern an Donar abgegeben hat, und der Etymologie nach wieder nicht Donar, ſondern Ziu am nächſten zu Zeus (*Ζεύς*, gen. *Διός*) und Jupiter (Diuspater, gen. Jovis für Diovis) ſtimmt. Als Allvater und Schöpfer

iſt Wotan ebenſowohl Gott der Natur wie Erzeuger des geiſtigen Lebens, daher auch des Kampfes und Sieges.

Dieſe beiden Hauptſeiten erſcheinen nun in den beiden anderen Göttern in beſonderer Geſtalt. Donar iſt Gott der Natur und der Fruchtbarkeit, daher wie ſchon der Name ſagt, auch des Blitzes und Donners, obwohl auch Wotan ſpäter noch als Gott der Fruchtbarkeit und des Ackerbaues hie und da verehrt wird; Ziu iſt der beſondere Gott des Krieges und der Schlachten, aber wieder nicht ausſchließlich, denn neben ihm tritt Wotan als ſolcher auf.

Bei den Griechen und Römern hat ſich der Allgott noch weiter geſpalten, indem an ſeine Seite beſondere Götter des Meeres und der Unterwelt getreten ſind, Neptun und Pluto, die als ſeine Brüder gedacht werden, nicht wie Vulkan und Mars als ſeine Söhne, während bei uns Wotan auch Gott des Meeres iſt, und die Unterwelt nur eine Göttin, keinen beſonderen Gott hat. Anſätze zu weiterer Vervielfältigung finden ſich auch in der deutſchen Mythologie, zumal in der nordiſchen, indem Wotan und Donar noch eine Reihe weiterer Söhne zugeſchrieben werden. Sobald der erſte Schritt einmal geſchehen, war es leicht, in der Perſonifikation der belebten und unbelebten Natur wie einzelner geiſtiger Eigenſchaften und Tugenden fortzufahren und ſie durch verwandtſchaftliche Bande mit den alten Göttern zu verknüpfen. Griechen und Römer ſind hier, jedes Volk in ſeiner Weiſe, geradezu ins Maßloſe gegangen, eine Übertreibung, von der ſich die deutſche Mythologie fern gehalten hat.

Wotan oder eigentlich ahd. Wuotan, der nordiſche Odhin, bei den Langobarden Gwodan, fränkiſch Godan (die heſſiſche Stadt Gudensberg heißt im 12. und 13. Jahrhundert abwechſelnd Wodens- und Godensberg mit niederdeutſchem d), leitet ſeinen Namen vom ahd. watan durchwehen, durchdringen,

während unſer heutiges ſchwaches Zeitwort waten nur noch vom Durchſchreiten des Waſſers gebraucht wird. Der Name bedeutet alſo den alles durchdringenden Geiſt der Natur, gewiß eine ſchöne und tiefſinnige Bezeichnung. Es iſt der Vater der Götter, der von der Allmacht und Geiſtigkeit des alten einen Gottes am meiſten bewahrt hat, Allvater oder Gautr, wie ihn die nordiſche Mythologie ebenfalls nennt, weil er die Welt aus ſich ergoſſen hat, der Gott des Himmels und der Sonne, der Luft und des Lichtes.

Jenes Wehen des Geiſtes aber dachte ſich der Germane nicht als ſanftes ſtilles Sauſen, ſondern als Stürmen und Toben, als Wut und Leidenſchaft. Denn unſer Wut kommt von demſelben Wort her, und Wotan heißt wörtlich der Wütende. Leidenſchaft war es, womit der Germane in die Welt trat, Leidenſchaft war auch der Name ſeines oberſten Gottes. Deshalb ging insbeſondere der kriegeriſche Geiſt von ihm aus, der die Germanen beſeelte. Das Brauſen der Schlacht war wie das Brauſen des Sturmes ſein Element, und in dem Mythus vom wütenden Heer oder der wilden Jagd, der in zahlloſen Sagen noch jetzt nachklingt, wird beides in unmittelbarer Verbindung gedacht, wie Wotan im Sturm mit ſeinen Genoſſen zum Krieg oder zur Jagd dahinfährt. Wotan id est furor bella gerit, ſagt noch Adam von Bremen.

Als Gott des Himmels wird er in einem weiten blauen Mantel gedacht; zwei Raben, Gedanke und Erinnerung, ſitzen ihm auf den Schultern, die Symbole der Allwiſſenheit — „Gott ſind alle ſeine Werke bewußt von der Welt her", wie die Schrift ſagt. Aber auch gerüſtet mußte der Gott der Germanen ſein. Darum ſitzt er hoch zu Roß, bewaffnet mit Speer und Schwert, Helm und Harniſch. Der Helm iſt von Gold, wie die Mähne des Pferdes: es iſt die Sonne mit ihren Strahlen, die ihm auch in ſeiner menſchlichen Erſcheinung ge-

blieben sind. Indes nicht immer erscheint er in so glänzender Gestalt. Er liebt die Verkleidung, steigt in dieser zur Erde nieder, kehrt bei den Menschen ein und prüft ihr Verhalten, insbesondere ob sie der Pflicht der Gastfreiheit genügen. Und wie er auf Erden wandelt, so wandelt er am Himmel. Die Milchstraße ist seine Straße, über die sein Zug mit dem wilden Heer oder mit der wilden Jagd geht; hier hat er auch seinen Wagen, das Siebengestirn oder den Großen Bären. So hat sich die Milchstraße, die bei dem arischen Urvolk als Straße der himmlischen Kühe gedacht wurde, den Germanen in eine Heerstraße verwandelt: gewiß ein gewaltiger Fortschritt in der Entwickelung der Vorstellungen, wie in der Geschichte des äußeren Lebens der Völker.

Ohne Zweifel war er ursprünglich auch Sonnengott. Darauf deutet nicht bloß seine äußere Erscheinung, das Sonnenroß und der Goldhelm, sondern vor allem seine Einäugigkeit, die ihm nach einem offenbar sehr alten Mythus zugeschrieben wird, denn da er der Gott des Himmels ist, so ist sein eines Auge die Sonne. Die Vorstellung scheint bis in die arische Urzeit zurück zu reichen, da sie sich in den griechischen Cyclopen gleichfalls erhalten hat. Wo das andere Auge hingekommen, lehrt ein dunkler aber tiefsinniger Mythus. Er hat es im Meere versenkt und einem Riesen verpfändet, im Brunnen des Riesen Mimir: ursprünglich vielleicht nur ein vom Wiederschein der Sonne im Wasser entlehntes Bild, später umgedeutet auf den Mond, das zweite große Himmelslicht, das aber nicht zugleich mit der Sonne am Himmel glänzt. Er hat es gethan, um sein Wissen zu vergrößern und Kunde von den im Meer verborgenen Dingen zu erlangen, aber er hat damit nur die Kunde vom Untergang der Welt erkauft. Das Meer ist als Bild der verborgenen Zukunft zu nehmen.

Als Gott des Geistes wird Wotan später Erfinder der

Runen oder Buchſtaben und der Dichtkunſt. Damit rückt er vollends von dem natürlichen auf das geiſtige Gebiet fort und nimmt menſchliche Weiſe an. Aber nicht früher kann dieſe Entwickelung erfolgt ſein, als da die Buchſtaben den Germanen im Verkehr mit den Völkern der alten Welt zuerſt bekannt wurden, wohl kaum vor dem 5. oder 6. Jahrhundert vor Chriſti Geburt, doch noch zu einer Zeit, da alle germaniſchen Stämme beiſammen wohnten. Lange wurden die Runen nicht zum zuſammenhängenden Ausdruck der Gedanken, zum eigentlichen Buchſtabieren und Schreiben gebraucht, ſondern nur als einzelne myſtiſche Zeichen zum Loſen, Weisſagen und Zaubern; das Buchſtabieren und Schreiben haben die Germanen wohl erſt nach längerer Berührung mit den Völkern der alten Welt von dieſen gelernt. Der naive Glaube unſerer Vorfahren legte den Buchſtaben — vielleicht der wunderbarſten Erfindung des menſchlichen Geiſtes — geheimnisvolle Kraft bei. Daher der Name Rune Geheimnis, weil ſie zur Erforſchung der Zukunft dienen, und der Runenzauber, der die im Weſen der Dinge verborgene Kraft zu wecken vermag. Wir kommen unten darauf zurück.

Wegen des Runenzaubers hat man in der dem Wotan beigelegten Erfindung der Runen eine Symboliſierung ſeiner Allmacht ſehen wollen. Aber er iſt auch Gott der Dichtkunſt und Beredſamkeit, und die nordiſche Mythologie hat in ſeinem Sohn Bragi ſogar einen beſonderen Gott dafür aufgeſtellt. Überhaupt erſcheint er ſpäter als Gott der geiſtigen Erfindungen und Künſte, ſo namentlich der Heilkunde, wozu wieder die Runen und Zauberſprüche helfen mußten. Das veranlaßte die Römer, ihn durch Merkur wieder zu geben, womit ſein eigentliches Weſen doch nur ſehr ſchwach und unkenntlich ausgedrückt iſt. Auch Tacitus meint Wotan, wenn er die Germanen am meiſten den Merkur verehren läßt; bei Cäſar ſcheint

er noch als Sonnengott gefaßt zu ſein, denn der an erſter Stelle von ihm genannte Sol kann nur auf Wotan gehen. Von den Wochentagen iſt ihm der Mittwoch geheiligt, was ebenfalls dem Merkur entſpricht (engl. Wednesday, lat. dies Mercurii).

In ſeinem Sohne Paltar, an. Baldur, dem ſpeziellen Gott des Lichtes und ſpäter der ſittlichen Reinheit, erſcheint das Weſen des höchſten Gottes noch einmal ſublimiert.

Der zweite Hauptgott iſt Donar. Wie Wotan als Gott des Geiſtes und der Luft gedacht wird, ſo iſt Donar der Gott der Natur und der Fruchtbarkeit, daher auch des Ackerbaues und der Kultur, die ohne Fruchtbarkeit nicht gedeihen können.

Sein Name iſt vom rollenden Donner hergenommen, an. Thôr aus Thonar zuſammengezogen. Sehr anſchaulich und bezeichnend, denn die erſten Gewitter ſprengen die Bande des Eiſes und des Winters und bringen befruchtenden Regen ins Land. Offenbar iſt auch er durch Individualiſierung aus dem höchſten Gott abgeleitet. Das ergibt ſich am deutlichſten daraus, daß er Blitz und Donner, die Attribute desſelben, behalten hat, während ſie bei Griechen und Römern noch dem Zeus und Jupiter zukommen.

Donar iſt den Menſchen hold und freundlich geſinnt. Seine Blitze gelten nicht ihnen, ſondern den Rieſen, den Feinden der Götter und Menſchen. Für die Menſchen ſind die Gewitter fruchtbringend und ſegenſpendend; ihnen ſpaltet er mit dem Hammer, dem Symbol des Blitzes, Felſen und Stein und macht die Erde urbar. So wurde er ein Gott des Ackerbaues und der Kultur überhaupt und damit auch der Bauern und Knechte, denen zunächſt die ſchwere Feldarbeit überlaſſen blieb: deshalb wird ihm die neue Anſiedelung geheiligt und die Grenze durch Hammerwurf beſtimmt (Orts-

namen Thormark und Donnersmark). Und wie aus dem Ackerbau alle höhere ſittliche und politiſche Ordnung entſpringt, ſo wird Donar zugleich der Gott der Ehe, die durch ſeinen Hammer geweiht wird, der Gott des Eigentums und des Staates, welche der Hammerwurf begrenzt, der Rodung, der Brücken und des Verkehres: er beſchließt mit einem Wort als Gott der Kultur die mythiſche Zeit. Auch dieſe Entwickelung kann wie die jüngſte Geſtalt, in der Wotan erſcheint, erſt eingetreten ſein, als das Volk ſelbſt allmählich zur Anſäſſigkeit und zu feſten Anſiedelungen überging.

Es gab aber noch eine ältere Auffaſſung und hiernach beſiegt er die Mächte der Unterwelt und die feindlichen Rieſen. Wenn er wie Herkules in die Unterwelt ſteigt und ſie bezwingt, ſo bedeutet das urſprünglich weiter nichts als daß er als Gott des Gewitters den Winter bezwingt und die Rieſen des Froſtes und Eiſes überwindet. Der Winter wird zugleich als Totenreich gedacht, und ſo erweitert ſich der Jahresmythus zum Mythus von Tod und Leben. In allen vier Elementen, gegen die Rieſen der Felſen und Berge, wie der Stürme, des Feuers und des Waſſers, erſcheint er als Bändiger der verderblichen Naturkräfte. So kam man auf die Kultur, welche die Rieſen vertreibt, und der Gott nahm menſchliche Geſtalt an.

In dieſer wird er mit rotem Bart dargeſtellt wegen der Farbe des Blitzes. Deshalb ſind ihm die Tiere mit roter Farbe heilig, wie Fuchs und Eichhorn, aber auch die Eiche, die Vogelbeere oder Ebereſche und einige Pflanzen, die gegen das Einſchlagen des Blitzes ſichern ſollen.

Er iſt der einzige Gott, der fährt, während alle anderen reiten. Zu dieſer Vorſtellung mochte der Donner, der mit dem Rollen eines Wagens verglichen wurde, den Anlaß geben, wenn nicht noch eine ältere zugrunde liegt, wonach der Blitz wie der zündende Funke beim Urfeuerzeug des Menſchen durch

Drehen eines Stabes in einem Rade oder einer Scheibe hervorgebracht werden ſollte.

Bewaffnet iſt er mit dem Hammer oder der Keule; ein Stärkegürtel verdoppelt ſeine Kraft; an ſeinen Händen trägt er Eiſenhandſchuhe, womit er den Blitz ſchleudert. In ſeinem Haupt iſt vom Kampf mit einem Rieſen ein Steinſplitter ſtecken geblieben; man hat ihn auf die Felſen gedeutet, die im urbar gemachten Land von Felsſtürzen zurückbleiben.

Der mythologiſchen Ordnung nach entſpricht er dem Hephäſtus oder Vulkan. So ſcheint ihn Cäſar zu nehmen. In Deutſchland aber wurde er als Jupiter aufgefaßt, wie der Donnerstag zeigt (dies Jovis) und die Donnersberge, die lateiniſch den Namen mons Jovis führen. Tacitus deutet ihn als Herkules, wozu die Keule, der Beſuch in der Unterwelt und die Kämpfe mit den Rieſen Veranlaſſung gaben, welche die Römer an die Arbeiten des Herkules erinnerten: auch Herkules ſcheint urſprünglich ein Jahresgott geweſen zu ſein. Deshalb hat man auch die Herkules- oder Irminſäulen auf Donar beziehen wollen, wie der Ortsname Hermeskeil im Hochwald für Hermenes- oder Donnerkeil beſtätigen würde.

Der dritte Hauptgott iſt Ziu, an. Tyr (gen. Tys), urſprünglich ebenfalls als Himmelsgott zu faſſen, an den er aber nur mit dem Namen noch erinnert, wie das verwandte deus, gr. θεός, der Leuchtende, Himmliſche. Bei den nordiſchen Stämmen iſt er Himmels- und Kriegesgott zugleich, wie ſich daraus ergiebt, daß er über Wind und Wetter gebietet, mit Odhin und Thor ſich alſo in den Luft- und Regengott teilt; bei den übrigen Stämmen iſt er ſpäter neben Wotan ausſchließlich Kriegs- und Siegesgott geworden und aus ſeiner früheren Stellung verdrängt. Da die Strahlen des Lichtes als Geſchoſſe gedacht wurden, wie wir ja noch jetzt ſagen: die

Sonne ſchießt ihre Strahlen, ſo lag der Übergang von einem Licht- zu einem Kriegesgott nahe genug, und je mehr das kriegeriſche Leben der Germanen überwog, deſto mehr mochte er ausſchließlich die Natur eines ſolchen annehmen. Vermutlich liegen die erſten Anfänge dieſer Beziehung noch über die Trennung der Germanen vom Urvolk hinaus, denn einen eigenen Kriegsgott finden wir bei allen verwandten Völkern, und mit dem der Griechen berührt er ſich beſonders nah.

Bei manchen Stämmen tritt er unter anderen Namen auf. So bei den Bayern als Ero, bei den Sachſen als Heru oder Saxnot. Da Ero mit dem griechiſchen Ἄρης verwandt ſcheint, ſo würde er unter dieſem Namen ſelbſt ſprachlich mit letzterem zuſammenfallen. Heru iſt das Schwert, der Gott nach ſeinem Symbol genannt, Saxnot der Schwertgenoſſe, wie ihn die ſpäteren Sachſen und Angelſachſen nannten. Heru kehrt im Namen der Cherusker wieder, weshalb man den Volksnamen auch unmittelbar vom Gott ableiten will. Allein Symbol des Gottes konnte das Schwert doch erſt werden, nachdem die Stammesgenoſſen ſelbſt Schwertträger geworden waren, und bei den Sachſen iſt der Name des Volkes unzweifelhaft von ihrer Waffe, dem alten Stein- oder ſpäteren Schwertmeſſer abgeleitet.

Ziu wird einarmig gedacht, vermutlich weil das Schwert nur eine Klinge hat: der Gott wird mit ſeinem Symbol identifiziert. Ihm zu Ehren wurden die Schwerttänze aufgeführt, von denen bereits Tacitus erzählt, und die ſich in Städten wie auf dem Lande vielfach das ganze Mittelalter hindurch erhalten haben, in Heſſen ſogar noch länger und bis auf die neuere Zeit.

Sein Andenken hat ſich im Namen des dritten Wochentages erhalten, eigentlich Ziestag, ahd. Ziuwestac, in der alemanniſchen und ſchweizeriſchen Mundart noch jetzt Ziſchtig, ſpäter

in Diestag oder Dinstag entſtellt, an. Tysdagr, bayriſch Ertag, dies Martis. Auch Berge und Orte ſind nach ihm benannt: ſo die verſchiedenen Duisburg am Rhein und in Brabant, Dinslaken bei Weſel (Martis lacus), Stadtberge oder Eresberg in Weſtfalen (mons Martis), der Dinsberg bei Wetzlar und andere mehr. Daß er mit Mars identiſch iſt, geht ſchon aus Tacitus hervor; wie Cäſar an dritter Stelle zu ſeiner Mondgöttin kommt, bedarf noch der Erklärung.

Außer den drei Hauptgöttern gab es noch verſchiedene andere. Wie Donar und Ziu ſelbſt ſchon als Söhne Wotans erſcheinen, ſo werden dem Wotan ſpäter noch eine Reihe weiterer Söhne beigelegt, und ebenſo konnten ſich die übrigen Götter vervielfältigen, indem man einzelne ihrer Äußerungen oder Eigenſchaften perſonifizierte. Auch die Halbgötter und Könige ſtammen wie bei Griechen und Römern von den Göttern ab, bei den nordiſchen Stämmen ganz allgemein von Odhin.

Nur ein Gott gehört nicht in dieſen Kreis, ſondern iſt erſt ſpäter durch den Friedensſchluß der Aſen mit den Wanen unter die erſteren aufgenommen. Es iſt der nordiſche Freyr, ahd. Fro, got. Frauja der Herr, der Sohn der Erdmutter. Er erſcheint ſpeziell als Sommergott, bringt Regen und Sonnenſchein und befördert das Wachstum und Gedeihen der Früchte, aber er iſt auch Gott des Friedens, der Liebe und Ehe. Seine Schweſter iſt die Freyja, ahd. Frouwa, Göttin des Sommers und der Liebe, die urſprünglich zugleich ſeine Gemahlin war, ähnlich wie Zeus und Hera, Jupiter und Juno. Bei ihrer Aufnahme unter die Aſen aber wurde ſie die Gemahlin Wotans. Daß Bruder und Schweſter zugleich im Verhältnis von Mann und Frau erſcheinen, deutet jedenfalls auf ein hohes Alter des Mythus.

Auch wenn wir die Verbindung der beiden Mythenkreiſe nicht aus der Verſchmelzung verſchiedener Stammeskulte er-

klären, erscheint die Aufstellung von besonderen Naturgöttern doch sehr nahe liegend und in der inneren Entwickelung der Mythologie begründet. Denn nachdem die obersten Hauptgottheiten, die ursprünglich selbst erst aus der Betrachtung der Himmelserscheinungen abstrahiert waren, auf das geistige und sittliche Gebiet übergingen, wurde ihr Zusammenhang mit der äußeren Natur verdunkelt, und man fand nichts Anstößiges darin, bei der wachsenden Zahl von Göttern und Göttinnen, mit denen sich die gesamte Natur belebte, für die größeren Himmelskörper wieder eigene Gottheiten aufzustellen. Die verschiedenen Seiten und Beziehungen der Hauptgötter trennten sich, und die Gottheiten der Natur traten in die zweite Reihe. So in der griechisch-römischen Mythologie Phöbus und Artemis, Apollo und Diana; Helios und Selene, Sol und Luna. Sonne und Mond wurden schließlich auch bei uns selbständig personificiert, nur daß umgekehrt wie bei den Alten die Sonne weiblich und der Mond männlich gedacht wurde.

Weniger entwickelt ist bei uns die weibliche Mythologie. Es hat das schon darin seinen Grund, daß man in der Zahl der Göttinnen nicht wie Griechen und Römer stets gleichen Schritt mit der Zahl der Götter zu halten suchte, überhaupt in der Personifikation weiblicher Gottheiten weniger weit ging als sie. Da Wotan keine besonderen Götter des Meeres und der Unterwelt zur Seite hatte, so brauchte man nur eine Hauptgöttin, und ebenso gestaltete sich das Verhältnis in der zweiten Reihe einfacher: Freyja ist Diana, Minerva und Venus zugleich. Aber davon abgesehen fließen die deutschen Gottheiten zum Teil ineinander, und es scheint, daß sie sich ursprünglich alle ebenso aus einer, der Erdmutter, entwickelt haben, wie die Götter aus Wotan, dem Himmelsgott. Das Bestreben, für jeden Gott womöglich eine besondere Gemahlin aufzustellen, scheint der deutschen Mythologie fremd.

Die älteſte und urſprünglich vielleicht einzige Göttin iſt Hel, die Verborgene, d. h. die Erdmutter, die als ſolche ihren Sitz im Schoß der Erde hat. Von ihr geht alles Leben aus und kehrt wieder dahin zurück. Sie muß daher zuerſt ebenſowohl eine Göttin des Lebens wie des Todes, des Lichtes wie der Finſternis geweſen ſein. Aber in dieſer Geſtalt, nach beiden Seiten, erſcheint ſie nicht mehr: ſie iſt die Göttin der Unterwelt und des Todes geworden, welche die Seelen der Verſtorbenen in ihren Schoß zurücknimmt, got. Halja, ahd. Hellia, mhd. Helle, unſer Wort Hölle.

In ihrer Eigenſchaft als lebenbringende Erdmutter, als Göttin des Friedens und der Fruchtbarkeit, wird ſie ſeitdem durch andere Gottheiten verdrängt, die bei den verſchiedenen Stämmen verſchiedene Namen geführt zu haben ſcheinen. Tacitus erwähnt bei den Anwohnern der Oſtſee insbeſondere die Nerthus, bei einem Teil der Sueven die Iſis. Nerthus kann auch aus der nordiſchen Mythologie belegt werden; die Iſis, deren Zeichen ein Schiff war, weshalb Tacitus ihren Kultus für einen zur See eingeführten hält, hat man in Ortsnamen wie Iſenburg, Iſenſtein und ähnlichen wiederfinden wollen, was vorläufig dahingeſtellt bleiben muß. Noch unter anderen Namen ward ſie verehrt.

Indes auch die Erdmutter Nerthus verjüngte ſich in Wotans Gemahlin zur Göttermutter: Freyja oder Frouwa, die Göttin des Lichtes und der Wärme, der Liebe und Ehe, und als Gemahlin Wotans zugleich des Krieges. Sie war urſprünglich die Gemahlin des Freyr oder Fro, von dem ſie ſich bei der Aufnahme unter die Aſen ſcheiden mußte, weil Geſchwiſterehen hier nicht mehr erlaubt waren. Aber auch Freyja mußte zurücktreten und verwandelte ſich noch einmal in die Frigg oder Fria, da Wotan urſprünglich als Jahres- und Sonnengott um die Sonnenwende ſtarb und die ihm nach-

trauernde Freyja zu dem höchſten Gott in ſeiner ſpäteren Geſtalt nicht mehr paßte. So gab man Wotan die Frigg oder Fria zur Gemahlin, eine Verjüngung der Freyja, während dieſe ſeitdem nur als Göttin des Frühlings und der Liebe erſcheint: nach der erſteren, die nun an die erſte Stelle trat, iſt unſer Freitag benannt (dies Veneris). Daß beide urſprünglich identiſch ſind, hat Simrock überzeugend nachgewieſen; noch viele Spuren ſind zurückgeblieben, die darauf deuten, daß einſt Freyja Wotans Gemahlin war.

Eine Erweiterung erfahren die weiblichen Gottheiten noch durch die Nornen, die aus einer Vervielfältigung der Hel, und durch die oben ſchon beſprochenen Walküren, die aus einer Vervielfältigung der Freyja entſtanden ſind. Die Nornen ſind die Schickſalsgöttinnen, der Zahl nach gewöhnlich drei, zuweilen aber auch ſieben oder zwölf. Sie haben ſich in Sagen und Märchen vielfach erhalten, obgleich ihr Name in Deutſchland erloſchen ſcheint. Die Walküren ſind die Schickſalsgöttinnen der Schlacht, die Totenwählerinnen wie die Schenkmädchen Wotans, die mit der Freyja die Gefallenen nach Walhall bringen und ihnen dort aufwarten; mit der Freyja ſieben oder dreizehn, obwohl ſie auch zu drei oder neun zuſammen reiten. Im Norden werden ſie unter einem anderen Namen Diſen, in Deutſchland Idiſen genannt, weshalb man das Schlachtfeld an der Weſer neuerdings in Idiſiaviſo umgedeutet hat, nympharum pratum, die Wieſe der Idiſen oder Walküren.

Abweichend von der griechiſchen und römiſchen Mythologie hat die deutſche neben den Rieſen in den Zwergen auch die kleinen, ſtillwirkenden Kräfte der Natur perſonifiziert. Sie laſſen das Gras wachſen, bauen das Erz in der Erde, ſchmieden kunſtreichen Schmuck und koſtbare Waffen, arbeiten und ſpinnen. Den Menſchen ſind ſie bald freundlich, bald feind-

lich geſinnt, doch ſtehen ſie im Dienſt der Götter, ſind nicht wie die Rieſen deren Feinde, und auch im Verkehr mit den Menſchen überwiegt die wohlthätige, gutartige Seite. Man kann ſie wie die Rieſen nach den vier Elementen abteilen und als Erd-, Luft-, Waſſer- und Feuergeiſter (wozu auch die Haus- und Herdgeiſter gehören) unterſcheiden. Eigentliche Zwerge oder Wichte, die in der Erde wohnen, ſind nur die erſteren, die anderen ſind Elben oder Alfen. —

So war unſere Mythologie wenn auch in anderer Art, doch nicht minder reich und mannigfaltig ausgebildet wie die griechiſche und römiſche, nur daß ſie einen tieferen ſittlichen Ernſt, mehr kriegeriſchen Geiſt und eine ſinnigere Naturbetrachtung zeigt, Züge, welche im Altertum zurücktraten, während umgekehrt die heitere Schönheit, in der die Götter Griechenlands ſtrahlen, den deutſchen verſagt iſt.

Man könnte ſagen, daß trotz allem Fortſchritt, der auch in unſerer Mythologie nicht zu verkennen iſt, die Götter noch mehr von dem elementaren Charakter bewahrt haben, aus dem ſie hervorgegangen ſind: da iſt alles rieſenhafter, ungeheurer, furchtbarer, aber auch unruhiger, wilder, gewaltiger erregt.

Es kommt aber für den heidniſchen Menſchen vielleicht weniger darauf an, was angebetet wird, als wie er es anbetet, d. h. auf die eigene religiöſe Geſinnung, auf das lebendige Gefühl der Abhängigkeit von Gott, die Innigkeit ſeines Glaubens, die Bethätigung ſeiner Pflicht, um nicht zu ſagen Liebe, denn die wahre Liebe und Barmherzigkeit hat erſt mit dem Chriſtentum ihren Einzug in die Welt gehalten. Sie war vor der Bekehrung den Germanen ſo gut fremd wie den Griechen und Römern: nur in der ihnen vorzugsweiſe nachgerühmten Treue, in ihrer opferwilligen Hingabe an Könige und Fürſten und in ihrer Großmut hatten ſie vielleicht mehr

Empfänglichkeit dafür als die Völker der alten Welt. In der heiligen Scheu vor den Göttern, dem Gehorsam gegen ihre Vorschriften und Befehle und der eigenen Demütigung aber braucht der Heide dem Christen nicht nachzustehen. Und gerade diese Züge, die Demut und Innigkeit, die sich in unserem Kultus kundgaben, stehen unerreicht da. Dazu kam die sittliche Unverdorbenheit, die das Volk allerdings wie kein anderes für das Christentum empfänglich machte. Selbst in den äußeren Zügen des Kultus, dem Entblößen des Hauptes, dem Knieen und Händefalten beim Gebet, in den verschiedenen Opfern, die sich als Sühnopfer, Dankopfer und Bittopfer unterscheiden lassen, ja sogar in den drei großen jährlichen Festen im Frühjahr, Sommer und Winter, die dem christlichen Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfest parallel gehen und mit denen gewiß schon in ältester Zeit die allgemeinen Landesversammlungen und die echten oder ungebotenen Gerichte verbunden waren, hat man die Verwandtschaft unseres heidnischen Kultus mit dem christlichen oder wenigstens die Empfänglichkeit unseres Volkes dafür finden wollen. Nur deshalb konnte ja auch die Kirche so viele heidnische Gebräuche unverändert stehen lassen und ihnen ohne Mühe mit leichter Umdeutung einen christlichen Sinn unterschieben, vor allem beim Jul- oder Weihnachtsfest, wo in der dunkelsten Zeit des Jahres das Fest der Wiedergeburt der Sonne gefeiert, das Opfer beleuchtet und ein Baum mit Lichtern angezündet wurde, der dann zum Lohn den Sterblichen selbst wieder seine Gaben brachte.

Daneben ist aber doch nicht zu verkennen, daß wie überall so auch bei uns zugleich mannigfacher Aberglaube, Wahrsagerei und Zauberei und zuletzt selbst eigentlicher Götzendienst mit dem Heidentum verbunden waren, nur daß die schlimmen Seiten glücklicherweise nicht Zeit genug hatten, sich zu entwickeln und die guten zu überwuchern. Gerade zur rechten

Zeit lernten die Grenzvölker des römiſchen Reiches das Chriſtentum kennen.

Die Gegenſtände des Kultus, welche angebetet und denen Opfer dargebracht wurden, waren allein Götter oder Geiſter. Denn wenn auch der Kultus von einem Naturdienſt ausgegangen war, ſo war man doch über die eigentliche Verehrung der Elemente ſelbſt, über eine Anbetung von Tieren, Bäumen und Steinen längſt hinaus. An Tieren, Pflanzen oder Steinen haftet nur darum Heiligkeit, weil ſie Göttern geweiht oder nach ihnen benannt ſind.

Im Gebet bringt der Menſch den Göttern ſeine Geſinnung zum Opfer, im Opfer (vom lat. offerre, ahd. neihunga) bringt er ihnen zugleich etwas von ſeiner Habe, um ſie zu verſöhnen, ihnen zu danken, ſie ſich geneigt zu machen. Denn die Verſöhnung des Menſchen mit Gott iſt der innerſte Kern jeder Religion; darum iſt das Opfer der Mittelpunkt des Kultus.

Beſondere Feſte mit Umzügen, dem Umherführen der Götterbilder und anderen gottesdienſtlichen Handlungen dienen nur dazu, die Heiligkeit beſonderer Zeiten auszuzeichnen und die Götter zu feiern, denen die Zeiten geweiht ſind. Mit allen heidniſchen Opfern und Feſten aber waren Mahlzeiten und Gelage verbunden, eine Sitte, die ſich ja in gewiſſem Sinn auch bei der Feier unſerer chriſtlichen Feſte erhalten hat. Denn auch der Leib des Menſchen will mitfeiern und ſein Recht haben.

Dem Wotan allein wurden noch Menſchenopfer gebracht, wie Tacitus ſagt. Es iſt ein uralter Gedanke, daß zur Sühne Blut vergoſſen werden müſſe. Das blutige Opfer Abels, der als Hirt von den Erſtlingen ſeiner Herde opferte, ſteht am Anfang aller Geſchichte: es gefiel dem Herrn beſſer als das Opfer Kains, der von den Früchten des Feldes opferte. Menſchen aber waren die koſtbarſten und daher wie man dachte

den Göttern die willkommenſten Opfer; vor allem gefielen ſie dem Wotan, der den Geopferten dafür Aufnahme in Walhall verlieh. Man nahm vorzugsweiſe Verbrecher, kriegsgefangene Feinde oder erkaufte Knechte dazu, im Notfall auch andere, ja im nordiſchen Altertum kommt es einmal vor, daß das Volk in ſchwerer Hungersnot ſeinen eigenen König opfert, um die erzürnten Götter zu verſöhnen. Nach der Varusſchlacht waren es die vornehmſten gefangenen Römer, die geopfert wurden: ein ſolcher Sieg mußte nach barbariſcher Sitte auch beſonders gefeiert werden. Nach dem großen Sieg an der Rhone opferten die Cimbern ſogar alle Gefangenen den Göttern; ebenſo wurde alle Beute geopfert und in die Rhone verſenkt. Oft wurden die Gefangenen ſchon vor der Schlacht dem Wotan geweiht, wenn er den Sieg verleihe. Den Göttern weihen bedeutet nichts weiter als opfern oder zum Opfer beſtimmen: es iſt nicht viel anders, wie wenn in unſeren heutigen Schlachten bei großer Erbitterung kein Pardon gegeben wird. Gewöhnlich aber waren es nur ſchwere Verbrecher, die man opferte, wieder ein Beweis, wie die den Prieſtern zuſtehende Vollziehung der Strafen und das Recht der Opfer im engſten Zuſammenhang ſtanden.

Den anderen Göttern wurden Tiere geopfert (Herculem ac Martem concessis animalibus placant). Man unterſchied opferbare und nicht opferbare; jene wurden Ziefer genannt (agſ. tiber, ahd. zëpar), woraus ſich die verächtliche Bedeutung von Ungeziefer erklärt. Es waren vor allem Pferde, Rinder, Schweine, Lämmer, Ziegen und Federvieh. Beſonders wohlgefällig waren Pferdeopfer, weil das Pferd dem Wotan heilig war: in den heiligen Hainen wurden weiße Pferde gehalten, die nur zum Wahrſagen oder zum Ziehen des göttlichen Wagens, ſonſt aber zu keiner menſchlichen Arbeit dienten. Deshalb wurden andere Pferde auch gern geopfert und deren

Fleiſch bei den Mahlzeiten gegeſſen, ebenſo wie es bei Indern, Perſern und Slaven gebräuchlich war. Die Kirche verbot ſpäter den Genuß von Pferdefleiſch, weil er an die heidniſchen Opfer erinnerte, und ſo mag jene weit verbreitete Abneigung dagegen entſtanden ſein, der wir noch jetzt begegnen. Urſprünglich war es anders und blieb es im Norden noch längere Zeit. Im Gotiſchen hat ſogar der Dornbuſch, womit das Roßopfer angezündet wurde, davon den Namen Roßzünder (aihvatundi). Denn wie das Opfer nur in reinem Feuer verbrannt werden durfte, ſo mußte es auch mit beſonders geweihten Sträuchern angezündet werden.

Nur die Eingeweide, Herz, Leber und Lunge, wurden auf dem Altar verbrannt, das übrige gekocht oder gebraten, an die Anweſenden verteilt und verzehrt. Öffentliche Opfer für die Gemeinde konnten nur die Prieſter darbringen, an der Opfergemeinſchaft und dem Opferſchmaus aber nahm die ganze Verſammlung teil, wie denn die Mahlzeit auch aus gemeinſchaftlichen Beiträgen beſtritten wurde. Das Blut wurde in Keſſeln aufgefangen, in welche man Wedel tauchte, um das Volk zu beſprengen oder Altäre und Götterbilder damit zu beſtreichen.

Wie Grimm will, würde der Gebrauch, beim Schlachten der Schweine für den Wintervorrat zugleich ein Gaſtmahl anzurichten nnd Nachbarn oder Freunden Fleiſch und Wurſt zu ſchicken, auf die alte Opfermahlzeit und Opfergemeinſchaft zurückführen.

Bei geringeren Opfern wurden wohl auch nur Früchte des Feldes dargebracht, ſei es verbrannt, oder geweiht und den Prieſtern verehrt. Der Gebrauch, etwas für die Götter auf dem Felde ſtehen zu laſſen oder von Speiſevorräten für ſie beiſeite zu thun, hat ſich in mancherlei Anwendungen bis auf die neuere Zeit erhalten.

Tempel und Bilder haben die Germanen urſprünglich nicht gehabt. Wenigſtens bemerkt Tacitus, ſie hielten zu groß von den Göttern, als daß ſie glauben ſollten, dieſelben ließen ſich in Wände einſchließen oder unter menſchlicher Form darſtellen (nec cohibere parietibus Deos neque in ullam humani oris speciem adsimulare ex magnitudine coelestium arbitrantur). Darum weihten ſie lieber Haine und Wälder, fährt er fort, und verehrten darin die unſichtbare Gottheit. An einer anderen Stelle erzählt er, daß die ſueviſchen Stämme bei den Semnonen in einem Wald ihr Bundesheiligtum hätten und zu feſtgeſetzter Zeit darin den Bund mit Menſchenopfern erneuerten. Niemand gehe anders als gebunden in den heiligen Hain, zum Zeugnis der Abhängigkeit von göttlicher Macht, und wer dabei falle, dürfe nicht wieder aufſtehen, ſondern müſſe kriechend den Hain verlaſſen. Es war offenbar eine alte Kultusſtätte Wotans: wie Tacitus ſelbſt hinzufügt, daß hier der allwaltende Gott verehrt werde (regnator omnium Deus), dem alles andere unterworfen und dienſtbar ſei (cetera subiecta atque parentia).

Daß die Götter von altersher am liebſten in Hainen und Wäldern verehrt wurden, daß ihnen viele Wälder deshalb geheiligt waren, ja die Götter dann auch umgekehrt von Hainen, wo ſie verehrt wurden, den Namen erhielten, iſt bekannt genug und aus ſpäterer Zeit vielfach bezeugt. Daher bedeuten viele Ausdrücke der alten Sprache Wald und Heiligtum zugleich, ſo namentlich forst und loh. Der erſte hat ſich erhalten und bezeichnete in der chriſtlichen Zeit zunächſt die königlichen Bannwälder, die wohl auch ſachlich mit den alten heiligen Wäldern zuſammenhängen und daher ihren erſten Urſprung ableiten; das Wort Loh, lat. lucus, wird jetzt nur noch als Eigenname für Feld- oder Waldorte gebraucht und ſcheint beſonders in Deutſchland zur Bezeichnung heiliger Haine üblich geweſen zu

ſein, wie ſich daraus ergiebt, daß vorzugsweiſe einzelne kleine iſolierte Waldſtücke vielfach bis auf die Gegenwart ſich unter dieſem Namen erhalten haben. Ebenſo waren einzelne Bäume, wie Eſchen, Buchen, Linden oder Eichen, die letzteren beſonders gern, den Göttern heilig, die Linde der Freyja, die Eiche dem Donar. Mit dem Fall ſolcher heiligen Bäume wie der Donnereiche zu Fritzlar war deshalb regelmäßig auch der Fall des Heidentums entſchieden.

Wir können zugleich daraus ſchließen, daß das Volk zu der Zeit, von welcher Tacitus berichtet, ſelbſt noch nicht vollſtändig ſeßhaft im Land, oder es erſt vor kurzem geworden war. Denn wäre es ſchon lange haushäblich darin eingerichtet geweſen, ſo würde es auch ſeinen Göttern Häuſer gebaut haben: der erwachende Kunſttrieb verſucht ſich überall zuerſt im Bau von Tempeln und, ſobald dies geſchieht, auch in der Darſtellung von Symbolen oder Bildern der Götter, für welche die Tempel beſtimmt ſind.

Es iſt deshalb auch nicht lange mehr bei dieſem reinen und einfachen Kultus im freien Wald oder in heiligen Hainen geblieben. Schon Tacitus erzählt von einem Tempel der Tanfana, der bei dem Verwüſtungszug des Germanicus im Gebiet der Marſer dem Erdboden gleichgemacht ſei: der Name der Göttin hat bis jetzt trotz allerhand Erklärungsverſuchen noch nicht mit Sicherheit gedeutet werden können, ein Heiligtum und einen Tempel aber muß ſie jedenfalls gehabt haben, denn ein bloßer Hain braucht nicht mehr dem Erdboden gleich gemacht zu werden. Ebenſo weiß Tacitus, daß in den Hainen auch Bilder aufbewahrt werden, welche die Germanen im Krieg herausholen und mit in den Kampf nehmen. Und aus dem ſkandinaviſchen Norden erfahren wir ſpäter, daß es nicht bloß hölzerne Tempel, ſondern vor allem zahlreiche Bildſäulen von Holz gab, die in den Tempeln oder Hainen und regelmäßig

ſelbſt in den Häuſern aufgeſtellt waren. Daß es dabei nicht an Aberglaube und Betrug fehlte, zeigt eine ergötzliche Geſchichte, die in grellem Kontraſt zu dem Bericht des Tacitus von dem Heiligtum der Semnonen ſteht und deutlich den Verfall des Kultus in der ſpäteren Zeit bekundet. Es wird nämlich bei der Bekehrung zum Chriſtentum von einem nordiſchen Götzenbild erzählt, das tägliche Nahrung zu ſich genommen habe, bis ſich nach ſeinem Sturz herausſtellte, daß es Mäuſe waren, welche im Innern ſich eingeniſtet und das Futter verzehrt hatten.

Indes auch in Deutſchland müſſen ſpäter Tempel und Bilder häufiger geworden ſein, wie die mannigfachen Ortsnamen zeigen, die vom ahd. alah, got. alhs Tempel, abgeleitet ſind. So ein Alahſtat in den Fulder Schenkungen, das neuerdings auf ein ausgegangenes Dorf bei Jesberg in Heſſen bezogen wird; ein anderes Alachſtat in den Lorſcher Schenkungen, das in der Wetterau lag und jetzt ebenfalls ausgegangen iſt; mehrere Alſtädde in Weſtfalen; Allerſtädt bei Wiehe in Thüringen, in alter Schreibung Alahſteti; Alahdorf bei Schwäbiſchhall, jetzt in Altdorf entſtellt; Alahesfelt im Fulder Schenkregiſter, wohl nicht das heutige Alsfeld in Oberheſſen; Alsheim bei Worms und ein zweites bei Speyer, alt Alahesheim; der Ahlberg bei Grebenſtein in Heſſen und andere mehr: auf verhältnismäßig kleinem Raum alſo doch eine recht anſehnliche Menge. Ohne Zweifel würde die Entartung, welcher das Heidentum bei längerem Beſtand überall ausgeſetzt iſt, auch bei uns eingetreten ſein. Aber es war eben das Glück, daß ehe der alte Glaube verfiel, das Chriſtentum Aufnahme fand, das die Tempel in Kirchen verwandelte. Wenigſtens war dies das Schickſal der meiſten; nur ſolche, die in freiem Feld oder im Wald ſtanden, mußten zerſtört werden, wenn ſie nicht, was mitunter geſchah, ebenfalls

in Kirchen oder Kapellen verwandelt wurden. Dafür war die Kirche beſonnen genug, eine Menge unſchuldiger Gebräuche, in denen ſich das religiöſe Gefühl ausſprach, beſtehen zu laſſen und mit chriſtliche Weihe zu verſehen.

Darin daß die Tempel zugleich als Zeughäuſer dienten, wie vielfach noch im Mittelalter die Kirchen, ſehen wir wieder die unmittelbare Beziehung des religiöſen Kultus zum Kampf und Krieg. Von dort wurden die Bilder und Feldzeichen zum Kampf abgeholt, hierhin wurden die erbeuteten Waffen und Trophäen gebracht. Die Feldzeichen verwandelten ſich ſpäter in Banner und Fahnen; gewiß aber iſt die Sitte, ſolche in den Kirchen wenn auch ſpäter nur als Trauerfahnen aufzuhängen oder bei feierlichen Anläſſen in dieſelben mitzunehmen und um den Altar aufzuſtellen, urſprünglich heidniſch. Von jeher haben nationale Heiligtümer zugleich als Waffenplätze gedient. Ohne Zweifel ſind die Ringwälle nicht bloß die älteſten Feſtungswerke, ſondern zum Teil auch uralte Opferſtätten geweſen, dann meiſt wohl beides zugleich. —

Der Kultus führt uns ſchließlich wieder auf die Sprache zurück, von der wir im erſten Kapitel ausgegangen ſind. Denn die erſten Anfänge der Nationallitteratur, die bei jedem Volk poetiſche ſind, ſchließen ſich überall an den religiöſen Glauben und Kultus an.

Auch hier ſind wir nicht auf die fremden Schriftſteller beſchränkt, denen allerdings die deutſchen Laute rauh und hart klingen mochten, ſondern es ſtehen uns eigene Überlieferungen zu Gebote, die das, was die Alten über unſere Sprache ſagen, in einem anderen Licht erſcheinen laſſen und nahezu wertlos machen. Denn wir haben das ſeltene Glück, in der gotiſchen Bibelüberſetzung des Ulfilas aus dem vierten Jahrhundert nach Chriſti Geburt einen Reſt unſerer alten Sprache zu beſitzen, der in der That mit Vilmar zu reden wie eine Rieſenburg

am Eingang unſerer Geſchichte ſteht. Es ſind uns zwar faſt nur die Evangelien erhalten und ſelbſt dieſe nicht einmal vollſtändig, aber ſchon die erhaltenen Bruchſtücke genügen, um uns ein Bild von dem wunderbaren Reichtum und Wohllaut der alten Sprache, wie von der gewaltigen Geiſteskraft des Überſetzers und der außerordentlichen Bildungsfähigkeit ſeines Volkes zu geben. Freilich war das Gotiſche beſonders wohllautend, wie denn das Volk weicher als die übrigen geweſen zu ſein ſcheint, allein die Reſte des Althochdeutſchen und Altſächſiſchen, der Krieſt von Otfried und der Heliand, die aus dem neunten Jahrhundert ſtammen, ſchließen ſich in ihrer Art ebenbürtig an die Bibelüberſetzung des Ulfilas an. Indes die Anfänge der deutſchen Litteratur gehören erſt dem Ende der folgenden Periode an, und auf die Geſchichte der Goten und ihre frühzeitige Bekehrung zum Chriſtentum einzugehen, liegt außer den Grenzen unſerer Aufgabe. Zudem iſt die Litteraturgeſchichte ſo gut wie die Mythologie aus dem Rahmen rein hiſtoriſcher Darſtellung vollſtändig herausgewachſen.

Gewiß iſt der Charakter der alten Sprache ein weſentlich anderer wie der der heutigen, darum aber nicht roher oder ſchlechter. Denn die Geſchichte der Sprache geht mit der geiſtigen Entwickelung der Völker Hand in Hand, und wie jede Zeit ihr Recht hat, ſo hat auch jede Entwickelungsſtufe der Sprache ihre Vorzüge und Mängel.

Die alte Sprache iſt die der Kindheit und Jugend der Völker, ſie liebt das Anſchauliche und Konkrete, die ſinnlichen Bilder, die vollen Formen und Flexionen, aber ſie iſt verhältnismäßig arm an abſtrakten Begriffen, ohne gegliederten Satzbau, ohne eigentliche Syntax. Es iſt die Sprache der Empfindung, die ſich weniger zum raſchen Gedankenausdruck und zur begrifflichen Darſtellung, aber um ſo beſſer für die Dichtung eignet. Später tritt umgekehrt das Reflektierte und

Abſtrakte mehr hervor, es entſteht eine künſtliche Gliederung der Gedanken und eine künſtliche Syntax, während das ſinnliche Element verblaßt und die Formen ſich abſchleifen. Wie der Mann anders redet als das Kind, ſo auch das Volk, wenn es in ein reiferes Alter gelangt. Verſtand und Logik verlangen ihre Rechte, es geht zur nüchternen Proſa über, und dieſe ſagt ihm nun beſſer zu als die ſinnliche und poetiſche Ausdrucksweiſe der früheren Zeit. Aber der Fortſchritt muß mit Opfern erkauft werden, mit der größeren Beweglichkeit und Begriffsmäßigkeit verträgt ſich der frühere Formen- und Bilderreichtum nicht mehr, und ſo ſteht die alte Sprache in ihrer eigentümlichen Schönheit ebenſo hoch als die ſpätere. Und bei aller Veränderung bleibt der innerſte Kern und Gehalt der Sprache der gleiche, gerade ſo wie das Volk ſelbſt im Laufe der Zeit ein anderes wird und doch im Grunde dasſelbe bleibt, ſo lange es ſeine Nationalität bewahrt, wozu vor allem gerade die Sprache gehört.

Auch eine Art Alphabet war bereits vorhanden, nur diente es in der älteſten Zeit nicht zum Schreiben, weil dazu kein Bedürfnis vorlag. Der Gebrauch der heiligen Zeichen oder Buchſtaben war nur den Prieſtern und Adelsgeſchlechtern, beſonders auch vornehmen Frauen und Jungfrauen bekannt und diente zum Loswerfen und Wahrſagen, wie zur Herſtellung von Zauberformeln, Segensſprüchen oder Verwünſchungen. Daher erklärt ſich das ſpätere Verbot der alten Buchſtaben durch die Kirche.

Denn unſere heutigen ſind die des lateiniſchen Alphabetes, nicht die urſprünglichen. Das waren die ſogen. Runen, ahd. runa, wovon noch unſer heutiges raunen kommt, eigentlich Geheimnis, weil die Buchſtaben wie in den ſemitiſchen Sprachen Anlautzeichen beſtimmter Worte waren, deren Gebrauch und Bedeutung das gemeine Volk nicht verſtand. Sie

wurden als Bilderzeichen oder Träger von Begriffen gefaßt, wie es die ſinnliche Betrachtung der Zeit mit ſich brachte, zugleich ein Beweis, daß die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geſchichte auch relativ viel weiter zurück waren als Griechen und Römer, die ſich längſt alle Überlieferungen ägyptiſcher und aſiatiſcher Kultur angeeignet hatten.

Die Runen wurden in Stäbe von Buchenholz eingeſchnitten oder geritzt, daher der Name Buchſtabe; ſpäter auch wohl nur aufgemalt. So erklärt ſich ihre eckige, geradlinige Form, weil man bei dem Einſchneiden oder Einreißen ſolche Züge wählte, die ſich leicht auf das Holz übertrugen, anders wie bei Griechen und Römern, wo man ſteinerne und eherne Tafeln hatte, welche gehauen oder gegoſſen wurden und daher ebenſo leicht runde wie gerade Züge annahmen.

Lebendig wurden die myſtiſchen Zeichen erſt durch die Worte, die ihnen der Kundige im Lied oder in der Formel unterlegte. Daher lag auch der Runenzauber nicht ſchon in den Zeichen ſelbſt, ſondern in dem dazu geſungenen Lied oder Spruch, worin ſie als Anlaute beſtimmter Hauptworte wiederkehrten. Stab hieß die Rune ſelbſt, Stäbe hießen auch die gleich anlautenden Hauptworte, auf welche der Vers aufgebaut war: der Stabreim oder die Allitteration war alſo die älteſte Form unſerer Poeſie. Die Zeichen, in denen man den Willen der Götter zu erkennen glaubte, dienten nur zur Vermittelung des Zaubers oder der Weisſagung.

In der Folge lernte man im Verkehr mit den Völkern der alten Welt auch das eigentliche Leſen und Schreiben, d. h. das zuſammenhängende Buchſtabieren und die vollſtändige Wiedergabe der Laute durch die Runen. Aus Wort- oder Bilderzeichen wurden Lautzeichen, und ſeitdem brauchte man ſie auch zu Inſchriften. Solche ſind auf Steinen, Gräbern, Werkzeugen, Geräten oder Münzen einzelne erhalten, aus Deutſch-

land und Britannien wie aus dem ſkandinaviſchen Norden, die älteſten jedoch erſt aus dem vierten und fünften Jahrhundert nach Chriſti Geburt (eine ſchleswigſche etwa aus der Zeit der Bibelüberſetzung des Ulfilas und eine burgundiſche aus etwas ſpäterer Zeit). In den Steinmetzzeichen und Hausmarken hat der Gebrauch der Runen das ganze Mittelalter hindurch fortgedauert, als zur Schrift längſt das lateiniſche Alphabet üblich geworden war.

Merkwürdigerweiſe ſind die Runenzeichen ſchon die gewöhnlichen des phöniziſch-europäiſchen Alphabetes, daher nicht bloß mit den griechiſchen und lateiniſchen, ſondern auch mit den etruskiſchen Buchſtaben verwandt. Wie dieſe Verwandtſchaft zu erklären ſei, iſt im einzelnen noch ein ungelöſtes Rätſel. Zuerſt glaubte man, die Germanen hätten die Runen ſchon bei ihrer erſten Einwanderung aus dem Oſten mitgebracht. Allein nach neueren Unterſuchungen ſind ſie ihnen erſt ſpäter, wenn auch in vorhiſtoriſcher Zeit, auf dem Wege des Handels zugekommen, ſei es von Griechenland und dem Schwarzen Meere aus auf der alten Bernſteinſtraße, ſei es über Italien oder Gallien. An eine vollſtändige Entlehnung braucht dabei nicht gedacht zu werden, denn hätte wirklich eine ſolche ſtattgefunden, ſo würde man wohl auch wie in Griechenland die fremden Namen der Buchſtaben mit herübergenommen und die Zeichen alsbald zur eigentlichen Schrift benutzt haben. Das Wahrſcheinlichſte iſt alſo, wie Müllenhof will, eine mittelbare Überlieferung durch die öſtlichen oder weſtlichen Nachbarn der Germanen, wobei ihnen die Buchſtaben aber ſchon nicht mehr im eigentlichen Schriftgebrauch, ſondern als Los- und Zauberzeichen zukamen. Indes wie man ſich die Sache vorſtellen mag, es bleiben immer noch Bedenken und Zweifel übrig, die vorläufig nicht alle zu heben ſind. Daß aber ein uralter Verkehr phöniziſcher und griechiſcher Kaufleute mit dem Norden

beſtand, wenn auch nicht direkt mit der Bernſteinküſte, iſt unzweifelhaft; der Verkehr wurde im Mittelalter von den Arabern fortgeſetzt, wie zahlreiche arabiſche Münzen zeigen, die man in Skandinavien und auf den Inſeln gefunden hat.

Urſprünglich waren es nur fünfzehn oder ſechzehn Zeichen, ſpäter wurden von den verſchiedenen Stämmen noch weitere hinzugeſetzt (bis zu zweiundzwanzig), wie es der Fortſchritt der Mundarten mit ſich brachte, zuletzt wohl auch um das lateiniſche Alphabet vollſtändig in Runen ausdrücken zu können. Da ſich ein einziges Runenalphabet als die Quelle aller anderen herausgeſtellt hat, muß die Aufnahme ſchon zu einer Zeit erfolgt ſein, da alle germaniſchen Stämme noch ein Ganzes ausmachten.

Ulfilas bildete für ſeine Bibelüberſetzung teils aus gotiſchen, teils aus griechiſchen und lateiniſchen Buchſtaben ein neues, vermutlich weil er ſo am leichteſten ſeiner Schrift Verſtändnis und Eingang zu verſchaffen glaubte. Denn die Runen reichten nicht aus, eine Übertragung der griechiſchen Schrift aber würde wohl auf große Schwierigkeiten geſtoßen ſein. Sein Alphabet ſteht alſo in der Mitte zwiſchen dem urſprünglichen und dem heutigen; es iſt nicht das allgemeine geworden, weil die übrigen deutſchen Stämme unter dem Einfluß der chriſtlichen Kirche nachmals das lateiniſche annahmen. Daß dadurch das Verſtändnis der römiſchen Litteratur weſentlich befördert wurde, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Die Runen führen uns auf die älteſte Poeſie. Denn alle feierliche Rede war in der älteſten Zeit poetiſch oder gebunden. Sie diente in dieſer Form namentlich zur Verkündung des Götterwillens, wie es in den durch das Los beſtimmten Runenſtäben verborgen lag. Drei Stäbe wurden gezogen, jedem Stab zwei oder drei Worte mit dem Anlaut der gezogenen Stäbe untergelegt: auf alle Worte mit gleichem Anlaut konnte

die Rune gedeutet werden. In ähnlicher Art waren die Zauberſprüche gefaßt, womit der in den Runen liegende Zauber geweckt wurde, gewiß eine naive und kindliche Anwendung dieſer myſtiſchen Zeichen, und doch ein Tiefſinn, daß man erſt dem Wort die lebendigmachende Kraft beilegte.

Auch die erſten Anfänge der epiſchen Poeſie ſcheinen in die älteſte Zeit zurückzureichen. Bei allen Stämmen gab es Lieder und Geſänge, in denen die Thaten der Götter wie der Könige und Helden gefeiert wurden. So erfahren wir aus Tacitus' Annalen, daß Armin noch zu ſeiner Zeit beſungen wurde, etwa drei Menſchenalter nach der Varusſchlacht; in der „Germania" iſt namentlich von Schlachtgeſängen die Rede, womit die Heere in den Kampf zogen (Herculem ituri in proelia canunt), ebenſo daß des Volkes Abſtammung in Geſängen verkündet werde und dieſe die einzige Art geſchichtlicher Überlieferung ſeien (quod unum apud illos memoriae et annalium genus est).

Leider iſt uns von dieſen älteſten poetiſchen Erzeugniſſen nichts erhalten, ſo wenig wie uns die ſpätere Heldenſage aus den Zeiten der Völkerwanderung, worin ſich der altheidniſche Göttermythus noch einmal wiederſpiegelt, in ihrer urſprünglichen Geſtalt überliefert iſt. Karl der Große ſoll die Reſte der alten Nationallitteratur geſammelt haben, aber auch dieſe Sammlung iſt nicht auf uns gekommen, ohne Zweifel weil der Klerus, welcher im Mittelalter die litterariſchen Erzeugniſſe durch Abſchriften verbreitete, dies bei allen, die mit heidniſchen Vorſtellungen zuſammenhingen, unterließ.

Nur die eigentliche Form, in welcher unſere älteſten poetiſchen Erzeugniſſe abgefaßt waren, iſt nicht verloren, da ſie zum Teil in den erhaltenen Denkmälern ſpäterer Zeit wiederkehrt und in gewiſſem Sinn bis auf den heutigen Tag in unſerer Sprache und Rede lebendig geblieben iſt. Es iſt nicht

der Reim oder ein auf Länge und Kürze der Silben beruhendes Versmaß, wie es die Griechen und Römer für ihre Poesie anwandten, sondern der schon oben erwähnte Stabreim oder die Alliteration, wie sie durch die Verbindung mit den Runenstäben geboten war und auf dem gleichen Anlaut der Worte beruht. Darum hängt auch das neue Accentprinzip unserer Sprache damit zusammen, denn natürlich wurde der Anlaut nun auch stärker betont, um die Stäbe hervorzuheben und die Hörer alsbald zu überzeugen, daß die Worte in der That die gleichen Anlaute enthielten. Denken wir uns, daß sie bei Kriegsliedern oder Schlachtgesängen, wobei das ganze Heer sang, zugleich durch das Anschlagen der Waffen an die Schilde, oder in anderer Weise noch stärker hervorgehoben wurden, so muß der Klang solchen Gesanges von ferne allerdings dem Rauschen des Waldes oder dem Brausen des Meeres ähnlich gewesen sein. Es war das wilde Heer Wotans, das leibhaftige Gestalt angenommen hatte.

Wie geläufig diese neue Form der Allitteration unserer Sprache wurde, sehen wir daran, daß sie selbst in der prosaischen Bibelübersetzung des Ulfilas mannigfach durchklingt und in zahllosen Redensarten noch jetzt fortdauert. Ebenso alliterieren viele Formeln unseres älteren Rechtes, wie schon die mittelalterliche Unterscheidung der Verbrechen zeigt, je nachdem sie an Haut und Haar, Hals oder Hand oder Leib und Leben gehen: Jacob Grimm hat eine reichhaltige Sammlung in der Einleitung zu den Rechtsaltertümern veröffentlicht. Aber auch die gewöhnliche Sprache unseres alltäglichen Lebens ist mit solchen Formeln und Redensarten bis auf den heutigen Tag durchsetzt und empfängt von ihnen vielleicht das beste Teil ihrer Lebendigkeit und Energie; es sei beispielsweise nur an Ausdrücke erinnert wie: Bau und Besserung, Bausch und Bogen, durch dick und dünn, Erb' und Eigen, Feuer und Flamme,

weder Fisch noch Fleisch, frank und frei, ganz und gar, gut und gern, gäng und gäbe, Glück und Glas, Haus und Hof, hoch und heilig, kurz und klein, Lust und Liebe, mit Mann und Maus, bei Nacht und Nebel, ohne Ruh' und Rast, Schutz und Schirm, Stock und Stein, Stumpf und Stiel, singen und sagen, Thür und Thor, Wind und Wetter, Wunsch und Wille, zittern und zagen. Freilich kommt uns darin die eigentümliche Kraft und Gewalt, wie sie der alten Allitteration eigen war, kaum noch zum Bewußtsein, aber es ist doch noch ein Hauch des altgermanischen Geistes, der unsere Sprache durchweht.

Wir sind am Schluß und stehen damit vor einem der größten Wendepunkte der Geschichte. Das römische Reich war christlich geworden und die germanische Welt durch den Zusammenstoß mit dem römischen Reich wenigstens dem Christentum entgegengeführt und in mannigfache Berührung mit ihm gekommen. Denn was die frühere Zeit von der folgenden scheidet, das ist vor allem der Gegensatz von Heidentum und Christentum: bis dahin gehörte unser Volk sich allein an, mit Chlodwig und der Gründung des fränkischen Reiches ward es ein Glied der Kirche und ein Hauptträger der gesamten abendländischen Bildung. Die Kämpfe zwischen christlicher und heidnischer Weltanschauung und innerhalb der Kirche wieder zwischen Katholicismus und Arianismus begannen nun auch bei ihm, aber der Sieg des Christentums war bereits entschieden, sobald der Kampf begann. Nur wenige Stämme setzten ihm einen entschiedenen und längeren Widerstand entgegen; vielleicht wären auch sie ohne Schwert gewonnen, wenn man ihnen Zeit gelassen und mit dem Glauben nicht zugleich ihre alte Freiheit bedroht hätte.

Und doch könnte man nicht sagen, daß das Christentum

dem Wesen und Charakter unseres Volkes irgendwie fremd oder gar feindselig gewesen wäre: der deutsche Geist würde sich dann nicht so tief von ihm haben durchdringen lassen. Er wurde nur auf eine neue, höhere, ihm völlig sympathische Entwickelungsstufe gehoben.

Nehmen wir einen kirchengeschichtlichen Standpunkt ein, so möchte man beinahe sagen, daß alles, was unser Volk bis dahin erlebt und erduldet, erkämpft und errungen, verloren und eingebüßt hatte, nur eine Vorbereitung zum Christentum gewesen sei, als ob vornehmlich ihm das Wort des Herrn gelte „und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle".

Aber auch die rein historische, profangeschichtliche Betrachtung wird es doch kaum für Zufall halten, daß das einzige Weltreich, welches Dauer gehabt hat, gerade zu der Zeit die Kulturvölker des Altertums zu einem Ganzen verband, da Christus und mit ihm die neue Weltreligion in die Welt kam. Denn nur dadurch wurde die spätere rasche Ausbreitung des Christentums möglich. Und ebenso wenig scheint es Zufall, daß der neue Glaube und die neue Lehre gerade zu einer Zeit verkündet wurden, als die heidnische Form des religiösen Bewußtseins sowohl bei den Völkern der alten Welt, wie bei den neu in die Geschichte eintretenden Germanen sich ausgelebt hatte, und daß es, wie wir bereits oben aussprachen, dem römischen Reich nicht mehr gelang, auch dasjenige Volk noch in seine Bahn zu ziehen, dessen Glaube und Leben am nächsten der christlichen Lehre verwandt war und von dem allein eine Erneuerung und Verjüngung der alten Welt ausgehen konnte.

So war es denn auch zunächst keine andere Macht, die unter den Stürmen der Völkerwanderung feste Wurzeln schlug als die Kirche; ihr zunächst kam der rasche Wechsel irdischer Reiche zugute, in ihr allein dauerte die geschlossene Macht

und Einheit des römiſchen Reiches fort. Denn lange vor der Wiederherſtellung des abendländiſchen Kaiſertums war es die Kirche, in der ſich die Einheit der abendländiſchen Kulturvölker darſtellte; erſt in dem fränkiſchen Reich erſchien der neue fruchtbare Keim, der an die Stelle des römiſchen Reiches auch eine neue weltliche Ordnung der Dinge herbeizuführen berufen war: auf chriſtlichem Grund und unter enger Verbindung romaniſcher und germaniſcher Völker, alter und neuer Kulturelemente.

Wer aber zunächſt die Erbſchaft des römiſchen Reiches antrat und die Überlieferung ſeiner Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft vermittelte, das war nicht das fränkiſche Reich, ſondern die chriſtliche Kirche. Ihr allein iſt die Erhaltung alles deſſen zu danken, was wir mit einem einzigen kurzen und doch ſo unendlich vielſagenden Ausdruck klaſſiſches Altertum nennen.

Seitdem haben Kirche und Staat im Abendland bis zur Auflöſung des „heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation“ im Jahre 1806 in engſter Verbindung geſtanden: dogmatiſch wie ſtaatsrechtlich waren ſie als Einheit anerkannt und ſanktioniert. Nicht immer iſt dieſe Verbindung eine friedliche geweſen, denn auch der Gegenſatz und die Selbſtändigkeit beider hat zu Zeiten herausgekehrt und behauptet werden müſſen, ja darauf allein beruht ſchließlich alle geiſtige Entwickelung und alle geiſtige Freiheit. Aber doch iſt dieſelbe nach lebhaften und anhaltenden Kämpfen immer aufs neue wieder hergeſtellt und befeſtigt worden.

Wenn nun auch dieſe Form der Verbindung weder mit dem Chriſtentum ſelbſt noch mit der modernen Auffaſſung vom Staat vereinbar iſt — denn gerade in jenen Kämpfen haben ſich die Begriffe Kirche und Staat erſt vollſtändig von einander geſchieden —, ſo iſt es doch nur das Chriſtentum geweſen, was unſerem Volk eine längere, fort und fort auf-

ſteigende Entwickelung möglich gemacht, und ſelbſt in den trübſten Zeiten ſich als eine nie verſiegende Quelle des Troſtes, geiſtiger Erhebung und ſittlicher Wiederaufrichtung erwieſen hat. Mit einem Wort, es iſt von dem Augenblick an, wo das Volk zu ihm übertrat, der Hauptfaktor unſerer Geſchichte geworden und hat dieſer ein neues geiſtiges Gepräge aufgedrückt, das bei aller Verwandtſchaft doch ein ganz anderes iſt als das der Urzeit. Es iſt in unſer Fleiſch und Blut übergangen, und das Volk kann, ohne ſich ſelbſt zu verlieren, nicht wieder von ihm abfallen.

Register.

A.

Abgeleiteter (höriger) Besitz 369.
Abhärtung 267.
Ablaut 38—40.
Absolutes Sacheigentum 388.
Abstraktes Vermögensrecht 388.
=ach (Ortsnamen) 141.
Acker 223.
Ackerbau (keltischer) 196.
Ackerland 224.
Adel 330. 331. 337. 349—360.
Adolfseck (Nassau) 100. 104.
Advocatia 373.
Aëtius 153.
-affa (Namen auf) 212.
Affalterbach 239.
Affeltrach 239.
Affeltrangen 239.
Affoldern 239.
Affoltern 239.
Agrarsystem der Urzeit 215—231.
Ahlberg 429.
Ahrweiler 141.
Ahtumer 356.
Alah 429.
Alahdorf (Altdorf) 429.
Alahesfelt 429.
Alahstatt 429.
Albanien 14.
Alemannen 98. 99. 134—142.
Alemannische Ortsnamen 140—142.
Alexander Severus (Kaiser) 135.
Alfen 422.
Aliso 57. 59.
Allerstädt 429.
Allitteration 32. 433. 437.
Allitterierende Redensarten 437. 438.
Almende 319. 364.
Almenden 231.
Alphabet 432. 434. 435.
Alsheim 429.
Alstädde 429.
Altdorf 429.
Altenstadt (Wetterau) 91. 104.
Alte Sprache 431.
Altmühl (Fl.) 93.
Altrip (a. Rhein) 109.
Amsivarier 78. 118. 143. 150.
Amu (Fluß) 10.
Andernach 56. 109.
Anfänge der germanischen Kultur 203—216.
Angarii 160.
Angelhausen 165.
Angeln 167. 168.
Angeln (Landschaft) 168.
Angelrode 165.
Ango 276.
Angriffsweise 294. 295.
Angrivarier 159. 160.
Anklageprinzip 339.

Anlaut 437.
Anſiedelung 317—319.
Antoninus Pius 79. 89.
Apelern 239.
Apfelbäume 239.
Aphrodite 403.
Aplerbeck 239.
Apollo 419.
Arae Flaviae (Rotweil) 87.
Arbogaſt 152. 153. 180.
Arbogaſt com. Trevir. 154.
Ares 403. 417.
Argentaria (b. Kolmar) 137.
Arier 8.
Arioviſt 45. 254. 255.
Ariſche Hauptgötter 401.
Ariſtokratie 344—348.
Arles (Präfektur) 153.
Armin 64. 76. 356.
Arnheim 57.
Arnsburg 104.
Arpus 73. 351.
Artemis 403. 419.
Asberg 56.
Aſen 404. 418.
Aſenkultus 409.
=au 212.
Auerochs 41.
Aufgebot 291.
Augsburg 233.
Augſt (Baſel=) 56.
Auguſtus 50. 60.
Aurelian (Kaiſer) 136.
Ausſchluß der Frauen vom Grundbeſitz 382.
Ausſteuer 375.
Auſter (ostrea) 12.
Auszug (Aufgebot) 291.
Autonomie 362.
Änderungen der Gauverfaſſung 322 bis 326.
„Ärgere Hand“ 368.

B.

=bach 141. 212.
Baiuvarii 173.
Baktrien 9.
Baldur 414.
Bannrecht 339. 340.
Bardengau 163.
Barditus (Schildgeſang) 437.
Bataver 58. 118.
Bataveraufſtand 78. 79.
Bataviſche Inſel 57.
Baumburg 246.
Baumhäuſer 245.
Baunonia (Bononia, Boulogne?) 26.
Bayern 173—176.
Bedeutung der Waffen 265. 266.
Bedeutung der Zahl für die Anſiedelung 320. 321.
Befeſtigung 299—301.
Behandlung der Unfreien 368.
Bekleidung 43.
=berg 141. 212.
Beſchränkung des Sondereigens 231.
Bewaffnung 268—271.
Bibelüberſetzung 430. 431.
Bier 233.
Bilder 428.
Bildſäulen 428.
Bildung der Stämme 115—184.
Bingen 56. 109.
Bingenheim 104.
Bipennis 278.
Blutige Opfer 424—426.
Blutrache 340—344.
Bodenbeſchaffenheit der Urzeit 215.
Bogen 281.

Böhmen 173.
Böhmerwald 175.
Boihemum (Böhmen) 173.
Boineburg 246.
Boiodurum (Paſſau) 85.
Bojen 173.
Bonn 56.
Boppard 56.
=born 141. 212.
Bouteille 358.
Bracke (bracha) 223.
Bragi 413.
Breiſach 109.
Bronze 270.
Brot 239.
Bruch (Hoſe) 244.
Brukterer 58. 143.
=brunn 141.
Brunsklar 226.
Buccinobanten 139.
Buchſtaben 432—435.
Büren 249.
=büren 212.
=burg 213.
Burgſtadt a. Main 93. 103.
Burgunder 137. 138.
Buße 338—340.
Buticularius 358.
=büttel (O.=R.) 170.
Butzbach 91.

C.

Cäcina 72.
Cajus Silius 73.
Capitale (Vieh) 384.
Caracalla (Kaiſer) 99. 135.
Carauſius 146.
Carinus (Kaiſer) 136.
Carus (Kaiſer) 136.
Cäſar in Gallien 46.
Cäſar über die Germanen 207.
Cäſar und Tacitus im Zſ. 208.
Catulus 264.
Cent 288. 315. 318.
Centenar 289.
Centenarius 318.
Centobere 329.
Centurie 317.
Centurio 289.
Centverſammlung 328.
Ceres 403.
Chamaven 143.
Charakter der alten Sprache 432.
Charakter d. altgerm. Vf. 344—348.
Charakter der Germanen 198.
Chaſſen (Chatten) 144.
Chaſuarier 159.
Chatten 59. 61. 78. 79. 84—86. 98. 143. 324.
Chattuarier 143. 151.
Chauken 58. 125. 159.
Cheruskker 59. 61. 78. 125. 159. 269.
Chlodio (Chlojo) 150.
Chlodwig 150.
Chriſtentum 437—441.
Cimbern= und Teutonenkriege 50. 51.
Cimbern und Teutonen 252. 253.
Cirkus zu Trier 147.
Claudius 177.
Claudius II. (Kaiſer) 136.
Claudius Civilis 78.
Commercium 387.
Commodus (Kaiſer) 131.
Compoſitio 338.
Connetable 358.
Corbulo 77.
Cyklopen 412.

D.

Dacien 80. 105. 132.
Dambach a. Pfahlgraben 93.
Damm 93.
Dämonen 393. 397. 399. 401.
Dapifer 358.
Dasbach (Naſſau) 104.
Decimalſyſtem 317.
Decius (Kaiſer) 132.
Dekanie 288.
Dekanien 315.
Dekanus 318.
Dekumatenland 80. 86. 87.
Demeter 403.
Deus 402.
Deutz 56.
Diana 403. 419.
Didius Julianus (Kaiſer) 132.
Dies Jovis 416.
Dies Martis 418.
Dies Mercurii 414.
Dies Veneris 421.
Ding (placitum) 327.
Dingfrieden 327. 336.
Dingpflicht 362.
Dinkelsbühl unweit des Limes 95.
Dinsberg 418.
Dinslaken 418.
Dinstag 418.
Diokletian (Kaiſer) 136.
Diſen 421.
Dispargum 150.
Ditmarſchen 164.
Dnieper 25.
Dnieſter 25.
Dolche 281.
Dominium (Privatrecht) 388.
Domitian 86.
Domitius Ahenobarbus 61.
Donar 402. 403. 405. 414—416.
Donaukelten 49. 50.
Donaulimes 84.
Donauquellen entdeckt 50.
Donnersberg 416.
Donnerseiche 428.
Donnersmark 415.
Donnerstag 416.
Döre (porta) 55.
Dorf 248. 249.
Dorf (turba) 318.
=dorf 141. 212.
Dörfer 227.
Döringſtadt 165.
Dorfweil 142.
Dreifelderwirtſchaft 221. 222.
Droſtei 359.
Druiden 190.
Druidentum 354.
Druſus 49. 54—60. 84.
Duisborch (Dispargum?) 150.
Duisburg 418.
Dung (Tung) 247.
Duri (Duringi) 165.
Dynaſtieen 333.
Dynaſtiſche Elemente 346.

E.

Ebereſche 415.
Eberkopf (Schlachtordnung) 302.
Echtes Ding (placitum) 327. 423.
Echtes Eigen 362.
Echtersphfahl (b. Aſchaffenburg) 97.
Echzel (Wetterau) 104. 141. 142.
Effelder 239.
Effeltern 239.
Effolderbach 239.
Eheliche Verwandtſchaft 376.

Eheliches Güterrecht 375. 376.
Eherne Waffen 270.
Ehrengeschenke (Fürsten) 335. 383.
Eichhorn 415.
Eideshelfer 341.
Eidgenossenschaften 362.
Eigennamen 407.
Eigentumsbegriff 387. 388.
Einigungsrecht 362.
Einwanderung der Germ. 24—27.
Eisenarbeit 235.
Eiserne Waffen 270.
Elbe 55. 60.
Elben 422.
Elementardienst 399. 408.
Elemente der altgerm. Verfassung 344—348.
Elsaß 158.
Elsen (Aliso?) 57.
Eltville 142.
Emanzipation 377.
Emmerich 56.
Ems 55. 104.
Engel (Dörfer) 165.
Engelgau 168.
Engelstadt 165.
Engern 125.
Engern (Angarii) 160. 162.
Erbfolge 379—381.
Erbrecht 378—382.
Erbrecht der Frauen 381. 382.
Erdhäuser 246.
Erdmutter 419. 420.
Eresberg 418.
Erneuerung der Welt 397. 398.
Ero 417.
Erpo 351.
Ertag 418.
Erz 270.
Esch (ascahi) 222.
Esch (ezisc) 222.
Eschweiler 141.
Esthen 29. 42.
Etrusker (Rhätier) 9.
Eugenius (Kaiser) 137.
Ewiger Landfriede 342. 343.

F.

Fachbau 246.
Familie 310—313. 340.
Familienerbfolge 379—381.
Familienrecht 372—378.
Faustrecht 342.
Fehderecht 290. 340—344. 361.
Felp 223.
-feld 141. 212.
-felden 141.
Feldgemeinschaft 228—230.
Feldgraswirtschaft 223. 224.
Feldmark 319.
Feldzeichen 282.
-fels 213.
Ferramenta 282.
Festungswerke 299.
Finnen 8. 30. 36. 187.
Finsternis und Tod 394.
Flavius 356.
Fleischspeisen 240.
Flurnamen 214.
Forderungsrecht 388.
Forst 427.
Fossa Drusiana 57.
Framea 271. 274. 275.
Franken 142—158.
Franken (Ortsnamen) 141. 150.
Fränkische Ortsnamen 141. 155. 156.
Fränkischer Hessengau 324.

Franziska (Waffe) 278.
Frauenarbeit 236.
Frauja 418.
Fredum 338.
Freie 360—365.
Freie Landgemeinden 348.
Freie Städte 348.
Freigelaſſene 370. 371.
Freiheitliche Verf. 344—348.
Freiheitsrechte 361.
Freilaſſung 370. 371.
Freitag 421.
Freyja 403. 406. 418. 420. 421.
Freyr 418.
Fria 420.
Friedberg 91.
Friedbruch (Verbrechen) 341.
Friede (Rechtsordnung) 339.
Friedensgeld 338.
Friedensgenoſſenſchaft 340.
Frieſen 58. 164.
Frieſengau 171.
Frieſiſche Geſandte 251.
Frigg 420.
Fro 418.
Frouwa 418. 420.
Fuchs 415.
Fußgänger neben Reitern 265.
Fußvolk 195. 284. 285.
Fürſten 318. 329—331.
Fürſtl. Geſchlechter 350.

G.

Galba (Kaiſer) 78.
Gallien 183. 184.
Gallienus (Kaiſer) 135.
Gaſtfreundſchaft 342.
Gau (γαῖα) 17. 318.
Gau= 319.
Gauaſchach 319.
Gaue 321—325.
Gaufürſten 329.
Gaugemeinde 327.
Gaugericht 338.
Gaunamen 322—325.
Gauverfaſſung 321. 327.
Gauverſammlung 327.
Gebet 423. 424.
Geburtsſtände 349—371.
Gefolge 291. 292. 357—360.
Gefolgsherren 292.
Gegenſatz des römiſchen und deutſchen Rechtes 387.
Geiſerich 183.
Gelage 328.
Geld 238.
Geldwirtſchaft 387.
Geldwirtſchaft (keltiſche) 196.
Gellep 56.
Gemeinden 319. 320.
Gemeine Mark 319.
Gemüs= und Gartenbau 241.
Gennobaud 151.
Ger (Waffe) 275.
Gerberei 235.
Gericht 341.
Germanen (Name) 26.
Germanen (und Kelten) 187—202.
Germania des Tacitus 3. 88.
Germanicus 70—75. 84.
Gerſte 239.
Geſchichte der Mythologie 393.
Geſchlechterfaktionen 343.
Geſchlechterverfaſſung 311—315.
Geſchlechtsvormundſchaft 372. 375.
Geſetze 328.
Geten 25.
Getreide 239.
Gewandtheit 265.

Gewerbe 44. 234.
Gewerbe (keltiſche) 196.
Giganten 399.
Glaube u. geiſtiges Leben 389—441.
Gleve 277.
Gliederung des Heeres 287. 315.
Godan 410.
Goldhelm 412.
Goten 122.
Gotiſches Alphabet 435.
Gott (deus) 20. 21. 392. 402.
Gottesbewußtſein 390.
Gottesurteil 341.
Götterdämmerung 395.
Götterdynaſtieen 400.
Graf (comes) 330.
Grafen 326.
Gratian (Kaiſer) 137.
Grenzen 319. 320.
Griechen 16. 189.
Großer Bär 412.
Großhundert 317.
Grotenburg 300.
Grundbeſitz 363. 364.
Grundbeſitz bei den Kelten 232.
Grundbeſitz der Hörigen 369.
Grundeigen 228—230. 384—386.
Grundherrſchaft 370.
Grüningen 91.
Guberni 62.
Gudensberg 410.
Gunzenhauſen (a. Limes) 94. 95.
Gutsinventar 384.
Gwodan 410.

H.

Hadrian 79. 80. 89.
Hadrianwall 84.
Hafer 41.
Haferbrei 239.
=hagen 213.
Hahn, Huhn 30.
Haine 427. 428.
Hamaland 143.
Hammer 405.
Hammer Thôrs 414.
Hammerwurf 414.
Handel 233.
Handel der Hermunduren 233.
Handelsartikel 234.
Handelsſtraßen 234.
Handkäſe 240.
Handmühlen 237.
Handwerke 234.
Handwerksinnungen 235.
Haſe (Fl.) 159.
Haſpe (Spange) 243.
Haßfurt 172.
Haßwald 172.
Haupt= und Nebengötter 419.
Haus und Hof 364.
Haus (=hauſen) 248. 249.
Hausbau 43. 236—250.
Hausbetrieb des Handwerks 238.
=hauſen 141. 212.
Hausmarken 434.
Hausſklaven 368.
Haustiere 10. 12. 17. 18. 30.
Häuptlinge 318.
Heer und Volk 315.
Heereinteilung 287—289.
Heeresabteilungen als Landgebiete 318.
Heeresordnung 288.
Heerfrieden 336.
Heerführer 289. 315. 316. 329.
Heerpflicht 362.
Heide 224.

Heidentum 200.
Heidnische Feste 423. 426.
Heidnischer Götterglaube 390.
Heilige Bäume 428.
Heim 248. 249.
-heim 141. 212.
Hel 420.
Heldenlieder 436.
Heldentum 352. 353.
Helios 419.
Hellebarde 277.
Helme 273.
Helmzier 273.
Henne 30.
Hephästus 403. 416.
Hera 403.
Herden 383.
Heriro (Herr) 352.
Herkules 415. 416.
Hermeskeil 416.
Hermionen 120. 121.
Hermunduren 62. 78. 164—167.
Heru (Schwert) 269. 417.
Heruler 167. 174.
Herzoge 331. 332.
Herzogl. Gewalt 332.
Herzynischer Wald 29.
Hessen 125. 144.
Hessen (Dorf) 144.
Hessengau (in Thüringen) 171.
Hessengau (b. Schweinfurt) 172.
Hessengau 324.
Hindukusch 9. 10.
Hochstraße (Limes) 100.
Hof (-hofen) 248. 249.
-hofen 141.
Hofämter 358.
Hofgerichte 369.
Hofrecht 369—371.
Hohenstaufen (Limespunkt) 84.
Holsten 164.
Holsteiner 164.
Holtsaten 164.
Holzbau 245.
Holzmühl 237.
Hopfen 242.
Hosen 244.
Höfe 227.
Hölle 420.
Hörige (Unfreie) 365—371.
Hörigkeit der Handwerker 236.
Hörigkeit 367.
Hörigkeit und Sklaverei 370.
Hörner 283.
Huhn 30.
Hundasaths 289. 318.
Hundert 318.
Hundertführer 315.
Hundertschaften 287. 288.
Hundertschaft 315. 316. 317. 318.
Hunnen 129.
Hunno 289. 318.
Hülsenfrüchte 241.

J.

Iberien 14.
Idisen 421.
Idisiaviso 421.
Inder 11. 17.
Indogermanen 8.
Indogerm. Sprachschatz 17—21.
Ingävonen 119—121.
-ingen 141.
Iranier (Perser) 11. 17. 25.
Irminsäulen 416.
Isala (Issel) 148.
Isis 420.
Issel (Fl.) 57.
Istävonen 120. 121.

Jod.

Jagſt (Fl.) 95.
Jagſthauſen 95. 103.
Jahreszeiten 42.
Joch (iugum) 18.
Julfeſt 423.
Julian (Kaiſer) 106. 136. 137. 149.
Juno 403.
Jupiter 403.
Jutungen 138.
Jüten 167. 168.

K.

Kampf der Götter 405.
Kampfeshelfer 341.
Kampfesweiſe 266.
Kana finn. der Hahn 36. 37.
Kanton 288. 317.
Kapersburg (b. Friedberg) 104.
Kapitaleigentum 383.
=kappel 213.
Kaſſel (Heſſen) 57.
Kaſſel (b. Gelnhauſen) 92.
Kaſtell (b. Mainz) 56.
Katualda 76. 233.
Kaukaſus 14.
Kämmerer 358.
Kämpfe der Götter 397. 399.
Kämpfe mit den Römern 49. 50.
Kämpfe zwiſchen Kirche und Staat 192.
Käſebereitung 240.
Kelheim 84.
Keller 246. 247.
Keller (cellerarius) 359.
Kelten 14. 16. 22. 28.
Kelten und Germanen 187—202.
Kemel in Naſſau 87. 104.
Kern= (Körn=) 237.
Keſtrich (in Oberheſſen) 57.
Keule 274.
Kinderausſetzung 376.
Kinzig (Fl. in Heſſen) 92.
Kipfenberg (am Limes) 94.
Kirche 439. 440.
=kirchen 213.
Kirchliche Einteilung 326.
Kirchliche u. politiſche Grenzen 326.
Kirn= (Kürn=) 237.
Kleidung 242—244.
Kleiner Krieg 299. 301.
Knechte 365.
Kniva 132.
Koblenz 56. 109.
Kocher (Fl.) 95.
Kolonen 179.
Kolonen (Hörige) 367.
Komitat 357.
Konföderationen (keltiſche) 198.
Konſtantin (Kaiſer) 136.
Konſtantinopel 182.
Konſtantius Chlorus (Kaiſer) 136.
Konſtantius II. (Kaiſer) 186.
Korn 239.
Köln 56. 109. 153.
Königl. Rechte 335.
Königsfriede 339.
Königshäuſer (Geſchlechter) 333.
Königtum 332—335.
Königtum und Freiheit 347.
Körpergröße 264.
Körperkraft 264.
Kriege u. ihre Bedeutung 255—258.
Kriegeriſcher Charakter des Mythus 405.

Kriegsgefangenſchaft 365. 366.
Kriegsweſen 251—306.
Krotzenburg (Kaſtell) 104.
Kuh (Haustier) 18.
Kulturſtufe der Urzeit 187—250.
Kultus 423—430.

L.

Laar 225.
Ladenburg 88.
Lager 282.
Lahngau 324.
Lahr 225. 248.
Langobarden 76.
Landesherrſchaft 347. 348.
Landverteilung 229.
Lanze 276. 277.
Lanzen 269.
=lar 212. 225. 248.
Lauch 241.
Lautverſchiebung 33—38.
=leben (Ortsnamen) 169.
Leer 225.
Lehmfarbe (Anſtrich) 246.
Lehnweſen 359. 360.
Leibeigenſchaft 367.
Leiheverhältniſſe 370.
Leihgeſtern bei Gießen 94. 104.
Lein (linum) 12.
Leſen 433.
Leten 179.
Letten 42.
Letzte Dinge 396.
Lich 91.
Licht und Leben 394.
Lichtgötter 393.
Liesborn (Aliſo?) 57.
Limes (Pfahlgraben) 80—114.
Linz (a. d. Donau) 109.
Lippe (Fl.) 55. 59.
Logiſcher Accent 33.
Loh 427.
=loh 212.
Lohr 225.
Lohr= 225.
Lohra 225.
Lohre 225.
Losſtäbe 435.
Löſegeld 341.
Lucius Apronius 72.
Lucius Pomponius 66.
„Luft macht frei“ 236.
Luna 419.
Luna 403.

M.

Magnentius (Gegenkaiſer) 147.
Mainhardt 95. 103.
Mainz 56. 109.
Majordomus 358.
Marbod 62. 76. 233.
Marius 51.
Mark 319.
Mark von Hone 324.

Markomer 151.
Markverbindung 364. 365.
Markwälder 319.
Mars 403. 418.
Marschall 358.
Marser 71.
Massenangriff 302.
Mattiaker 79. 118. 324.
Mattium 72.
Maximian (Kaiser) 146.
Maximin (Kaiser) 135.
Mägde 365.
Mägdearbeit 236.
Mäntel (Obergewand) 243.
Meder 17.
Menschenopfer 424. 425.
Merkur 413.
Milch 239. 240.
Milchstraße 18. 412.
Millenarius 289.
Miltenberg 91.
Mimir 412.
Minerva 403.
Mitgift (dos) 374. 375.
Mittwoch 414.
Mobilien 383.
Mobilieneigentum 386—388.
Monarchische Verf. 344—348.
Mond 419.
Monogamie 374.
Mons Jovis 416.
Mons Martis 418.
Morgensterne (Waffen) 274.
Mösers Ansicht über die Germanen 206.
Munt (manus) 373.
Muntgeld (dos) 375.
Murhardt 95. 103.
Muspilli 396.
Mühle 237.
Mühlenbau 236. 237.
=münster 213.
Münzenberg 91.
Mythenentwickelung 399—401.
Mythenverschiebung 393—396.
Mythologie 393—396.

N.

Nationalfarben 273.
Nationale Mythenkreise 402.
Naturbetrachtung 390. 391.
Naturalwirtschaft 238. 239.
Neihunga 424.
Neptun 403. 410.
Nero 118.
Nerthus 420.
Nerva 88.
Neue Erde 398.
Neuer Himmel 398.
Neuß 56.
Niederlahngau 325.
Niederlassung 317—319.
Nimwegen 57.
Nocera (Schlacht) 267.
Nordalbingier 164.
Nordgau 167.
Nordische Mythologie 403. 404.
Nornen 421.
Nordschwaben 172.
Nordthüringen 172.
Noricum (Bayern) 175.

O.

Oberfranken 125.
Oberfranken (Chatten) 154.
Oberlahngau 325.
Oberlahnstein 84.
Oberwesel 56.
Octavian (Augustus) 56.
Odhin 410.
Odoaker 175. 180.
Opfer (b. Gericht) 340.
Opfer 423. 424.
Opfergemeinschaft 426.
Opfermahlzeiten 424.
Orakel 337.
Orte der Urzeit 213.
Ortsgeschichte 211.
Osning 59.
Ostarier 11.
Osterburken 93. 103.
Ostfalen 163.
Ostgermanen 121. 127.
Ostgoten 132.
Ostsee 29.
Ostsueven 174.
Otho 78.
Oxus (Amu) 10.
Öhringen 95—103.

P.

Pagus 328.
Pagus Hattuariorum 151.
Pallas 403.
Paltar 414.
Pamir (Hochland) 10.
Pannonien 63.
Panzer 273.
Parentela 380.
Parentelenordnung 379—381.
Passau 85.
Patria potestas 373.
Patriarchalische Gewalt 372.
Pelzröcke 244.
Permanentes Pflugland 230.
Perser 11.
Peterweil 142.
Pfahlbach 93.
Pfahlbronn 84. 93.
Pfahlburger 245.
Pfahldorf 93.
Pfahlgraben 80—114.
Pfahlheim 93.
Pfahltannen 94.
Pfeffer 241.
Pferde 286.
Pferdefleisch 241. 426.
Pferdeopfer 425.
Pflügen (arare) 13.
Phöbus 419.
Pincerna 358.
Pluto 403. 410.
Poesie 435. 436.
Pohl bei Ems 94.
Pohlbach 94.
Pohlfeld 94.
Pohlgöns bei Gießen 94.
Pohlheim 94.
Pohlwald 94.
Pohlwiese 94.
Polit. u. religiöses Leben 191—193.
Polytheismus 392.
Poseidon 403.
Postumus (Gegenkaiser) 136. 145.
Priester 332. 335—337.
Priesterl. Rechte 336. 337.
Priestertum und Adel 355.

Princeps civitatis 329.
Principes 329—331.
Privatbuße (compositio) 339.
Privatrecht 371—388.
Probus (Kaiser) 89. 91. 106. 136.
Proviant 283.
Putz und Schmuck 244.
Pytheas' Bericht 26.

Q.

Quaden 130. 132. 174.
Quingentenarius 289.
Quirn (Mühle) 236.
Quirn= (Ortsnamen) 237.

R.

Raben 406.
Radmühl 237.
Rando 142.
Rechtsformeln 437.
Regensburg 85.
Reiferscheid 150.
Reiks (rex) 383.
Reines Feuer 399.
Reiter 265.
Reiterei 285. 286.
Reiterei bei den Kelten 195.
Religiöse Gebräuche 399.
Religiöses und politisches Leben der Germanen 191—193.
Remagen 56.
Rendel 141. 142.
Renntier 41.
Repräsentationsrecht 379.
Republ. Elemente 346.
Republ. Verfassung 344—348.
Rhätische Ortsnamen 9.
Rheinlimes 84.
Rhenonen (Pelzröcke) 244.
Richter und Heerführer 315. 316.
Richter 329.
Ricimer 180.
Riesen 393. 397. 399. 422.
Riesgau (Rhätia) 9.
Rindfleisch 241.
Ringe 238.
Ringwälle 233. 300. 301.
Riparii (Uferfranken) 153.
Ripuarier 150—153.
Ritterstand (keltischer) 194.
=rode 213.
Rodungen 230. 369. 385.
Ronneburg (bei Hanau) 142.
Roßmühlen 237.
Roßzünder 426.
Rotweil (Arae Flaviae) 87.
Röcke (Unterkleid) 243.
Römisches Kaisertum 183.
Römische Kaufleute 233. 235.
Römische Kultur 108—111.
Rugier 174.
Runen 203. 413. 432—435.
Runengebrauch 432. 433.
Runenstäbe 433.
Runenzauber 433.
Runenzeichen 433. 434.
Rückingen (Kastell) 88. 104.

S.

Saalburg bei Homburg 84.
Sachs (Sahs) 281.
Sachsen 125. 159—164. 269.
Sahs (culter) 270.

Sala (Iſſel) 148.
Salier (Franken) 148—150.
Saliſche Franken 125.
Salmünſter 91.
Salz 241.
Salzburg 109.
Samteigen 229.
Sanskrit 11. 12.
Sattlerei 235.
Saturn 400.
Saturninus (Sentius) 63.
Saure Milch 240.
Saxnot 417.
Sächſiſcher Heſſengau 324.
Sättel 235. 286.
Schanzen 282.
=ſcheid 141. 212.
Schenk 358.
Schiffahrt 41. 42.
Schildburg 295. 296.
Schilde 268. 269. 271—273.
Schildgeſang 258. 405. 437.
Schinken 240.
Schlachten der Germanen 304—306.
Schlachtenjungfrauen 406. 407.
Schlachtgeſänge 436.
Schlachtordnung 293—295. 316.
Schleuder 281.
Schmelzkunſt 235.
Schmiede 268.
Schmiedehandwerk 236.
Schmiedekunſt 234.
Schreiben 433.
Schuhe 244.
Schwaben (Jutungen) 138.
Schwabengau 171.
Schwabenmaar 141.
=ſchwand 141.
Schwarzwald 96.
Schwäbiſche Alp 96.
Schweinefleiſch 240.
Schwert 279—281. 405.
Schwerter 269.
Schwerttänze 417.
Schwimmen 267.
Seehund 41.
Segeſtes 65. 72. 356.
Selbſtverpflegung 284.
Selene 419.
Selz 109.
Semnonen 76. 167. 170.
Seneſchall 358.
=ſeß 213.
S. Severin 176.
Siebengebirg 96.
Siebengeſtirn 412.
Sigambern 56. 58. 61. 125. 143.
Sigimer 64.
Sindringen (am Limes) 95.
Sippe 340.
Sittenſtrenge 374.
Skiren 174.
Sklaverei 368.
Slaven 24. 27.
Slavogermanen 15. 24.
Sol 403. 414. 419.
Sondereigen 229. 230. 364.
Sonne 419.
Sonnengott 412.
Sonnenroß 412.
Spangen 244.
Speer 405.
Speiſen 43.
Speſſart 91.
Speyer 109.
Staat 310.
Staat und Kirche 440. 441.
Staatsformen 344—348.
Staatsgebiet 313.
Stabreim 433.
Staden in der Wetterau 91. 104.
Stadtberge 418.
Stammgebiete 319.
Stammrechte 308.

Standeserhöhungen 356.
Standlager 56. 102.
=ſtatt 212.
Städte 232. 233.
Städte (keltiſche) 197.
Stände 349—371.
Ständiſche Verf. 347. 348.
Stärkegürtel Donars 416.
Steigbügel 265. 286.
=ſtein 213.
Steinbau 245.
Steinmetzzeichen 434.
=ſtetten 141.
Stilicho 137. 153.
Stockwerk 246.
Stormarn 164.
Strabo über die Germanen 218.
Strafgewalt 338—342.
Straßburg 56. 109.
Straßen (am Limes) 102.
Streitaxt 278.
Streithammer 279.
Streitkolben 274.
Streitmeißel 271.
Suardonen 269.
Sueven 121.
Sunno (frk. Herzog) 152.
Südthüringen 173.

T.

Tabernae (Zabern) 109.
Tacitus über die Germanen 207.
Tacitus über den Ackerbau 229.
Tageszeiten 42.
Taktik der Germanen 293—306.
=tar 212.
Tartarus 400.
Taube (Hausvogel) 12.
Taunus 84.
Tauſchhandel 238.
Tauſchmittel 238.
Tauſend (mille) 16.
Tauſendführer 315.
Tauſendſchaft 315. 316.
Teilung der Gaue 325. 326.
Tejas 266.
Tempel 427—430.
Tenchterer 56. 58. 134.
Terra salica 382.
Territorium 313.
Teſtamente 378.
Testudo (Schildburg) 295. 296.
Teufelsmauer 90.
Teutoboch 265.
Teutoburger Wald 55.
Teutoburger Wald (Schlacht) 65.
Teutonen (Deutſche) 23. 37.
Teutonen 167.
Teutonenkrieg 252. 253.
Theoderich d. Gr. 182.
Theodoſius (Kaiſer) 152.
Thiudans (rex) 333.
Thôr 414—416.
Thormark 415.
Thusnelda 72. 356.
Thuſundiſaths 289.
Thüringen (Ortsnamen) 165.
Thüringenhauſen 165.
Thüringer 164—172.
Thyra (Fl.) 165.
Tiberius 49. 50. 61.
Tierbilder 283.
Tieropfer 425.
Titanen 399.
Todesſtrafe 339.
Totenwählerinnen 406. 407.
Totſchlag 342.
Töpferei 234.
Trajan 79. 80. 88.
Trajansſäule 88.

Trennung der Germanen 29—31.
Trier 153.
Trommeln 283.
Troß 268. 282.
Truchſeß 358.
Tubanten 134.
Tung (Keller) 247.
Tyr 416—418.

U.

Ubier 56. 58.
Ubierland 150.
Uferfranken 150. 153.
Ulfilas 430. 435.
Unausgeſprochener Gott 398.
Unfreie 365—371.
Ungeziefer 425.
Unmündigkeit 376—378.
Untergang des römiſchen Reiches 180—182.
Untergang der Welt 395. 396.
Unterrheingau 325.
Unterſch. v. Mobilien u. Immob. 387.
Unterſchiede der Verfaſſung bei den einzelnen Stämmen 344.
Uranus 400.
Urfeuerzeug 415. 416.
Urſprung des Adels 352. 353.
Urſprung der Hörigkeit 365. 366.
Urſprung des Sondereigens 385.
Urſprung des Staates 310.
Uſipeter 56. 58. 79.
Uſipier 134.
Übergang zur Anſäſſigkeit 364.

V.

Valentinian I. (Kaiſer) 137.
Valentinian II. (152).
Valerian (Kaiſer) 135.
Vallum Hadrianum (limes) 89.
Vandalen 183.
Varini 167.
Varus (Quintilius) 63.
Vatergeld (Ausſteuer) 375.
Väterliche Gewalt 373. 376. 377.
Venus 403.
Verbrechen 341.
Verbreitung des Königtums 334.
Verfaſſung und Recht 307—388.
Verf. der Nomadenvölker 312—314.
Verkauf der Kinder 376.
Verkehrsrecht der Römer 387.
Vermögensrecht 382—388.
Vermögensrecht der Römer 387. 388.
Verpflegung des Heeres 284.
Verſchiedenheit der Gauverf. 329.
Verwandtſchaftsberechn. 379—381.
Vetera castra (Xanten) 55. 56.
Vicus 318.
Vieh als Tauſchmittel (Geld) 238.
Viehbußen 342. 383.
Vielweiberei 374.
Villa 249.
Villare 249.
Vinicius (Markus) 61.
Vitellius 78.
Vogelsberg 91.
Vogtei 373.
Volksfriede 339.
Volkshäupter 329.
Vorgeſchichtl. Wanderungen 3—48.
Vormundſchaft 373. 377.